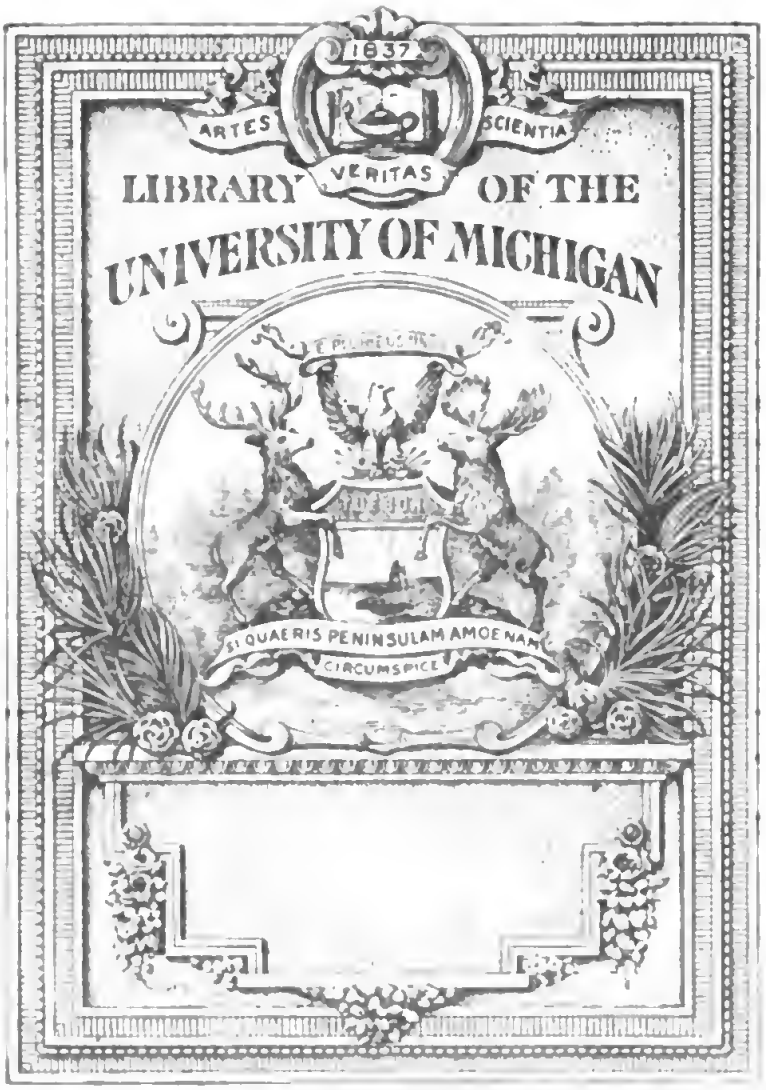
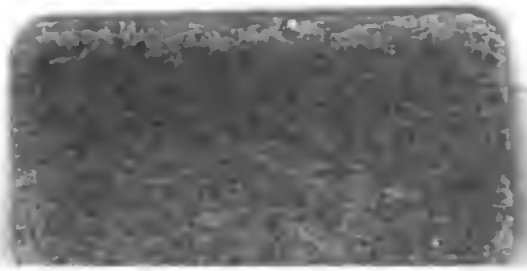
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



THE GIFT OF



Digitized by Google

830.6
D5-8

Digitized by Google

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1890.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönleins Nachfolger.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß des zweiten Bandes.

	Seite
Novella & Söhne. Roman von Johannes Emmer (Fortsetzung)	5
Auf schwankendem Boden. Novelle von Friedrich Meister	91
Der römische Rothschild. Ein Bild aus dem Gesellschaftsleben der „ewigen Stadt." Von Max Voß	168
Das Besprechen. Beitrag zur Geschichte des Aberglaubens. Von A. Berthold	181
Die Unvollkommenheit unserer Sinne. Physiologische Skizze. Von Paul Tunsch	193
Armenpflege und Bettelei. Eine soziale Betrachtung von A. Oskar Klaußmann	207
Die Webe- und Baukunst der Spinnen. Nach den neuesten Beobachtungen geschildert von Professor Dr. W. Heß	216
Historische Grobheiten. Eine Plauderei von Richard March	227
Mannigfaltiges:	
Ein Schiller Nahestehender	238
Brandbriefe	240
Friedrich der Große und die Erben des Prokonsuls Lietzmann	245
Eine wohlthätige Eigenschaft des Wassers	247
Zur Geschichte des „Kölnischen Wassers"	249
Deutsch-amerikanische Pastoren	251
Die Berliner Küche von ehemals	253
Der verzollte Pharao	254
Mutterliebe	255
Kuriose Geographie	255
Seltene Beharrlichkeit	256
Herausgeholfen	256

Digitized by Google

Rovella & Söhne.

Roman

von

Johannes Emmer.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

7.

Im Comptoir der Firma Rovella staunte man heute über zwei Dinge, welche als etwas ganz Außerordentliches erschienen: nämlich, daß Luschan heute einem Kommis, der sich einen schalen Witz erlauben wollte, in sehr bestimmtem Tone erwiedert hatte, er verbitte sich solche Bemerkungen für jetzt und alle Zukunft; und daß Signor Paolo pünktlich im Comptoir erschien, obwohl er sonst gewöhnlich erst kam, wenn die Hauptarbeit ziemlich erledigt war.

Man hatte heute Zeit, über solche Dinge sich Gedanken zu machen, da die Zeitverhältnisse die Geschäfte nicht wenig vermindert hatten; und eben dieser Umstand gab einem der Comptoiristen Anlaß zu der boshaften Bemerkung, Paolo sei nur deshalb einmal pünktlich gewesen, weil er gewußt habe, daß es nichts zu thun gebe.

Den wahren Grund wußte freilich nur Einer, und das war Luschan. Als er von seiner Besprechung mit dem Chef zurückkehrte, sah er Paolo's Blick mit ängst-

Digitized by Google

licher Spannung auf ſich gerichtet, einen Augenblick zuckte es in ſeinem Geſichte, als wolle er halb mitleidig, halb triumphirend lächeln, doch zu ſehr hatte er ſich ſelbſt in der Gewalt, um ſeine Empfindungen zu verrathen; und ſo flüſterte er nur in geſchäftsmäßig ernſtem Tone, reſpektvoll ſich vor dem Sohne des Chefs verneigend: „Es iſt Alles in Ordnung, Signor Paolo.“

Niemand hatte einen Zweifel, daß ſich dieſe Meldung auf ein rein geſchäftliches Vorkommniß beziehe, welche Bedeutung dieſe Worte ſonſt noch für Paolo hatten, ahnte Niemand. Am liebſten freilich wäre dieſer auf und davon gelaufen, um die Befreiung von ſeiner Sorge im Kreiſe ſeiner Genoſſen nach ſeiner Weiſe zu bejubeln; auch plagte ihn nicht wenig die Neugierde, wie Luſchan das ſchier Unmögliche doch möglich gemacht habe, aber dieſer war hinter dem Gitterverſchlage des Kaſſenzimmers verſchwunden, und dorthin wagte Paolo ihm doch nicht zu folgen. So mußte er denn Neugierde und Luſt bezähmen, und ſehr wider Willen die Rolle eines fleißigen Arbeiters ſpielen, während Luſchan drinnen im Kaſſenjournal auf das Conto des Chefs buchte: für perſönliche Zwecke empfangen 45,000 Zwanziger.

Der alte Kaſſier, der eine halbe Stunde ſpäter erſchien, machte freilich große Augen, als er dieſen Poſten ſah, und fragte nach dem Belege, mußte ſich aber mit der kurzen Antwort begnügen, Herr Rovella würde die ordnungsmäßige Anweiſung ausſtellen, ſobald er im Comptoir erſcheine.

Das dauerte heute freilich etwas länger, als es ſonſt

der Fall war, und machte nicht wenig einen Besucher ungeduldig, der nun schon eine Stunde in dem Gemache vor dem Arbeitskabinet des Chefs harrte und seiner nervösen Gereiztheit durch allerlei Geräusche Ausdruck gab. Endlich vernahm man den langsamen, schweren Tritt Rovella's, der mit kurzem Gruße das Comptoir betrat und durch die Zimmer ging. Im Kassenzimmer blieb er stehen und verlangte das Journal, das ihm Luschan hinreichte. Er überlas die Eintragung und nickte. „Es ist gut. Bringen Sie mir eine Anweisung, damit ich sie unterschreibe."

In der Thüre des Besuchszimmers stand bereits der Wartende und schien nach Worten zu schnappen, als wisse er nicht, solle er seinen Groll über das Warten oder seine Freude über das endliche Erscheinen Rovella's ausdrücken.

„Welch' ein seltener Besuch, Kapitän," sagte Rovella ein wenig überrascht, als er den Harrenden erblickte. Er reichte ihm die Hand, die kräftig geschüttelt wurde.

„Ja, Herr Rovella, ja; Sie haben sich bei mir auch nicht sehen lassen!" erwiederte treuherzig der Conte Rajevitsch.

Rovella hatte den Besucher in sein Kabinet eintreten lassen und ihm einen Sitz angewiesen. Während er sich selbst seinen Arbeitsstuhl zurechtrückte, warf er einen Blick auf den Mann, welcher ihm den Ausruf entriß: „Was ist denn passirt, Kapitän; Sie sehen ja aus, als wären Sie dem Grabe entstiegen!"

Conte Rajevitsch schnaubte, halb brummig, halb seuf-

Digitized by Google

zend, ehe er genug Faſſung fand, um ſein Mißgeſchick zu erzählen. In der That hatte das Schickſal dem braven Kapitän übel mitgeſpielt. Als er vor drei Tagen ſein Haus verlaſſen hatte, um in ſtürmiſcher Haſt nach Trieſt zu eilen, hatte ihm der losbrechende Wetterſturm einen nicht unwillkommenen Vorwand geboten, vorerſt eine Schänke aufzuſuchen. Die Aufregung und der Marſch über die ſteilen Höhenpfade in der ſchwülen Luft hatten ſeine Kehle trocken gemacht. In der Schänke nun traf er Bekannte; die Unterbrechung der Schifffahrt brachte es eben mit ſich, daß es zur Zeit in Trieſt von Seeleuten wimmelte; man fragte um dies und jenes, und natürlich zögerte Conte Rajevitſch nicht, ſein ungewöhnliches Erſcheinen in der Stadt zu erklären, indem er ſeine Abſichten kundgab.

Das gab nun reichen Stoff zur Unterhaltung. Die Einen fanden es ganz in Ordnung, daß Conte Rajevitſch den Italienern draußen einen Poſſen ſpielen wollte, und zweifelten nicht im Geringſten, er werde das Wageſtück glücklich vollbringen. Es fehlte aber auch nicht an Anderen, welche über die Idee ſpotteten, es für eine Narrethei erklärten und mit bedenklichen Mienen äußerten, um derlei auszuführen, dazu gehöre ein Jüngerer, der nüchtern und verſtändig, nicht blos prahleriſch und tollkühn ſei. Auf ſolche Anſpielungen erwiederte der Kapitän auch nicht mit Artigkeiten, man gerieth immer mehr in Hitze, ſtritt bald nicht nur über die vorliegende Idee, ſondern auch über längſt vergangene Dinge, über alle möglichen nautiſchen Probleme und Fragen; im Eifer der

Rede und Gegenrede vergaß die Gesellschaft gänzlich der Zeit, nicht aber des Trinkens, bis endlich nach Mitternacht eine Waffenruhe wegen gänzlicher Erschöpfung der streitenden Theile eintrat.

Ueber beide Parteien mit all' ihren Argumenten hatte der rothe Wein von Prosecco den Sieg davongetragen. Mit einiger Mühe hatte der Wirth, unterstützt von ein paar Gästen, die erst später gekommen und daher nicht so vollständig in die Niederlage verwickelt waren, wie die Anderen, den Kapitän in eine Stube gebracht, wo er nun bis zum hellen Morgen schlief.

Am nächsten Tage erwachte Conte Rajevitsch mit einem brennenden Durste und etwas müde, er beschloß daher, sich vorerst durch ein ausgiebiges Frühstück zu stärken, ehe er seinen Rundgang zu den Rhedern antrat, um ein Schiff zu erhalten. In der gleichen Absicht fand sich aber auch ein Theil der Gesellschaft vom vorigen Abend in der Schänke ein, und ehe man sich's recht versah, war der Kampf wieder entbrannt. Immerhin hätte aber der Kapitän wohl seine Absicht ausgeführt, wenn nicht ein tückischer Zufall zwei Steuerleute von der englischen Brigg auch in diese Schänke geführt hätte. Der eine war so weit der Sprache kundig, um sich in den Streit mischen zu können, und daß er Partei gegen den Kapitän nahm, war natürlich selbstverständlich. Mit hochmüthiger Ueberlegenheit und verächtlich erklärte der Engländer, was er mit seinen Matrosen zu Wege brächte, könnten die Leute von der Adria niemals ausführen. Das war nun freilich ein blutiger Schimpf, den selbst die Gegner des Kapitäns

ſich nicht bieten laſſen wollten; der Streit ging jetzt erſt recht los, und da der Engländer immer anzüglicher und beleidigender wurde, riß endlich den heißblütigen Südländern die Geduld: der Worte waren genug gewechſelt, man ließ Thaten ſehen.

Die beiden ſtierköpfigen, muskelkräftigen Engländer wußten ſich zwar mit Fauſt und Meſſer trefflich zu wehren, immerhin erging es ihnen ſchlimm genug, bis endlich eine der Patrouillen, welche der unruhigen Zeiten wegen die Straßen durchſtreiften, ſich in die Angelegenheit einmengte und die Kämpfer zuerſt trennte und dann wieder im Arreſt vereinigte. Conte Rajevitſch mußte die Schmach erleben, daß er wegen Rauferei kurzweg zu ſechsunddreißig Stunden Haft verurtheilt wurde. Wären es nicht gerade Engländer geweſen, die ein wenig übel zugerichtet worden waren, hätte der Kommiſſär es wohl mit einer Rüge bewenden laſſen, ſo aber mußte er befürchten, daß der ſehr energiſche engliſche Konſul ſeiner Landsleute ſich annehme, und um etwaigen Beſchwerden vorzubeugen, wurde Conte Rajevitſch als Urheber und Anſtifter des Streites in den Arreſt geſchickt. Es war nur ein ſchwacher Troſt für ihn, daß der Wächter menſchenfreundlich genug war, für Geld und gute Worte wenigſtens dafür zu ſorgen, daß der Kapitän nicht Durſt leiden mußte.

Geradewegs aus dem Arreſte war Conte Rajevitſch nun zu Novella gekommen, und die Spuren ſeiner Leiden traten in Haltung und in den Zügen ſo deutlich zu Tage, daß ſich der Ausruf des Kaufherrn: „Wie ſehen Sie denn aus?“ vollkommen erklärte. Die Schmach der erduldeten

Digitized by Google

Strafe fraß an der Seele des alten Seemanns, im Kopfe war es ihm wüst und dumpf, der Wein des Gefängniß-wärters war schlecht gewesen, und zu allem Ueberfluß hatte er heute erfahren, daß der Engländer am Abende vorher wieder abgesegelt sei und bei dem Hafenmeister einen höhnischen Gruß an „den verrückten Kapitän Groß-maul" bestellt habe.

Conte Rajevitsch hatte das Alles dem Kaufherrn er-zählt und hinzugefügt, daß der Kapitän Rajevitsch gerade so viel Muth und Grütze im Kopf habe, wie der beste Engländer, und vor der armseligen Schaluppe draußen sich nicht fürchte.

„Hm, ich verstehe; Sie wollen den Versuch machen, die Blockade zu brechen?" bemerkte Rovella.

„Gewiß! Ich thue es auch. Sie müssen mir ein Schiff geben, Signor Rovella."

„Wissen Sie auch, Kapitän, was Sie verlangen? Ich wage ein Vermögen dabei."

„Ich bürge dafür, ich, der Rajevitsch, bürge mit meinem Kopfe, daß Sie keinen Schaden leiden werden."

„Ihr Kopf ist mir allerdings werthvoller, als ein Dampfer," entgegnete mit leisem Spott der Kaufherr, „indessen —"

„Das schlechteste Schiff nehme ich, das allerschlechteste, aber ich muß eins haben, heute noch," schrie der Kapitän und schlug mit der Faust auf das Pult, daß die Papiere aufflogen.

Rovella antwortete nicht gleich, sondern blickte sinnend vor sich hin. Es schien ihn ein Gedanke zu beschäftigen.

Digitized by Google

„Der Vulkan wäre halb geladen für Konſtantinopel," ſagte er endlich.

Der Kapitän ſprang auf. „Der Vulkan? Sie geben mir den Vulkan?" Die Erregung Rajevitſch's war begreiflich, denn der Vulkan war der beſte Dampfer, den Rovella beſaß, ein ſtarkes, ſchnelles Schiff, mit neuen kräftigen Maſchinen, auch ſonſt trefflich gebaut und eingerichtet. Der Conte hatte es oft genug bedauert, daß er bereits aus dem Dienſte getreten war, als der Vulkan eingeſtellt wurde. Dieſes Schiff hätte er gar zu gerne kommandirt. Der Vulkan galt übrigens als Unglücksſchiff, denn noch keine ſeiner Fahrten war ohne einen, wenn auch nicht bedeutenden Unfall abgelaufen. „Er braucht eben die rechte feſte Hand," hatte der Kapitän ſtets gemeint, „dann wird der Vulkan bald ein Glücksſchiff ſein!" Natürlich war er überzeugt, daß er ſelbſt dieſe Hand beſäße. Matroſen und Heizer dagegen waren einig darin, daß der Vulkan verhext worden ſei und irgend ein boshafter Feind einen geheimen Zauber im Schiffe verborgen habe.

„Sind Sie bereit, Kapitän, auch eine lange Fahrt zu unternehmen?" fragte der Kaufherr, indem er mit einer Handbewegung den Conte bat, ſeinen Sitz wieder einzunehmen.

„Meinethalben dreimal um die Erde!" fuhr es dem Conte heraus, den der Gedanke, den Vulkan kommandiren zu dürfen, ganz außer ſich brachte.

„Nun, laſſen wir uns an —" Rovella dachte nach, er war offenbar ſelbſt nicht recht klar über das zu wählende Ziel, „an Oſtindien genügen."

Conte Rajevitſch ſah überraſcht auf, das hatte er doch nicht erwartet. „Hm, fünf Monate bis zur Rückkehr," brummte er. „Wie ſteht es mit der Ladung?"

„Das iſt diesmal Nebenſache; die paar Tonnen, welche bereits verladen ſind, werden wir dort gerade ſo gut los werden, wie in Konſtantinopel, und wenn auch ein Verluſt ſich ergibt, was weiter? Rückfracht kann voll genommen werden. Uebrigens handelt es ſich diesmal nicht um Geſchäfte."

Das Erſtaunen des Kapitäns wuchs, er hörte zum erſten Male Rovella ſo gleichgiltig von Geſchäften ſprechen. „Was hat es alſo für einen Zweck?" fragte er neugierig.

„Sie werden einen Paſſagier mitnehmen —"

„Bei der Madonna, das wird ein koſtſpieliges Vergnügen ſein, wenn der die Fahrt bezahlen muß."

„Einen Paſſagier," fuhr Rovella fort, ohne die Unterbrechung zu beachten, „auf den Sie beſonders Acht haben müſſen. Sie werden nicht geſtatten, daß er während der Fahrt irgendwo an das Land gehe; ebenſo wenig in dieſer Zeit einen Brief auf einer Ihrer Stationen beſtelle; bei der Ankunft werden Sie mit ihm nach Weiſungen verfahren, die ich Ihnen ſchriftlich mitgeben will."

„Der ſoll alſo wie ein Gefangener behandelt werden?" rief Conte Rajevitſch unwillkürlich aus.

„Ja," lautete kurz und trocken die Antwort.

„Und wer iſt dieſer Mann?"

„Sie werden ihn auf dem Vulkan finden, ſobald dieſer zur Abfahrt bereit iſt. Wann glauben Sie, kann das Schiff in See gehen. Heute Abend noch?"

Digitized by Google

„Gewiß, gewiß," versicherte der Kapitän, indem er aufsprang. „Es fragt sich nur, wie es mit der Mannschaft und den Kohlen steht."

„Die Leute sind bereit, und den Kohlenvorrath können Sie auf der Fahrt ergänzen, wenn im Laufe des Tages nicht genug eingenommen werden kann. Also abgemacht?"

„Abgemacht!" Nie in seinem Leben hatte der Kapitän Rajevitsch so freudig in eine Hand eingeschlagen wie diesmal.

„Die nöthigen Papiere und Wechsel erhalten Sie vor der Abfahrt, ich werde dies inzwischen besorgen lassen. Treffen Sie jetzt Ihre Anordnungen."

Der Conte nahm sich kaum Zeit zu einem Gruße, so eilig hatte er es, nach dem Hafen zu kommen, als fürchte er, die Sache könnte den Kaufherrn noch gereuen. Er hatte schon die Thürklinke in der Hand, als ihm Novella noch einschärfte, daß er über das Ziel der Fahrt und vor Allem über den Passagier Stillschweigen beobachten müsse.

Eine Viertelstunde später wußte es die halbe Stadt, daß der Vulkan unter dem Kommando des Kapitäns Rajevitsch Abends sieben Uhr in See gehe, um die Blockade zu brechen. Auf den Molen sammelten sich die Müßiggänger und unterhielten sich über das Ereigniß, während auf dem Vulkan lebendiges Treiben herrschte, und die Kohlenkammern gefüllt wurden. Rajevitsch durchstöberte jeden Winkel des Schiffes, sah nach den kleinsten Dingen und prüfte Alles sorgfältig, trieb die Leute an, die er mit seiner eigenen Ungeduld ansteckte, und ein zufriedenes

Digitized by Google

Lächeln zeigte sich auf seinem Gesichte, als endlich Mittags die Heizer den Feuerungsraum füllten, und die rothe Gluth unter den Kesseln aufschlug.

8.

Um sechs Uhr war der Vulkan klar, und bald darauf erschien auch Carlo, von Luschan begleitet, der dem Kapitän die Papiere und Wechsel überbrachte. Rajevitsch machte ein ziemlich verblüfftes Gesicht, als er vernahm, Carlo werde die Fahrt mitmachen und dieser sei der Passagier, dem zu Liebe die kostspielige Reise unternommen werde. Zu Erklärungen war jedoch jetzt keine Zeit, der Kapitän hatte an andere Dinge zu denken, vor Allem mit Luschan die geschäftlichen Angelegenheiten zu ordnen.

Carlo saß stumm neben den beiden Männern in der Kajüte, er befand sich noch immer in einer Art Betäubung, unfähig, das Geschehene ganz zu begreifen; der unerwartete Schlag hatte ihn vollständig gelähmt, und widerstandslos ließ er Alles über sich ergehen.

Der Kapitän und Luschan waren endlich mit einander fertig geworden, und Ersterer begleitete diesen eben zur Planke zurück, als Frau Rovella über dieselbe schritt. Sie wollte noch die letzten Minuten an der Seite ihres Lieblings verbringen, der einem ungewissen Schicksale entgegenging. Ohne Wissen des Gatten hatte sie das Haus verlassen, um noch einmal von dem Sohne Abschied zu nehmen, der zum Zerstörer ihres Glückes geworden war; sie mußte noch einmal seine Versicherungen und Schwüre

hören, daß er die ehrloſe That, deren ihn der Vater beſchuldigte, nicht verbrochen habe.

Das Raſſeln und Knarren der Ankerketten, welches das ganze Schiff vibriren machte, ſchnitt ihr in die Seele und zerrte an ihren Nerven, in qualvoller Pein umſchloß ſie den Sohn, als müſſe ſie ihn feſthalten, damit nicht die klirrenden Eiſenmaſſen ihn in den Abgrund riſſen.

Ein leiſes Klopfen des Kapitäns an der Kajütenthüre mahnte, daß es Zeit ſei. Noch eine letzte Umarmung, ein letzter Kuß, noch eine heiße Thräne, welche die Stirne des Lieblings bethaute, dann war es vorbei.

Conte Rajevitſch bot der Mutter den Arm und führte ſie über die Treppe hinauf auf das Deck; er fühlte, wie die Frau zitterte, und fürchtete faſt, ſie werde zuſammenſinken, als ſie das Land betrat, wo der Wagen ihrer harrte. —

Kapitän Rajevitſch hatte nie in ſeinem Leben ſich ſo freudig-ſtolz gefühlt, ſo recht tiefinnerlich befriedigt, als in dem Augenblicke, da er dem Maſchiniſten das Kommando „Vorwärts!“ gab, und die gewaltigen Räder ſich langſam zu drehen begannen. Auf dem Molo erhob ſich ein lautes Geſchrei, Hurrah und Evviva riefen die Leute, winkten und grüßten mit Hand und Hut, und thaten ſo erregt und begeiſtert, als hätte Jeder einen Antheil an dem Schiffe und dem zu erwartenden Ruhme. Die Anderen aber, welche überzeugt waren, der Vulkan ſteure ſeinem Verderben entgegen, weil ſie es ſo wünſchten, waren nicht minder geſpannt, und unwillkürlich beſchlich auch ſie eine Art Theilnahme für den kühnen Mann, der ruhig und

Digitized by Google

zuverſichtlich auf der Kommandobrücke ſtand, und dem der Lärm auf dem Hafendamme wie ſüße Muſik in die Ohren klang.

Rajevitſch empfand, welchen Zauber es haben müſſe, volksthümlich und berühmt zu ſein, von der Menge bejubelt zu werden und das Bewußtſein zu haben, dieſe Auszeichnung zu verdienen.

Ein winzig kleines Wölkchen ferne am Horizonte, nur geübtem Auge erkennbar, zeigte die Stelle an, wo der Carignano, das italieniſche Kriegsſchiff, ſich befand. Gerade dorthin richtete der Vulkan ſeinen Kurs, und auf's Neue brach das Geſchrei der am Hafen Verſammelten los, als ſie dies bemerkten.

Kapitän Rajevitſch hatte das Unternehmen, welches Allen ſo abenteuerlich erſchien, wohl erwogen. Er wußte nicht nur ziemlich genau, wie viel Mannſchaft der Carignano haben könne, ſondern auch, wie ſtark die Maſchinen ſeien. Er hatte in Rechnung gezogen, daß der Carignano ſeit fünfzehn Tagen keine Kohlen eingenommen hatte und dabei doch zumeiſt unter Dampf geweſen war. Er glaubte deshalb auch mit einiger Sicherheit annehmen zu dürfen, daß die letzten Reſte heute unter die Keſſel geworfen ſein mußten, und der ſtarke ſchwarze Rauch, von dem man ihm berichtet hatte, erſchien ihm als ein Zeichen, daß mit kleinen Stücken und Staub geheizt werde. An Schnelligkeit war der Vulkan dem Kanonenboote überlegen, und dieſes ſtand vor der Gefahr, daß ihm der Athem ausgehen würde. Doch nicht nur darauf rechnete der Conte; ſeinem kundigen Auge war es auch nicht entgangen, daß

der Carignano etwas schwerfällig manöverire, daß er nicht nur infolge seiner Bauart keine raschen Wendungen ausführen könne, sondern auch schlecht gesteuert werde. Darauf hatte Rajevitsch vor Allem seine Pläne gebaut.

Die Küste versank langsam hinter den Wellenlinien, nur der weiße Kamm der Hügel von Opcina und Prosecco leuchtete noch herüber. Vorne zeigte sich dafür der Umriß des Carignano, der jetzt in Sicht kam. Auch er hatte den kühnen Blockadebrecher bemerkt und schien entschlossen, ihn sich diesmal nicht entschlüpfen zu lassen. Mit voller Kraft dampfte er auf den Vulkan los, der jetzt ebenfalls vollen Dampf aufgemacht hatte. Es dauerte nicht lange, so waren die beiden Schiffe auf Schußweite einander nahe.

Carlo, dem es in der einsamen Kajüte zu schwül und in der Gesellschaft seiner trüben Gedanken unheimlich geworden war, betrat das Verdeck.

„Signor Rovella," rief jetzt der Kapitän von seiner Brücke herab, „begeben Sie sich in die Kajüte zurück. Hier oben ist es gefährlich."

„Was liegt mir daran," erwiederte Carlo, „eine Kugel wäre für mich Erlösung."

„Ich aber bin Ihrem Herrn Vater verantwortlich für Ihr Leben."

„Er wird es Ihnen vielleicht Dank wissen," murrte in bitterem Tone Carlo, „wenn Sie ihm melden, daß ich auf dem Grunde der Adria liege."

Conte Rajevitsch hatte nicht mehr Zeit, darauf zu entgegnen; vorn auf dem Carignano, der mit seiner Breitseite im Kurse des Vulkans lag, war ein Wölkchen auf-

Digitized by Google

gestiegen. Ein dumpfer Knall und einige Sekunden darauf ein scharfes Zischen in der Luft mahnten den Kapitän, daß der entscheidende Moment nahe.

Die Mütze zurückgeschoben, die Linke auf das Sprachrohr stützend, das zum Maschinenraum führte, so stand Conte Rajevitsch auf seinem Posten, den scharfen Blick auf den Kreuzer gerichtet.

Die Maschinen arbeiteten unter vollem Dampf, man merkte es an dem Zittern des Schiffsbodens, den die gewaltigen Stöße der Kolbenstangen erschütterten.

Ein kurzes Kommando! Der Vulkan machte eine kleine Wendung und stand nun in einem rechten Winkel zur Breitseite des Gegners, auf den er wie ein Stoßvogel losschoß. Carlo begriff allmählig den Plan des Kapitäns, als er das Manöver bemerkte: Rajevitsch wollte dem feindlichen Dampfer nur den scharf zulaufenden Bug seines Schiffes zeigen, um den Geschützen so wenig Zielpunkt als möglich zu bieten; außerdem war er aber darauf gefaßt, den Carignano anzurennen und womöglich kampfunfähig zu machen.

In der That hatte Rajevitsch dies in Betracht gezogen und von den Zimmerleuten aus den geladenen Hölzern den Schiffsraum vorne am Bug abschließen lassen, so daß selbst eine Zertrümmerung des Bugs den Vulkan nicht in Gefahr gebracht hätte, schnell zu sinken, mindestens aber das Einströmen des Wassers soweit gehindert wäre, um noch den nächsten istrianischen Hafen erreichen zu können. Daß der Vulkan im Falle eines Zusammenstoßes im Vortheil sei, war klar, denn er war größer, sein Verdeck lag

Digitized by Google

höher, als das des Carignano, und Schnelligkeit wie Gewicht seiner Masse gaben ihm eine gewaltige Ueberlegenheit.

Auch auf dem Kreuzer schien man die Absicht des Vulkan zu verstehen. Die Batterie der Breitseite gab eine Salve ab, deren Kugeln jedoch unschädlich über den Vulkan hinwegsausten, dann fiel der Carignano ab und suchte wieder in parallele Stellung zu dem Vulkan zu gelangen. Das Manöver wurde aber zu langsam ausgeführt, während der Vulkan rasch drehte, und ehe die Italiener sich noch recht besinnen konnten, empfing der Carignano einen gewaltigen Stoß, die Bordwand des Vulkan scheuerte an dem Heck des Kreuzers, daß Balken und Bohlen krachten, und die Schanzverkleidung in Trümmer brach, und im nächsten Augenblicke war der Vulkan vorüber. Die Mannschaft brach in ein Freudengeschrei aus, das den Italienern wie teuflischer Hohn in die Ohren klingen mußte.

Conte Rajevitsch aber stand lächelnd auf der Kommandobrücke und sah triumphirend auf den Carignano zurück, der wie ein gestrandeter Walfisch dalag.

Der Vulkan, der mit einer Geschwindigkeit von siebenzehn Seemeilen dahinschoß und jetzt im weiten Bogen wieder auf den ursprünglichen Kurs zurückfiel, hatte bei dem Zusammenstoße das Steuerruder des Carignano unbrauchbar gemacht, und der Kreuzer war somit außer Stande zu wenden oder die Verfolgung aufzunehmen. In der Verwirrung, die an Bord des Italieners herrschte, hatte man nicht einmal daran gedacht, aus den Bordkanonen dem flüchtigen Vulkan einen Abschiedsgruß nachzusenden, und unbehelligt entschwand dieser am Horizonte.

Digitized by Google

Als Conte Rajevitsch die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß der Italiener sich nicht vom Flecke rühren könne, übergab er das Kommando seinem ersten Offizier und stieg auf das Deck hinab, wo Carlo stand und scheinbar theilnahmslos in die Ferne sah.

„Signor Rovella scheint es zu bedauern," begann der Conte, „daß das Schiff seines Vaters nicht gekapert oder in den Grund geschossen wurde."

Carlo zuckte die Achseln. „Meinethalben mochte geschehen, was da wollte," sagte er langsam. „Daß es gut ablief, ist mir lieb, um Contessa Caterina's willen."

Jetzt erst gedachte der Kapitän seiner Tochter, welche er in der Aufregung der letzten Tage gänzlich vergessen hatte. Er faßte Carlo beim Arme.

„Ja, bei der Madonna! Was haben Sie da auf dem Vulkan zu suchen? Versprachen Sie mir nicht, über Caterina zu wachen? Wie wird sich die Arme ängstigen! Wer wird sich ihrer annehmen?" Er fuhr sich mit beiden Händen durch das graue Haar. „So sprechen Sie doch, Signor Rovella. Was ist mit Caterina? Warum hielten Sie nicht Ihr Wort?"

„Konnte ich es?" erwiederte Carlo bitter. „Bin ich nicht wie ein gefangener Verbrecher hierher geschleppt worden, um deportirt zu werden?"

„Ja, ja," murmelte der Kapitän, der sich der ihm ertheilten Weisungen erinnerte. „Was, zum Teufel, ist aber da vorgegangen?"

„Weiß ich's?"

Rajevitsch sah ihn groß an, er begriff nicht, wie das

Alles gekommen ſein könne. „Sie hätten Ihrem Vater erklären ſollen —“

„Was? Daß ich meine Braut nicht verlaſſen dürfe? Nein, Conte Rajevitſch, dieſer Traum iſt zu Ende, mein Glück hat nur eine Sekunde lang gewährt. Wenn Sie heimkehren, können Sie der Conteſſa die Kunde bringen, daß ſie frei iſt und den Mann vergeſſen möge, der ſie zur Fürſtin machen wollte und ſelbſt ein Bettler wurde.“

„Signor Rovella, das verſtehe ich nicht,“ erwiederte Rajevitſch kopfſchüttelnd.

„Ich bin kein Rovella mehr! Wenn Sie den Mann da“ — Carlo wies auf einen Matroſen, der vorüber ging — „zum Eidam nehmen, ſo thun Sie beſſer daran, denn er gilt jetzt mehr als ich. Es iſt Alles vorbei!“

Carlo ſchüttelte ſich, wie von Froſt ergriffen, und ging zur Luke, die in die Kajüte hinabführte.

9.

Faſt ein Jahr war verfloſſen ſeit dem Auslaufen des Vulkan. An einem trüben Märzmorgen wartete in dem Empfangszimmer Rovella's ſchon ſeit einer halben Stunde ein Matroſe, der ſich die Zeit damit vertrieb, ſeine vollſtändig neue Kleidung mit Wohlgefallen zu betrachten. Endlich öffnete ſich die Thür, und der Kaufherr betrat das Zimmer, ſeine Gemahlin am Arme führend, die im dunklen Trauerkleide erſchien und ſich ſehr bedrückt zeigte. Der Matroſe grüßte und verbeugte ſich mit jenem natürlichen Anſtande, der den im Süden Geborenen eigen iſt.

„Marie," flüsterte der Kaufherr der Frau zu, „wenn Du uns doch lieber allein ließest! Es wird Dich zu stark angreifen!" Er sah zärtlich besorgt ihr in die Augen.

Die Frau schüttelte den Kopf. „Ich bin gefaßt, besorge nichts für mich. Ich muß es hören."

„Nun ja, Marie, wenn Du Dich stark genug fühlst," erwiederte er begütigend, da bei den letzten Worten seiner Frau sich eine gewisse nervöse Gereiztheit bemerkbar gemacht hatte. Er rückte ihr den Stuhl zurecht und setzte sich dann dicht neben sie, ihre Hand mit der seinen fassend.

„Setzen Sie sich auch," sagte er dann zu dem Matrosen, der von der Erlaubniß Gebrauch machte. „Sie sind also Giuseppe Lazarich?"

„Ja, Herr. Und ich komme mich tausendmal zu bedanken für das Geld und die Kleider und —"

„Lassen Sie das nur; Dank ist da nicht nöthig. Sie waren Untersteuermann auf dem Vulkan?"

„Ja, Herr. Vom Anfang an, o wie lieb hatte ich das schöne Schiff gewonnen. Es gab kein besseres auf der Welt."

„Wie ist die Sache hergegangen? Erzählen Sie es ganz genau."

„Ja, Herr, ich werde Alles erzählen. Das ging nämlich so zu. Wir hatten gute Fahrt gehabt nach dem Zusammentreffen mit dem Carignano, und am St. Georgstag liefen wir Brindisi an, um Kohlen einzunehmen. Der Kapitän war mit dem ersten Steuermann an Land gegangen, weil er dort einen alten Freund aufsuchen wollte. Was ich nun sagen werde, hat mir der Steuermann er-

Digitized by Google

zählt, und ich erzähle es genau so, wie ich es erfahren habe.

Die Beiden waren also an's Land gegangen, und hatten richtig den Freund des Kapitäns gefunden, der eine große Freude zeigte. Sie umarmten sich und fragten einander gar viel, bis sie endlich in einer Schänke sich hinter der Flasche festlegten. Auf einmal bemerkte der Freund: ‚Ich hatte Dich heute noch nicht erwartet, ich dachte, Du würdest erst morgen eintreffen.' Kapitän Rajevitsch machte große Augen: ‚Ja, wie konntest Du wissen, daß ich komme?' — ‚Nun, Du fährst ja doch dem Engländer nach.' — Der Kapitän staunte immer mehr; sie redeten so noch eine Weile hin und her, bis sich endlich die Sache aufklärte. Der Freund erzählte nämlich: Tags vorher sei eine englische Brigg, von Triest kommend, eingetroffen, deren Kapitän es sehr eilig gehabt hätte mit dem Kohlenfassen. Unglücklicher Weise sei aber das Steuerruder beschädigt worden, und die Brigg mußte länger verweilen, erst vor etwa acht Stunden sei sie wieder in See gegangen. Der Engländer hätte, als er den Abend an Land zubrachte, erzählt, daß in Triest ein verrückter Kapitän sich vermessen habe, gleich ihm die Blockade zu brechen, vielleicht gar mit ihm um die Wette zu fahren. Seine Leute hätten den Prahlhans durchgeprügelt, der mörderlich geschrien habe, bis die Polizei ihn in Arrest steckte. Lachend hätte der Engländer dann noch hinzugefügt, die Polizei werde den verrückten Kerl auf die Bank gelegt und mit dem Stocke zur Vernunft gebracht haben, so daß ihm wohl die Lust vergangen sein dürfte, es einer englischen Brigg gleichzuthun.

Den Namen des Kapitäns hätte er zwar nicht genau gewußt, aber erwähnt, daß er Conte genannt worden sei; daraus habe nun der Freund geschlossen, daß nur unser Kapitän damit gemeint sein könne, und er war auch überzeugt, daß dieser den Schimpf nicht auf sich ruhen lassen, sondern in kürzester Zeit auch hier erscheinen werde, um zu zeigen, daß er ebenso viel könne, als der Engländer.

Unser Kapitän sei ganz blaß geworden vor Aerger. Er konnte anfangs gar nicht reden, dann aber tobte und fluchte er und verschwor sich, er wolle diesem verdammten englischen Lügenmaul beweisen, daß er, der Kapitän Rajevitsch, es jedem Engländer gleich thun könne. Er müsse die Brigg noch einholen, ehe zweimal die Sonne auf- und untergegangen sei, und dann würde er dem Engländer einen Gruß zuschicken, daß dieser vor Aerger platzen müsse. — Wenn unser Kapitän sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, dann war mit ihm nichts mehr anzufangen. Auch diesmal kümmerte er sich kaum noch um den Freund in Brindisi, sondern lief an Bord und betrieb mit hastiger Ungeduld das Verladen der Kohlen. Kaum war die letzte Schaufel voll drinnen, so waren auch schon die Anker gelichtet, und der Vulkan dampfte mit voller Kraft aus dem Hafen.

Der Engländer hatte, wie mir der Steuermann sagte, von Triest aus vierundzwanzig Stunden Vorsprung gehabt, jetzt aber nur noch zwölf Stunden, und das war für den Vulkan eigentlich nicht viel. Die Maschinen wurden unter vollem Dampf gehalten, und es war beinahe unheimlich, mit welcher Schnelligkeit das Schiff vorwärts

Digitized by Google

ging. Einmal ſahen wir auch den Ingenieur mit dem Kapitän ſprechen, als wolle er ihm Vorſtellungen machen, aber der Kapitän wurde zornig und ſchrie ihn heftig an. So ging es mit vollem Dampf die ganze Nacht hindurch und den nächſten halben Tag. Mittags kam vor uns ein Schiff in Sicht, das der Kapitän ſcharf beobachtete und dann befahl, den Kurs darauf zu halten, ſo daß wir nicht zweifeln konnten, es ſei der Engländer, dem wir jetzt auf den Ferſen waren. Wir waren ſüdöſtlich von Sicilien, wie weit davon kann ich nicht genau ſagen. Wir ſahen den Kapitän ganz aufgeregt hin und her laufen, alle Augenblicke ſchrie er durch das Sprachrohr die Maſchiniſten an, und dann qualmte es immer dichter aus dem Schlote, und Funken ſprühten heraus, als hätte das Feuer keinen Platz mehr unter den Keſſeln.

Niemals habe ich eine ſolche Fahrt erlebt. Wie ein Delphin hob ſich das Schiff ruckweiſe vorne faſt aus dem Waſſer, und wir hatten beinahe das Gefühl, als ob wir wirklich durch die Luft flögen. Mit jeder Minute kamen wir dem Engländer näher, der ſich aber um uns gar nicht zu kümmern ſchien; er dachte wahrſcheinlich nicht daran, daß es unſer Kapitän wäre, obwohl der Vulkan die Flagge gehißt hatte, und Jener erkennen mußte, daß es ein Trieſtiner Dampfer ſei. Endlich, es war zwei Uhr vorüber, waren wir der Brigg ganz nahe, ſo daß wir ſie anrufen konnten. Der Kapitän ſtand mit dem Sprachrohre da und wartete auf den Augenblick, bis wir in gleicher Höhe mit dem Engländer ſeien. Das währte auch nicht lange, und nun rief er die Brigg an. Der Eng-

Digitized by Google

länder ließ sich etwas Zeit, bis er antwortete, dann schrie unser Kapitän seinen Gruß hinüber, den wir aber nicht verstanden. Es muß gerade nichts Feines gewesen sein, denn wir sahen den Kapitän der Brigg drohend die Fäuste gegen uns ballen, und unser Kapitän lachte laut auf. Gleich darauf schossen wir an der Brigg vorüber, und dieselbe lag bald eine halbe Seemeile hinter unserem Heck.

Ich hatte mich einen Augenblick umgedreht, um nach dem Engländer zu sehen, als ich ein furchtbares Zischen hörte, dann folgte ein Krach, und ehe ich noch recht denken konnte, was das zu bedeuten habe, lag ich bereits im Wasser. Als ich wieder emporkam, war der Vulkan verschwunden, und nur Trümmer schwammen umher. Ich hatte das Glück, eine in meiner Nähe schwimmende Raa erfassen zu können, und so hielt ich mich über Wasser. Mein erster Blick galt dem Engländer, der unser Unglück gesehen hatte, und ich schaute angstvoll hinüber, ob er nicht ein Boot aussetzen werde. Es muß aber doch wahr sein, daß die Engländer keine rechten Christen sind, denn die Brigg fiel etwas nach Norden ab, als wolle sie einen Bogen machen, um der Unglücksstätte auszuweichen. Ich schrie, so laut ich konnte, und einen Augenblick schien es fast, als stoppe der Engländer, aber gleich darauf dampfte er wieder vorwärts, ich sah kein Boot aussetzen und mußte nun erkennen, daß ich keine Hoffnung auf Rettung habe. Der Engländer fuhr davon, und bald war nichts mehr von ihm zu sehen. Nun erst schaute ich mich um, ob nicht Andere gleich mir dem Tode entgangen seien; aber so sehr ich auch meine Augen anstrengte, um einen Unglücksgefährten

zu entdecken, ich ſah Niemand. Der furchtbare Wirbel, der beim Unterſinken des Schiffes entſtanden war, hatte wohl die Meiſten in die Tiefe geriſſen.

Es wurde auch ſchon dunkel, und ich trieb allein auf dem Waſſer, es begann mich zu hungern und zu dürſten, und der Froſt ſchüttelte mich. Da ſah ich eine Barke auftauchen, und es gelang mir, die Aufmerkſamkeit der Leute zu erregen, welche mich aufnahmen und nach Catania brachten. Nach Hauſe ließen ſie mich aber nicht, es ſei wegen des Krieges, hieß es, und ich wäre als eine Art Kriegsgefangener zu betrachten. Sonſt legte man mir aber nichts in den Weg, von dem Gemeindeamte erhielt ich täglich zehn Soldi und konnte im Uebrigen thun, was mir beliebte. Endlich hieß es, der Krieg ſei zu Ende, und ich erhielt die Erlaubniß heimzukehren. Eine Barke nahm mich nach Malta mit, dort fand ich auf einem franzöſiſchen Schiffe einen Platz, das nach Marſeille beſtimmt war, wo ich wieder bleiben mußte, bis ſich eine Gelegenheit ergab, nach Trieſt zu kommen.

So iſt die Sache hergegangen, und jetzt danke ich dem Herrn nochmals für ſeine Wohlthat."

Rovella und ſeine Frau hatten aufmerkſam der breiten Erzählung des Mannes gelauſcht, ohne ihn zu unterbrechen, obwohl ſie manche andere Dinge, von denen Lazarich nichts erwähnte, mehr intereſſirt hätten, als die Einzelheiten, die er gewiſſenhaft berichtete. Nun aber hielt ſie nichts mehr zurück, darnach zu fragen.

„Haben Sie, als jenes Unglück eintrat, den Paſſagier bemerkt, welcher mit dem Vulkan fuhr?"

Digitized by Google

„Ja, Herr, auch darüber will ich Ihnen sagen, was ich weiß. Der Herr sah vom Bug aus der Wettfahrt zu. Dort habe ich ihn noch eine Viertelstunde vor dem Unglück bemerkt."

„Und später, als das Unglück eingetreten war?"

„Nein, Herr, im Anfang war ich so verwirrt, daß ich um mich her nichts sah, sondern nur nach dem Engländer schaute, und darnach war weit und breit kein lebendes Wesen zu sehen. Ich denke, er muß durch den Stoß auch in's Meer geschleudert worden und dann in den Wirbel des nach dem Platzen des Kessels rasch sinkenden Schiffes gerathen sein."

„Sie sind also überzeugt, daß außer Ihnen Alle todt sind, die auf dem Vulkan waren?"

„Ja, Herr, das ist meine Ueberzeugung. Ich hätte es in Catania sicher erfahren, wenn noch Jemand gerettet worden wäre; denn ich habe während der Zeit oft darnach gefragt. Niemand aber wußte etwas von Geretteten an der ganzen Küste."

„Also keine Hoffnung mehr! Todt, todt!" flüsterte Frau Marie vor sich hin.

Rovella drückte die Hand der Gattin fester und sah ihr besorgt in das Angesicht. „Wir müssen es tragen," sagte er leise; seufzte aber dabei tief auf. Dann erhob er sich und reichte Lazarich die Hand. „Ich danke Ihnen, wenn Sie noch etwas bedürfen, wenden Sie sich an mich; ich werde Ihrer nicht vergessen."

Der Mann entfernte sich mit höflichem Gruße. Als die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte, warf sich

Frau Marie an die Bruſt des Gatten und ſchluchzte laut.

„Du kannſt es leichter tragen,“ murmelte Rovella vor ſich hin, „aber ich, ich habe ihn in den Tod getrieben!“

In ſeinem Geſichte zuckte es, und ein Krampf ſchien ihm die Bruſt zuzuſchnüren. „Vielleicht iſt es beſſer ſo,“ ſetzte er dann leiſer hinzu, „lieber todt, als ein Verbrecher. Wir dürfen ihn jetzt betrauern als unſeren liebſten Sohn, er hat gebüßt, was er gefehlt hat.“

Nach wenigen Wochen wurde auf dem Friedhofe von San Carlo ein Marmordenkmal aufgerichtet, ein einfacher Obelisk, der die ſchlichte Inſchrift trug: „Zum Angedenken an Carlo Rovella, der fern von der Heimath in jungen Jahren als ein Opfer fiel, das die Liebe der Gerechtigkeit dargebracht.“

10.

Das Schickſal des Vulkan war ziemlich raſch in der Stadt bekannt geworden, am meiſten wurde die Sache natürlich im Comptoir Rovella's beſprochen, und hier bedauerte man aufrichtig den Tod Carlo's, deſſen Stelle nunmehr der jüngere Bruder einnahm.

War auch Jener nicht minder ſtreng wie ſein Vater, ſehr ordnungsliebend und peinlich ſorgfältig geweſen, ſo hatte er doch andererſeits es außer dem Dienſte nicht an gefälliger Freundlichkeit fehlen laſſen; er war höflich und erfüllte gerne einen Wunſch, den man dem alten Herrn nicht vorzutragen wagte. Wenn man darum auch heim-

lich über ihn spottete, daß er einen so würdevollen Ernst zur Schau trage, als wäre er bereits selbst Chef, so war dies nicht so schlimm gemeint, man schätzte ihn dennoch.

Anders war es mit Paolo: dieser ließ Vieles durchgehen, was der ältere Bruder ernstlich gerügt hätte, er sah nicht so streng auf Ordnung, Pünklichkeit und Gewissenhaftigkeit, und zeigte manchmal einen Grad von Vertraulichkeit, als wäre er eben auch nicht mehr als wie ein einfacher Angestellter des Hauses. Auf diese Herablassung aber durfte Keiner bauen, denn es gab genug Augenblicke, in welchen der junge Chef herrische Launen entwickelte und die Leute verletzend und wegwerfend behandelte. Er war unzuverlässig, und es schien ihm eine Freude zu bereiten, wenn er Jemanden quälen konnte. Er sagte oft nichts, wenn einer der jungen Leute ohne Entschuldigung einen halben Tag wegblieb, aber sie mußten auch darauf gefaßt sein, daß er einmal, wenn es ihm just einfiel, seinen Vater darauf aufmerksam machte, und dann hatte der Betreffende einen schlimmen Tag. Einen älteren Beamten, der ihn um Urlaub ersucht hatte für einen halben Tag, um der Taufe seines Kindes beiwohnen zu können, hatte er gerade an diesem Tage nach Muggia entsendet, mit Aufträgen, die Jenen bis in die Nacht hinein festhielten.

Gegenüber Luschan aber, der früher oft das Opfer seiner Scherze gewesen, zeigte er jetzt ein anderes Benehmen. Man erklärte dies sich im Comptoir damit, daß er Luschan deshalb respektire, weil dieser der entschiedene Günstling des alten Herrn geworden war, welcher in alle Geschäfte

Digitized by Google

eingeweiht wurde und augenſcheinlich mehr Einfluß beſaß, als Paolo.

Die Ereigniſſe hatten den alten Herrn Rovella hart mitgenommen, die Arbeit bereitete ihm nicht mehr jenes Behagen wie ehedem, und wenn er auch gewiſſenhaft ſeine Pflicht erfüllte, ſo geſchah es doch ohne freudigen Schwung, welcher einer der Bürgen des Erfolges iſt. Auch der Kaufmann muß Ideen haben, will er vorwärts kommen, hatte Herr Rovella oft genug ſeinen Leuten gepredigt, in ſolcher Stimmung aber, wie ſie ihn jetzt beſeelte, gedeihen Ideen nicht.

Wenige Wochen nach der Unterredung mit Lazarich, die auch die letzten Hoffnungen der Eltern vernichtet hatte, befand ſich Herr Rovella in ſeinem Arbeitskabinett, um mit Luſchan Verſchiedenes zu bereden. Die Verhältniſſe waren, obwohl nunmehr überall Friede herrſchte, und die alte Ordnung wieder feſt begründet ſchien, doch noch ſchwankend, und der Handel verſpürte das am meiſten.

Rovella war Peſſimiſt geworden und glaubte, daß noch ſchwerere Kriſen im Anzuge ſeien, als die letzten Jahre gebracht hatten, er nickte daher zuſtimmend, als Luſchan bemerkte: „Ja, wir gehen einer ſchwierigen Zukunft entgegen.“

Dieſe Aeußerung war ihm offenbar im Unmuthe entſchlüpft, denn er befand ſich eben in einem heftigen Zwieſpalt mit ſeinem Chef über die Frage, ob ein Geſchäft abgeſchloſſen werden ſolle oder nicht. Rovella fand es zu gewagt und wollte ablehnen — es handelte ſich um den Abſchluß von regelmäßiger Lieferung von Baumwolle

auf Spekulation — Luschan sprach eifrig dafür, ohne mit seinen Argumenten den Widerstand des alten Herrn brechen zu können.

„Nun also, Luschan, wenn Sie dies zugeben, daß wir vor einer kritischen Zukunft stehen, habe ich dann nicht Recht, solche Geschäfte von der Hand zu weisen?"

„Meine Worte waren anders gemeint," erwiederte Luschan ruhig. „Nicht im Allgemeinen glaube ich, wird sich die Zukunft schwierig gestalten, im Gegentheile, ich sehe nur Günstiges voraus; aber für unsere Firma befürchte ich Manches."

„Was soll denn das nun wieder heißen? Warum soll gerade unserer Firma die Zukunft ein unfreundliches Gesicht zeigen, wenn sie allen Anderen freundlich ist."

„Was nützt alle Gunst der Verhältnisse, wenn man sie nicht benützt, ja vielmehr Alles thut, um sie in's Gegentheil zu verkehren?"

„Reden Sie klar und verständlich; um Räthsel zu lösen, bin ich zu alt. Was haben Sie bei unserer Firma zu tadeln?"

„Das Haus Rovella war bisher stets das erste auf dem Platze, nicht weil es an Alter oder Besitz — die Breyers sind ja reicher — alle Anderen übertraf, sondern an Thatkraft und Rührigkeit und kühner Entschlossenheit. Man hat früher nie davor zurückgescheut, große und gewagte Geschäfte zu übernehmen, die kleinliche Krämerfurcht vor dem geringsten Verluste war dem Hause Rovella immer fremd. Mißglückte auch das eine, so glückten dafür zehn andere Geschäfte, und das Mißgeschick war für die Firma

ebenſo ehrenvoll, wie der Erfolg; denn die Welt ſagte: ein Anderer hätte es nicht gewagt und könnte es auch nicht tragen."

Rovella machte eine ungeduldige Bewegung: „Nun? Was wollen Sie mit dieſem Lobe vergangener Zeiten?"

„Bedauern, daß ſie eben vergangen ſind. — Es iſt anders geworden; die Firma Rovella iſt daran, ihren Platz und ihren Ruf zu verlieren."

„Das iſt ſtark," fuhr der alte Herr auf. „Was iſt denn heute in Sie gefahren, Luſchan?"

Dieſer ſah ſeinem Chef ruhig in's Geſicht, und vor ſeinem Blicke mußte Rovella unwillkürlich den ſeinen ſenken; er fühlte, daß Jener Recht habe.

„Das ſoll wohl meine Schuld ſein?" fuhr Rovella nach einer Weile fort. „Nicht wahr, Luſchan, darauf läuft's hinaus."

„Ja, Herr," erwiederte er kurz, „es fehlt die feſte Hand und der klare Kopf, und die beiden ſind nothwendig in ruhigen Zeiten, um wie viel mehr in ſolchen, wo ſich Großes vorbereitet."

„Großes? Ich wüßte wahrlich nicht, was Großes geſchehen ſollte. Im Gegentheile, die Zukunft wird für Handel und Geſchäft wenig Spielraum bieten."

„Das iſt ein Irrthum." Luſchan ſprach ſo beſtimmt und in einem harten Tone, als wäre er der Chef, der einen jungen Untergebenen zurechtweiſen müſſe. „Sie ſelbſt, Herr, würden gewiß anders ſprechen, wenn —"

„Nun, wenn? Nur heraus mit der neuen Grobheit."

„Wenn noch der alte vorſchauende Geiſt vorhanden

wäre. Das Haus Rovella hat immer die Zukunft zu eskomptiren verstanden, und darum war es Allen voraus."

„Kurz, ich bin zu nichts mehr nütze, und ruinire mein eigenes Haus; das ist der Worte Sinn. Nicht wahr?"

„Die Firma Rovella steht vor dem Wendepunkte," entgegnete Jener ausweichend, „entweder vorwärts gehen, wie sie immer gethan hat, oder liquidiren, so lange ihr Name noch guten Klang hat; in wenigen Jahren vielleicht würde es zu spät sein, und das Haus mit Schimpf und Schande fallen —"

„Luschan! Sie vergessen, mit wem Sie sprechen," brauste Rovella auf. „Kein Chef wird von einem seiner Beamten eine solche Sprache hinnehmen."

Luschan verzog keine Miene, er hielt ruhig den zornigen Blick des alten Herrn aus und bemerkte gelassen: „Ich erfülle nur meine Pflicht, wenn ich die Wahrheit sage. Zu viel Dank schulde ich diesem Hause und dessen gütigem Herrn, als daß ich nicht —"

„Mir Grobheiten an den Kopf werfen sollte. Seltsame Art das, die Dankbarkeit zu beweisen."

„Schmeicheln wäre leichter," fuhr Luschan wieder in schroffem Tone fort; „ich will aber diesem Hause, dem ich Alles verdanke, die Zukunft sichern und Ihnen einen Schmerz ersparen, der größer sein würde, als die Unannehmlichkeit, welche jetzt das rücksichtslose Aussprechen der Wahrheit bereitet."

Rovella sah düster vor sich hin. Was Luschan ihm da sagte, hatte er, wenn auch nur dunkel, in manchen Augenblicken selbst gefühlt. Erkannte er ja selbst, daß

Digitized by Google

die Spannkraft ſeines Geiſtes dahin ſei, daß er nicht mehr ſo beweglich und weitſchauend in den Geſchäften, wie früher, aufzutreten vermöge.

„Ich kann die Wahrheit vertragen, lieber Luſchan," ſagte er endlich nach einer Weile, und reichte ihm die Hand hin. „Ich danke Ihnen für Ihre treue Anhänglichkeit und weiß es zu ſchätzen, daß Sie wie ein echter und rechter Freund handeln. Vielleicht haben Sie Recht; ich bin ja alt geworden. Sehr alt."

Er ſeufzte auf; es war ja gar nicht ſo lange her, daß er ſich noch jugendkräftig gefühlt hatte.

„Die Ruhe wird Sie wieder zu neuen Kräften kommen laſſen, und dann werden Sie mit Ihrem Rathe, Ihren Erfahrungen der neuen Leitung große Dienſte erweiſen können."

„Hm, Sie ſind ja ein ganzer Revolutionär," erwiederte Rovella mit einem Verſuche, zu lächeln. „Sie wollen alſo um jeden Preis mich abſetzen. Nun ja, wenn es meinem gütigen Kaiſer paſſiren mußte, warum ſollte es einem ſchlichten Kaufmann beſſer ergehen. — Wenn Carlo da wäre —"

„Signor Paolo wird ſeine Pflicht zu erfüllen wiſſen," unterbrach ihn Luſchan.

„Iſt das wirklich Ihre ehrliche Anſicht? Sie Mann der Wahrheit!"

„Ja Herr, es iſt die Wahrheit."

Rovella ſah ihn prüfend an. „Gebe Gott, daß Sie Recht haben. Ich hatte bisher kein rechtes Vertrauen auf ihn. Leider iſt es ja meine Schuld, alle meine Auf-

Digitized by Google

merksamkeit und Sorgfalt war ja dem — Anderen gewidmet, und darüber versäumte ich es, Paolo zu beobachten und kennen zu lernen. Freilich, was half alles Beobachten? Hat mich der Andere doch auch getäuscht, und ich glaubte ihn so gut zu kennen. Vielleicht wird mich Paolo zum Besseren enttäuschen."

„Er muß es!" Das klang so scharf und bestimmt, daß Rovella verwundert aufschaute. Wie selbstbewußt dieser kleine häßliche Mann da sprach! Unwillkürlich kam ihm der Gedanke, Luschan müsse eine geheimnißvolle Macht besitzen, eine Art Zauber ausüben können, womit er Alle seinem Willen dienstbar zu machen verstehe. Er selbst fühlte ja beinahe etwas von diesem Zauber.

„Sie wollen also, daß ich meinem Sohne die Leitung der Firma übergebe."

„Ich würde mir erlauben, dies zu rathen. Meiner Ueberzeugung nach würde dies dem Hause zum Vortheil gereichen."

„Paolo ist noch jung, hat sich bisher wenig um die Geschäfte gekümmert, und es fehlt ihm daher an Erfahrung —"

„Er hat in der letzten Zeit eifrig gearbeitet," beeilte sich Luschan einzuwerfen.

„Es wäre da fast nothwendig," fuhr Rovella unbeirrt fort, „ihm eine verläßliche Stütze beizugeben; etwa einen stillen Compagnon, wie mein Großvater einen hatte. Was meinen Sie dazu?"

„Nein, Herr, das wäre vom Uebel," lautete die entschiedene Antwort, welche den alten Herrn ein wenig verblüffte.

Digitized by Google

„Wie? Ich habe an Sie gedacht. Sie wollten also nicht Geſellſchafter des Hauſes Rovella werden?“

„Nein, Herr! Ich bin gerührt durch Ihre Güte, die mich zu neuem Danke verpflichtet; aber ich bitte, dieſen Gedanken ganz und für immer fallen zu laſſen.“

„Seltſamer Menſch,“ murmelte Rovella vor ſich hin, und lauter fügte er hinzu: „Ein Anderer an Ihrer Stelle würde ſich nicht lange beſinnen, ſondern zugreifen.“

„Mag ſein; ich habe aber nicht an meinen Vortheil gedacht, ſondern ich handle, wie es mir Pflicht und Ueberzeugung vorſchreiben. Signor Paolo muß allein Chef der Firma ſein, ein Zweiter an ſeiner Seite wäre, ich wiederhole es, ein Unglück.“

„Nun gut. So werden Sie aber wenigſtens darauf eingehen, daß ich Ihnen eine lebenslängliche Stellung in unſerem Hauſe ſichere. Sie ſollen Paolo's erſter Beamter ſein und bleiben können, ſo lange es Ihnen gefällt.“

„Auch das nicht, Herr! Signor Paolo ſoll keine Verpflichtung übernehmen, die er nicht ſelbſt freiwillig eingegangen iſt.“

„Sie ſind ein Starrkopf, lieber Luſchan. So will ich mit Paolo darüber reden, ich bin gewiß, er wird Ihnen dann freiwillig daſſelbe anbieten.“

„Ich bitte dringend, dies zu unterlaſſen. Signor Paolo ſoll nicht beeinflußt werden, etwas für mich zu thun. Ich werde ihm treu und eifrig dienen, ſo weit ich es vermag; will er mich gebrauchen, an mir ſoll es nicht fehlen, aber er muß ſelbſt von meiner Verwendbarkeit überzeugt ſein. Iſt er es, ſo wird er mich an ſeiner Seite behalten, miß-

falle ich ihm, so würde ich ihm und dem Hause auch nichts nützen können, sondern nur schaden, wenn er gezwungen wäre, mich lebenslänglich auf dem ersten Posten zu belassen."

„Wenn er Sie nun plötzlich entläßt?"

„So werde ich gehen mit dem Bewußtsein, meine Pflicht allezeit erfüllt zu haben."

„Dieses Bewußtsein schützt aber nicht vor Noth."

„Noth?" Der Mann richtete sich auf und seine Glieder schienen förmlich zu wachsen. „Luschan wird nie Noth leiden, so lange er arbeiten kann, und er wird arbeiten, so länge er lebt. Signor Paolo wird *mich* vielleicht brauchen, ich aber *ihn* gewiß *nicht*."

„Ei, wie stolz das klingt! — Nun ja, Sie haben das Recht, so zu sprechen, Sie sind ein ganzer Mann, ein eherner Charakter." An beiden Händen faßte ihn Rovella und drückte diese warm, mit aufrichtiger Bewunderung und freundschaftlicher Rührung sah er ihm in die Augen, und es war kein leeres Wort, sondern aus der vollen Tiefe des Herzens kam es: „Ich gäbe etwas darum, dürfte ich Sie meinen Sohn nennen."

Einen Augenblick lang zuckte es im Gesichte Luschan's seltsam auf, als hätten diese Worte sein Gemüth getroffen, aber rasch ging diese Bewegung vorüber und mit unerschütterlicher Ruhe erwiederte er: „Dessen wäre ich nicht würdig, Herr. Ich bleibe am besten, was ich bin."

„Ich werde Ihrer stets als Freund gedenken," sagte, nun auch wieder gleichmüthiger geworden, Rovella und fügte kurz hinzu: „Wir werden dieser Tage dann Alles

Nöthige einleiten, damit Paolo die Firma übernehmen kann. Machen Sie mir bald Ihre Vorschläge, denn Sie haben offenbar die Sache schon lange überdacht. Vorläufig bleibt das noch unter uns. Nicht wahr? Auch Paolo braucht es nicht früher zu erfahren."

Mit einer grüßenden Handbewegung entließ Rovella den Mann, der ihm mit wenigen Worten die Herrschaft in seinem eigenen Hause entwunden hatte.

11.

Paolo war nicht sehr erfreut gewesen, als am selben Tage Luschan kurz vor Schluß der Geschäftsstunden unten sich ihm genähert und leise zugeflüstert hatte: „Besuchen Sie mich heute Abend."

Der Besuch paßte ihm nicht in seine Pläne, er hatte mit einigen Freunden eine Spielparthie verabredet, und es war ihm um jede Stunde leid, die er seinem Vergnügen entziehen sollte. Er versuchte auch einige Einwendungen; ob es so dringend sei, vielleicht könnte es sich auf eine andere Zeit verschieben lassen. Aber Luschan's bestimmtes Wort: „Es ist dringend nothwendig!" machte ihn gefügig.

So stieg er denn, widerwillig genug, Abends zu der Wohnung Luschan's empor und sein erstes Wort beim Eintritte war: „Machen Sie aber schnell ab, was Sie mir zu sagen haben. Ich werde erwartet."

„Diesmal werden Ihre Genossen sich eben gedulden müssen," antwortete Luschan kühl. „Das, um was es sich heute handelt, läßt sich nicht so schnell abthun."

Digitized by Google

„Iſt's etwas ſehr Unangenehmes?"

„Haben Sie vielleicht wieder Unangenehmes zu fürchten?"

Die Frage war in einem ſo eigenthümlichen Tone geſtellt, und der Blick Luſchan's war ſo durchdringend auf den jungen Mann gerichtet, daß dieſer ſcheu zur Seite blickte und mit unſicherer Stimme antwortete: „Ich wüßte nichts Beſtimmtes, aber —"

Er brach jäh ab, als fürchte er, ſich zu verrathen.

„Sie können diesmal unbeſorgt ſein," fuhr Luſchan fort. „Es iſt nichts Unangenehmes, außer Sie würden es als ein Unglück betrachten, daß Sie Chef der Firma werden."

„Nun, dazu iſt wenig Ausſicht," meinte leichthin Paolo, „das Geſchäft läßt der Alte nicht los, und ich weiß nicht einmal, ob ich überhaupt je ſein Nachfolger werde. Er hält nicht beſonders viel auf mich!"

„Ah, das ſind Thorheiten," erwiederte ungeduldig Luſchan, „ich ſage Ihnen, längſtens über vier Wochen ſind Sie Chef des Hauſes Rovella. Die Sache iſt abgemacht."

Paolo ſah den Häßlichen groß an, er war blaß geworden, und wie Fröſteln lief es ihm dabei über die Haut. Ein furchtbarer Gedanke war ihm blitzgleich durch das Hirn geſchoſſen. „Was ſoll mit meinem Vater geſchehen?" ſtammelte er endlich mühſam hervor.

„Was weiß ich; er wird ſich eben zur Ruhe ſetzen wie ſo viele Andere."

Paolo athmete erleichtert auf, er hatte allen Ernſtes zu hören erwartet: bis zu dem oder jenem Tage wird der Alte todt ſein.

„Dazu wird er sich nicht verstehen; ich kenne ihn zu gut," bemerkte er, „freiwillig wird er niemals gehen wollen."

„Wer sagt, daß er nicht gehen wird? — Wenn ich sage, die Sache ist abgemacht, so heißt das ebensoviel, daß Ihr Herr Vater mit dem Arrangement vollkommen einverstanden ist, und bereits daran ist, die nöthigen Schritte hierzu zu thun."

„Das ist nicht möglich!"

Luschan zuckte verächtlich mit den Schultern und würdigte diesen Ausruf keiner Antwort.

„Was hat nur dieses Wunder bewirkt?" forschte Paolo weiter, der noch immer seine volle Fassung nicht wieder gefunden hatte.

„Ich hatte ihm dargelegt, daß es nothwendig sei, und Ihr Herr Vater ist ein zu klarer Kopf, um nicht vernünftige Gründe einzusehen und zu würdigen."

„Sie sind ein furchtbarer Mensch, Luschan," kam es unwillkürlich über die Lippen Paolo's. Es war ein Ausbruch von Empfindung, in der That hatte es für ihn etwas Furchtbares, wie dieser Mann Allerlei durchzusetzen wußte, was Jeder für unmöglich gehalten hätte.

„Fürchten Sie sich vor mir?" fragte spöttisch Luschan.

„So dürfen Sie es nicht nehmen," entschuldigte sich eifrig Jener. „Ich wollte damit nur sagen, daß Sie so außerordentliche Dinge zu Wege bringen, die man anstaunen muß und daß man daher einen gewaltigen Respekt bekommt. — Uebrigens, ich möchte Sie wirklich nicht zum Feinde haben."

Digitized by Google

Ein flüchtiges Lächeln — kaum einen Augenblick lang — zeigte sich auf dem Gesichte Luschan's; dieses kaum bemerkbare Zucken war der einzige Ausdruck des innerlichen Jubels, den die letzten Worte Paolo's hervorriefen: „Ich möchte Sie nicht zum Feinde haben!" Das war eine unzerreißbare Kette, welche den künftigen Chef des Hauses Rovella widerstandslos zum Hörigen des Mannes machte, der das Ende dieser Kette in Händen hielt. Dankbarkeit, Vertrauen, selbst Eigennutz und Interesse hätten niemals so sichere Bande werden können, wie es die Furcht war. Schwache Menschen mit leichtem Sinn und schwankendem Charakter sind in Allem und Jedem wankelmüthig, nur im Fürchten nicht.

„Glauben Sie also endlich, was ich Ihnen sagte," fing Luschan nach einer Weile an. „Sie müssen sich jetzt mit dem Gedanken vertraut machen, daß Sie die Leitung einer Firma übernehmen, welche einen Weltruf besitzt."

„Das habe ich Ihnen zu danken, lieber Luschan," fiel ihm Paolo in's Wort und mit wirklich herzlichem, warmem Tone fügte er bei: „Ich werde dies niemals vergessen. Sie sollen Theilhaber der Firma werden."

„Das hat mir bereits Ihr Herr Vater angeboten," entgegnete Luschan kühl, „und ich habe es abgelehnt."

„Abgelehnt?!"

„Jawohl, abgelehnt; und ich danke daher auch Ihnen für das liebenswürdige Anerbieten."

„Ja aber, Sie wissen doch am besten, daß ich allein die Geschäfte nicht bewältigen kann, ich muß Jemanden

Digitized by Google

zur Seite haben, der das beſſer verſteht als ich, auf den ich mich vollſtändig verlaſſen darf."

„Die Beamten und Angeſtellten des Hauſes ſind ja verläßlich, und auf dieſe können Sie rechnen."

„Wohl, ich weiß es; vor Allen aber rechne ich auf Sie. Nicht wahr, Sie werden mich nicht im Stiche laſſen! So reden Sie doch," fuhr er mit heftiger Ungeduld fort, als Luſchan nur ganz eigenthümlich lächelte, „welche Stellung wollen Sie denn eigentlich?"

„Ich habe die Theilhaberſchaft abgelehnt, ebenſo auch das Anerbieten Ihres Vaters, mindeſtens lebenslänglich Prokuriſt der Firma zu bleiben, was kann ich alſo noch wollen?"

„Das frage ich eben Sie!"

„Erräth Ihr Scharfſinn, Signor Paolo, wirklich nicht, was allein noch einem Manne zu wünſchen übrig bleibt, der vorſichtig gewiſſe Wechſel aufbewahrt und einen Zeugen gefunden hat, der zugegen war, als dieſe Wechſel in der Salita al promontorio unterſchrieben wurden."

„Zum Teufel!" fluchte Signor Paolo, „das haben Sie auch herausgebracht?"

„Wie Sie hörten, ja."

„Was bezwecken Sie nun mit dieſer — dieſer Drohung?"

„Ich Ihnen drohen?!" Luſchan wehrte mit einer Geberde dieſe Annahme von ſich. „Bei Gott, das liegt mir ferne. Ich wollte nur unſer gegenſeitiges Verhältniß klarſtellen."

„Ich bin noch immer nicht im Klaren darüber," murrte Paolo, indem er aufſprang. „Ich bin nicht in der Laune,

Räthsel zu lösen; meinethalben thun Sie, was Sie wollen, am liebsten wäre es mir, Sie übernähmen das ganze Geschäft."

„Wenn nun in der That dies meine Absicht wäre?"

Paolo wurde durch diese in kühlem Tone gestellte Frage denn doch ein wenig verblüfft. „Ei, was Sie sagen!" stieß er hervor.

„Ich schlage Ihnen ein Abkommen vor," fuhr Luschan fort. „Sie haben weder Lust zu den Geschäften, noch auch die nöthige Erfahrung. Ist's nicht so?"

Paolo nickte und sah erwartungsvoll sein Gegenüber an.

„Ich überlasse Ihnen nun die Rolle des Chefs, Sie dürfen über die Mittel verfügen, deren Sie bedürfen, um ganz nach Gefallen zu leben, zu glänzen und zu genießen. Die Arbeit behalte ich mir vor, ich werde die Firma leiten, und alle Dispositionen treffen, die nöthig sind; Sie haben nichts Anderes zu thun, als zu zeichnen."

„Ah!" Paolo begann zu begreifen, was Luschan fordere. „Ich soll also künftighin einfach nur Alles unterschreiben, was Sie mir vorzulegen belieben werden? Das ist eine starke Zumuthung!"

Luschan zuckte mit den Schultern. „Ich denke, Sie könnten zufrieden sein, daß Ihnen alle Sorge abgenommen wird. Sie genießen die Früchte, während ein Anderer arbeitet."

„Welchen Vortheil haben Sie davon?" fragte Paolo.

„Ich begnüge mich mit dem Bewußtsein, selbstständig eine große Firma leiten zu dürfen. Ich bin nun einmal ehrgeizig und will meine Ideen verwirklichen."

Digitized by Google

Signor Paolo ſchüttelte den Kopf und dachte eine Weile nach. Der Vorſchlag Luſchan's war, wie er wohl empfand, demüthigend für ihn, er ſollte einfach ein willenloſes Werkzeug in der Hand dieſes Mannes werden, mit ſeinem Namen decken, was dieſer unternehmen würde, ohne prüfen oder einreden zu dürfen. Die Leichtlebigkeit aber, die in ſeinem Weſen lag, ſchwächte dieſe Bedenken bald ab. Was wollte er auch thun? Sich mit Luſchan überwerfen, damit dieſer etwa dem Vater enthülle, welche Bewandtniß es mit gewiſſen Wechſeln habe? Eine ſolche Enthüllung konnte üble Folgen haben. Nahm er aber den Vorſchlag an, dann hatte er ein ſorgenloſes Leben vor ſich; Zeit und Geld ſtänden ihm frei zu Gebote. Wahrlich, die Wahl konnte da nicht ſchwer ſein.

„Ich gehe auf Ihren Vorſchlag ein," ſagte er endlich.

„Der Ordnung wegen wollen wir das ſchriftlich abmachen," erwiederte Luſchan, indem er ſich erhob, um Papier und Schreibzeug zu holen.

Signor Paolo machte eine Bewegung der Ungeduld. „Muß das heute noch ſein?"

„Wozu es verſchieben? Die Sache iſt dann ein- für allemal erledigt."

„Nun denn, was ſoll ich ſchreiben?"

Paolo ſetzte ſich an den Tiſch und nahm die Feder zur Hand.

„Ich werde mir erlauben, es Ihnen anzugeben. — Bitte alſo!" Er fing an langſam Wort für Wort zu diktiren: „Ich ertheile hiermit dem Herrn Spiridion Luſchan unbeſchränkte Vollmacht, in allen geſchäftlichen

Angelegenheiten in meinem Namen zu handeln, wie es ihm gutdünkt, ich erkenne ausdrücklich alle Geschäfte, die von dem Genannten eingegangen werden, als für die Firma Rovella & Comp. verbindlich an, und verpflichte mich, unweigerlich meine Unterschrift unter alle Schriftstücke zu setzen, welche Herr Spiridion Luschan mir vorlegen wird."

Bis hieher hatte Paolo geschrieben, ohne einen Einwand zu erheben. Jetzt sah er doch auf und bemerkte: „Dazu will ich denn doch einen Zusatz machen: ‚soweit diese die Geschäfte der Firma Rovella & Comp. betreffen.'"

„Schreiben Sie diesen Zusatz nieder; ich hatte dies übrigens als selbstverständlich betrachtet," gab Luschan zur Antwort.

Paolo schob nun den Bogen seinem künftigen „Herrn" hin — denn dazu machte diese Vollmacht in Wahrheit den Untergebenen. Luschan las die Schrift aufmerksam durch und verschloß sie dann in der Tischlade.

„Sind wir fertig? Oder haben Sie mir noch etwas zu sagen?" fragte Paolo, indem er nach seinem Hute griff.

„Einen wohlgemeinten Rath will ich mir noch gestatten."

„Das wäre?"

„Meiden Sie ein gewisses Landhaus bei Prosecco. Es ist gefährlich, sich in dessen Nähe zu wagen."

„Wissen Sie dies auch?" murrte Paolo. „Sie scheinen sich sehr um meine Angelegenheiten zu bekümmern."

„Ich weiß, daß Sie mit Ihren Freunden gewettet haben, die stolze Contessa Rajevitsch zu gewinnen. Geben Sie die Wette für verloren!"

Digitized by Google

„Weshalb? — Ich trete ja auch hier nur die Erbschaft meines Bruders an," fügte er spöttisch hinzu.

„Ich wiederhole, daß Sie gut thun würden, jeden Gedanken an die Contessa aufzugeben."

„Wenn ein Anderer mir dies sagen würde, müßte ich glauben, der Neid eines Nebenbuhlers spreche aus ihm. Sie aber, lieber Luschan, sind vor einem solchen Verdacht gefeit; es wäre zu toll." Paolo lachte laut auf; setzte aber dann sofort ernsten Tones hinzu: „Ihren guten Rath werde ich nicht befolgen. Die Contessa ist zu schön, und ich liebe sie, daß ich um ihretwillen einen Mord begehen könnte."

„Einen Mord?" wiederholte in dumpfem Tone Luschan.

„Ja, mit diesen Händen da erwürgte ich den, der mir in den Weg träte." Er trat einen Schritt näher an Luschan heran, der mit verschränkten Armen dastand und zu Boden sah. „Ich habe Alles gethan, was Sie von mir wollten, weil ich nicht den Muth habe — Sie verstehen mich, was ich meine; um dieses Weibes willen aber wäre ich zu Allem fähig — zu Allem. Addio."

12.

Luschan hatte die schwere Thüre hinter dem Besucher versperrt und ging nun in sein Zimmer zurück. Wer ihn jetzt hätte beobachten können, der wäre sicher erschreckt worden durch die gewaltige Veränderung, die sich in Miene und Haltung des Mannes vollzog.

Ein zur Folter Verdammter konnte kein schmerzhafteres

Aussehen zeigen, als dieser Mann, der schwankte, gerüttelt und geschüttelt, als hätte ihn das gelbe Fieber ergriffen. Frostig war es ihm und sein Athem ging schwer; mit fieberglänzenden Augen in die dunkelste Ecke des Raumes stierend, röchelte er dumpf einige Worte hervor, die kaum ein Scharfhöriger verstanden hätte, ihm selbst aber wie Donnerhall in den Ohren klangen: „Er liebt sie wahnsinnig, so — wie ich! Nein, so doch nicht! — Wie sagte er? Mord! — Erwürgen! — Ich könnte es auch; bei Gott, ich könnte es!“ Einige Minuten lang brütete er über den Gedanken. „Wie dumm! Was hälfe es auch?“

Die Vernunft hatte den Sieg über die Leidenschaft davongetragen, die wie ein Frühlingssturm die Seele dieses Mannes erschütterte.

„Zu toll“ hatte Paolo den Gedanken gefunden, daß der häßliche, verwachsene Mann, der arme Schelm, der sein Brod in fremdem Dienste erwarb, seine Augen erheben könne zu einem schönen Weibe. Wie einen Peitschenhieb hatte Luschan diese Bemerkung empfunden; sein Verstand sagte ihm ja, daß es wahrhaft toll sei, die Contessa zu lieben. Was konnte er aber dafür, es war nun einmal so.

Luschan hatte Contessa Caterina zum ersten Male gesehen, als er nach der Abreise des Vulkan im Auftrage des Chefs sie besuchte, um ihr die Gastfreundschaft des Hauses Rovella anzubieten und ihr einen Brief Carlo's zu überbringen, der in den letzten Stunden ihn zum Vertrauten seines Liebesleides gemacht hatte. Die Noth hatte Jenen dazu gezwungen, Carlo wußte eben Niemanden, den

er als Boten mit seinen letzten Grüßen an die Braut senden sollte, von welcher ihn das Verhängniß riß. Er hatte einen Brief geschrieben, den Luschan der Contessa überbringen sollte, und nach einigem Bedenken sich auch entschlossen, diesen zu bitten, sich des verlassenen Mädchens schützend anzunehmen.

Bei jenem Besuche nun hatte Caterina's Erscheinung auf Luschan einen Eindruck gemacht, wie er ihn noch nie empfunden hatte. Es war ja zum ersten Male, daß er einem schönen Weibe Aug' in Aug' gegenüberstand und mit ihm sprach. Die seltsame Eigenart des Mädchens erhöhte noch den Zauber ihrer Anmuth, dem er widerstandslos unterlag. Die Contessa lehnte das Anerbieten ab, das ihr Novella stellen ließ, und Luschan bemühte sich auch gar nicht, sie zur Annahme zu überreden, um so eifriger dagegen bot er seine eigenen Dienste an und erhielt auch die Erlaubniß, öfter nachsehen zu dürfen, ob sie etwas bedürfe.

Er kam denn auch allwöchentlich, einen Vorwand dazu bot ja, daß er ihr zur Bestreitung des Haushaltes Vorschüsse auf das Gehalt des Vaters brachte.

Schon bei dem zweiten Besuche hatte er auch den Bruder Andrea in dem Hause gefunden, der wieder zurückgekehrt war, nachdem er sich überzeugt hatte, daß ihm keine Gefahr wegen jenes Ueberfalles auf Carlo drohe. Mißtrauisch und feindselig war Andrea ihm zuerst entgegengetreten, aber bald hatte sich das geändert, die Häßlichkeit Luschan's hatte Andrea's Argwohn entwaffnet, und die Beiden wurden Freunde. Es war ein seltsames Paar; dieser kluge, berechnende Geschäftsmensch mit seinem ab-

ſtoßenden Aeußeren, und der kräftige rauhe Mann, der einem verwetterten Wildſchützen ähnlich ſah, beſchränkten Geiſtes und gewaltthätig, und nur von einem einzigen edleren Gefühle beſeelt: der Liebe zu ſeiner Schweſter.

Conteſſa Caterina achtete des Bruders wenig, ſie ſah in ihm nur den rohen Burſchen, der nicht viel beſſer als ein Bauernknecht ſei; und ſeine hündiſche Anhänglichkeit war ihr läſtig. Mit kurzen herriſchen Worten trieb ſie ihn von ihrer Schwelle weg, die er nicht zu überſchreiten wagte, es machte ihn ſchon glücklich, wenn er nur in das Zimmer blicken konnte.

Luſchan hatte bald eine ziemliche Gewalt über den Burſchen gewonnen und konnte deſſen treuer Anhänglichkeit ſicher ſein. Dennoch hätte ihn einmal Andrea faſt erwürgt, im Zorne über ein einziges Wort, das Luſchan gewagt hatte. Von Caterina hatten ſie geſprochen, und Luſchan wollte den Freund ausholen, wie dieſer über eine gewiſſe Frage denke, welche ſeit geraumer Zeit ihn beſchäftigte.

„Du wirſt wohl bald einen Schwager in's Haus bekommen," hatte Luſchan ſo leichthin bemerkt und dabei verſtohlen Andrea beobachtet.

„Schwager? Schwager? Was ſoll das?" Der Burſche bog ſich zuſammen wie eine wilde Katze vor dem Sprunge.

„Nun, Du Narr; die Conteſſa wird doch nicht ewig ein Kloſterleben führen wollen! Auf einmal wird Einer kommen und — dann gibt es eine luſtige Hochzeit."

„Nie! Ich erwürge ihn!" ſtieß Andrea hervor und krampfte die Finger in der Luft.

„Oho, das wäre eine schöne Geschichte! Höre 'mal, Andrea, würdest Du jeden Freier so empfangen?"

„Jeden; weh' Einem, der mir in das Haus kommt."

„So? Also wenn ich selbst —"

Luschan konnte den Satz nicht vollenden, Andrea hatte ihn um die Mitte gepackt und in die Luft gehoben wie einen Federball. „Ich werfe Dich zum Fenster hinaus," knurrte er.

Der Verwachsene verlor seine Geistesgegenwart nicht. „Du Narr Du, laß mich doch los, willst Du denn keinen Scherz verstehen?"

Andrea setzte ihn wieder sachte zu Boden und fast demüthig bat er: „Nicht so reden, ich vertrage es nicht."

Wenn Luschan also darauf gerechnet hatte, in dem Bruder einen Fürsprecher bei der Schwester zu finden, so sah er sich arg enttäuscht; im Gegentheil mußte er jetzt erkennen, daß eine Werbung um Caterina eine gar gefährliche Sache sei. Diese Schwierigkeit schreckte ihn jedoch wenig; wenn es nöthig sein sollte, würde er den ungeberdigen Bruder schon unschädlich zu machen wissen, dachte er.

Um so eifriger suchte er nun die Gunst der schönen Jungfrau zu erwerben, die ihm, wie er glaubte, ja dankbar sein mußte, daß er in ihre öde Einsamkeit einige Abwechslung brachte. Mit jedem Tage wuchs seine Leidenschaft, jeder freundliche Blick zeitigte neue Hoffnungen in seiner Seele, und mit zitternder, gieriger Hand glaubte er schon nach dem köstlichen Preise langen zu dürfen, für den er eine Welt geopfert hätte, wenn er ein

Digitized by Google

Gott gewesen wäre. Er pries es als ein Glück, daß Andrea seine Schwester fast wie eine Gefangene bewachte, denn das hielt ihm Nebenbuhler ferne, an die er nicht denken durfte, ohne von einem Zittern befallen zu werden. Dennoch konnte er nicht verhindern, daß dieses Dornröschen von Einem entdeckt wurde, den Luschan am allerwenigsten auf seinem Liebespfade zu begegnen gewünscht hatte.

Auf der Hühnerjagd war einmal Paolo auch in die Nähe des Landhauses gekommen und hatte zufällig Caterina an dem Fenster erblickt. Der junge Mann war Abenteuern nicht abhold, und er schlich und strich nun öfter um das Haus, es gelang ihm auch, von einem glücklichen Zufalle begünstigt, von Andrea unbemerkt ein Briefchen der Contessa zu schicken, das jedoch sehr wenig Eindruck auf Caterina machte. Da er keine Antwort erhielt, beschloß er, kühner geworden, geradeswegs in das Haus zu dringen; zu einer unglücklichen Stunde, denn Andrea war diesmal zu Hause und empfing den Besucher wenig gastfreundlich. Paolo, der ihn nicht kannte, hatte ihn für einen Dienstknecht gehalten und ihm ein Geldstück geben wollen, damit er ihm eine Unterredung mit Caterina verschaffe. Die Antwort fiel gröblich aus, statt zu der gewünschten Unterredung kam es zu einer Schlägerei, in welcher Paolo nicht Sieger blieb.

Niemand freute sich dessen mehr als Luschan, als er die Geschichte erfuhr; durfte er doch hoffen, daß dies unliebsame Erlebniß Paolo gründlich abschrecken würde. Doch darin hatte er sich getäuscht; der junge Mann

Digitized by Google

ſchien jetzt erſt recht darauf zu beſtehen, die Conteſſa zu „erobern“.

Die Erklärung, welche Signor Paolo nun abgegeben hatte, konnte Luſchan nicht im Zweifel darüber laſſen, daß dieſer Nebenbuhler nicht weichen werde. Luſchan hatte den Charakter des jungen Mannes zu genau ergründet, um nicht ohne Weiteres daran zu glauben, daß Paolo in der That um eines Weibes willen zu Allem fähig ſei. In dieſem Punkte verſagte die Macht, welche Luſchan auf den jungen Chef ausübte.

Was nun thun? Das war eine Frage, die ſelbſt einen Menſchen wie Luſchan toll machen konnte. Als er ſpät nach Mitternacht ſein Lager aufſuchte, hatte er zwar noch keine Löſung, wohl aber eine vorläufige Antwort gefunden, und dieſe lautete: mit der Conteſſa ſprechen.

Am nächſten Nachmittage fand ſich Luſchan in dem Landhauſe ein. Es war kühl und friſch, Regenſchauer zogen ab und zu vom Karſt herüber, auf dem Himmel wechſelten mattblaue Stellen mit dunklem weißrandigem Haufengewölk, und auf dem Meere ſah man breite graue Streifen neben ſtahlfarbenen; über jenen gingen eben die Güſſe nieder. Auf die Conteſſa ſchien das Wetter erregend gewirkt zu haben, die ſchlaffe träumeriſche Ruhe, die man ſo oft an ihr bemerkte, war gewichen, ihr Weſen ſchien von einer energiſchen Spannkraft belebt zu werden. Sie hatte aus der Truhe, in welcher noch die Kleider ihrer Mutter verwahrt waren, ein Gewand hervorgeſucht, wie es die Bräute tragen, die noch an der alten Volkstracht feſthalten, und dazu all' den bunten Schmuck angelegt, der

den mütterlichen Schatz gebildet hatte. So fand sie Luschan, und sie däuchte ihm in dieser Stimmung und Gewandung doppelt schön. Im Brautgewande empfing sie ihn; sollte er dies als gutes Vorzeichen deuten?

Unwillkürlich gab er diesem Gedanken Ausdruck. „Harrt Contessa Caterina des Freiers? — Er ist gekommen! — O wie herrlich Sie sind, Contessa!“

Er brachte die Worte mit heiserer Stimme hervor, und sein ganzer Körper zitterte. Die Contessa warf den Kopf zurück und sah ihn von oben herab an, sagte aber nichts. Luschan streckte die Hand aus, und seine dürren, feuchtkalten Finger umklammerten das Handgelenk Caterina's.

„Meine Braut sollen Sie sein! — Mein für alle Zeit,“ stieß er hervor. „Deshalb bin ich gekommen —“

Die Contessa lachte hell auf; mit einer kurzen Bewegung ihres runden kraftvollen Armes schüttelte sie die Hand ab, und der heftige Ruck ließ Luschan zurücktaumeln.

„Ihre Braut? Ich? Was ist in Sie gefahren, Luschan?“

Sein Athem ging schwer, die Nasenflügel, der Mund zuckten; die Augen drängten sich in den Höhlen vor. „Verlangen Sie Alles, ich schaffe es Ihnen; Alles, was Sie zum Glück bedürfen — ich — ich liebe Sie so sehr —“

Mit einem verächtlichen Blicke wandte sie sich ab. „So sprach auch der Andere, der Thor, der sich wie ein Schuljunge fortschicken ließ. ‚Verlange!‘ sagt man und verspricht Alles zu gewähren; weiß denn Einer von euch, ob er im Stande ist, seine Versprechen zu erfüllen? Nein;

ihr wißt es nicht und wollt es auch nicht wiſſen; es ſind ja doch nur leere Worte, die uns täuſchen ſollen. ‚Verlange Du, und ich gewähre,‘ ſagt der Mann, und er denkt doch: ‚Ich verlange, und Du gewährſt.‘ Der Mann will das Weib beſitzen, weiter nichts; ich aber will nicht Beſitzthum, ſondern ſelbſt Herrin ſein. — ‚Alles verlangen! — Alles ſchaffen!‘ Sagt dies doch einer Bauerndirne, für die ein buntes Tuch, eine rothe Korallenſchnur Alles iſt.“

Und wieder traf ihn ein Blick, der ſeine Geſtalt maß, der den vernichtenden Hohn ihrer weiteren Worte noch bitterer machen ſollte: „Das Weib eines Zwerges zu werden! Welch ein Glück!“

Mit zuckenden Lippen hatte Luſchan zugehört; er empfand ein Gefühl, wie Einer, der in einem tiefen Moor verſinkt; langſam, Zoll für Zoll in den feuchtkalten Schlamm untertaucht, der die Bruſt zuſammenſchnürt und die Glieder lähmt. Das letzte Hohnwort aber traf ihn wie ein Hieb mit glühendem Stahlſtab.

„Vergeſſen Sie nicht, Conteſſa, daß die Zwerge oft mächtiger ſind, als die Rieſen!“

Einen unerwarteten Eindruck riefen dieſe Worte hervor; es war nicht die halbe Drohung, die in ihnen lag, was die Conteſſa bewog, mit einer heftigen Bewegung, die mehr Erſtaunen wie irgend eine Furcht ausdrückte, ſich zu Luſchan zu wenden. Er hatte aber unbewußt eine Saite ihres Gedankenlebens berührt, deren Widerhall in ihrem Gemüthe nachklang. Sie hatte ja die phantaſtiſchen Märchenbücher geleſen und immer wieder geleſen, in denen von Zwergen und Prinzen und Prinzeſſinnen die Rede

war; sie war vertraut mit diesen poetischen Gebilden der Volksseele, und darum gewannen die Worte Luschan's für sie eine Bedeutung, an die Jener wohl kaum gedacht hatte.

Ja wohl, die Zwerge sind mächtig und vermögen Glück zu spenden, so steht es in den Märchen. Aber ebenso steht es auch darin, daß der häßliche Zwerg in einen jugendlichen Prinzen sich verwandeln muß, damit die Prinzessin ihm freiwillig und liebend ihre Hand reiche.

Das war ihr durch den Kopf gegangen und dem lieh sie nun Worte. „Die Zwerge mißbrauchen aber ihre Macht, wenn sie an sich fesseln wollen, was nicht für sie bestimmt ist. Die guten Zwerge handeln selbstlos."

„Und man lohnt es ihnen mit Undank," warf in bitterem Tone Luschan ein.

„Nicht immer!"

Eine Stille trat ein. Eben zog wieder ein Regenschauer vorbei, und große Tropfen klatschten an die Fensterscheiben, durch welche nur spärliches graues Licht drang.

Nicht immer! — Diese zwei Worte wiederholte Signor Luschan für sich; sie lenkten seine Gedanken in eine neue Bahn. Die furchtbare Brandung leidenschaftlicher Empfindungen, welche in der Seele dieses Mannes während der letzten Minuten getobt hatte, brach sich an der unerschütterlichen Granitklippe seines Verstandes. Auf Augenblicke konnte vielleicht der Gischt über diese Klippe zusammenschlagen, in der nächsten Pause ragte sie gewiß wieder hoch über die Wogen hinaus. Schmerzhaft genug hatte es seine Seele getroffen, im wilden Trotz bäumte sich sein ganzes Wesen gegen das Schicksal auf; sein Herz

brannte noch, aber der Kopf war kühl geworden, und in jener Gluth ſchmiedete der Verſtand die Waffen für einen neuen Kampf.

„Was verlangen Sie denn eigentlich vom Leben, Conteſſa? Wie ſtellen Sie ſich das Glück vor?“ fragte er plötzlich in dem ruhigen Ton eines älteren Freundes, der wohlwollend den jüngeren belehren will.

„Was ich verlange?“ Die Conteſſa ſetzte ſich auf das Ruhebett und ſtützte ihr Kinn auf die Hand. „Da drinnen weiß ich's — aber ich vermag es nicht zu ſagen, was ich immer vor mir ſehe, wenn ich die Augen ſchließe. Herrlich ſoll Alles um mich ſein, blühen und funkeln und duften, und geſchehen ſoll, was ich will.“

Luſchan lächelte unwillkürlich, ſo wenig ſonſt ſeine Stimmung zur Heiterkeit angethan war. „So vermag nicht einmal eine Königin ihr Leben zu geſtalten.“

„Königin!“ Sie griff das Wort auf und träumte weiter. „Ja, das iſt's, was ich erſehne. Wie ſüß muß es ſein, durch die Welt gehen und ſagen zu dürfen: ‚Alles, was ich da ſehe, iſt mir unterthan, und mein Gebot iſt Geſetz, das erfüllt wird.‘“ Sie ſprang plötzlich auf. „Ich werde fortgehen, in die Welt hinaus, ich will mir ſelbſt ſuchen, wonach ich mich ſehne —“

„Ein Königreich?“ ſpottete Luſchan. „Sie vergeſſen, Conteſſa Caterina, daß die wirkliche Welt denn doch ein wenig anders iſt, als jene, die Ihre Märchenbücher da ſchildern. Ich will Ihnen ganz genau ſagen, wie es Ihnen ergehen würde. Sie reiſen fort, ſagen wir nach der Hauptſtadt; ſie irren dort in dem Gewühle umher,

bis irgend Einer aufmerksam wird auf Sie, weil Sie schön sind. Dieser Eine wird vielleicht ehrlich sein — dann ist er ein armer Schlucker, wie ich, und wird Ihnen anbieten, was ich anbot; oder er wird Sie täuschen, und dazu würde wahrlich nicht viel Kunst gehören. Ist's nicht der Erste, so ist es der Andere, oder der Dritte, Vierte, Einer kommt schließlich zum Ziel; Sie haben nur die Wahl, entweder sich zu ergeben oder zu fliehen, um am nächsten Orte dasselbe Spiel zu finden. Glauben Sie, Contessa Caterina, einer der Großen der Erde würde Sie zu sich emporheben, um Ihre Träume zu erfüllen? Wären Sie wenigstens noch eine Schauspielerin, eine blind vergötterte Sängerin, solche erringen bisweilen einen Platz in den Kreisen der Hohen. Die Schönheit blos, Contessa Caterina, gewährt noch keinen Freibrief, um in jene Kreise dringen zu können."

Mit einer gewissen grausamen Wollust zerschmetterte Luschan dies luftige Gebäude der Vorstellungen, das der Contessa so viel Freude gemacht hatte. Die Rache that ihm wohl; hatte sie ihm gesagt, daß all' sein Empfinden, seine flammende Leidenschaft nur Tollheit sei, so vergalt er es ihr, indem er auch ihr Sehnen als eine Narrethei nachwies.

„Sie werden — vielleicht zu spät — erfahren, Contessa Caterina, daß Ihnen ein listiger Betrüger abschwätzt, was Sie so theuer verkaufen wollen: Ihre Liebe."

„Ich weiß nicht, was Liebe ist!" erwiederte sie kalt. „Ich werde niemals lieben."

Luschan richtete einen mißtrauischen Blick auf das selt-

ſame Geſchöpf, welches Worte ſprach, die ſo ſehr alles weibliche Weſen verleugneten. Er begann an den Nägeln zu kauen, indem er ſchweigend einige Sekunden lang das Geſicht der Conteſſa prüfte.

„Wenn ich Ihnen nun einen Weg zeigen würde, der Sie mindeſtens nahe dem Ziele Ihrer Wünſche bringen könnte, wollten Sie dieſen Weg betreten?“

„Wo wäre dieſer Weg?“

„Ich ſagte Ihnen vorhin, daß eine Rolle von der Art, wie Sie dieſelbe begehren, Ihnen unerreichbar bleiben würde, wenn Sie draußen in der Welt dieſelbe zu erkämpfen verſuchen wollten. Um im Mittelpunkte der Geſellſchaft thronen zu können, müſſen Sie zuerſt den Umkreis überſchreiten, und dieſen entſcheidenden Schritt vermögen Sie nur zu thun an der Hand eines Gatten.“

„Ich ſoll mich für immer feſſeln an einen Mann?“ Sie ſchüttelte mißmuthig den Kopf.

„Wer ſagt denn für immer?“ Er beugte ſich etwas vor und ſprach leiſer und haſtiger. „Man kann ja den Führer entlaſſen, ſobald er entbehrlich oder unbequem wird. Ich biete Ihnen ein Bündniß an; ſoweit einem Menſchen es möglich iſt, werde ich alle Ihre Wünſche erfüllen; ich werde ſinnen und trachten, um Ihren ſtolzen Traum zu verwirklichen; aber eine Bedingung ſtelle ich: mir allein dürfen Sie ſich anvertrauen; wenn Sie nach etwas Verlangen tragen, ſoll nur ich es erfahren, und wenn Sie im Zweifel ſind, was zu thun ſei, dann werden Sie meiner Weiſung folgen. Werden Sie den Vertrag eingehen?“

Digitized by Google

„Warum wollen Sie das für mich thun?“

„Weil ich Sie liebe.“

„Wieder das spaßhafte Wort?“

„Sie sagten vorhin, daß die Liebe der Männer nichts Anderes sei, als ein eigensüchtiges Begehren; nun denn, ich will Ihnen beweisen, daß es auch eine Liebe gibt, die nicht eigennützig ist. Ich bin Einer von den Zwergen, die selbstlos handeln.“

Sie lächelte und nickte. „Ich glaube und folge Ihnen. — Was soll nun zunächst geschehen?“

„Ich will Ihnen den Mann bringen, den Sie zum Gemahl nehmen werden.“

Sie verzog den Mund. „Muß das sein?“

„Es muß sein,“ sagte er kurz, nahm den Hut und ging.

Etwa dreißig Schritte vom Landhause entfernt blieb Luschan stehen und athmete schwer auf. Dann wandte er sich um und mit geballter Faust drohte er nach der Richtung hin, woher er gekommen. „Du mußt doch mein werden,“ kam es pfeifend zwischen seinen Zähnen hervor. „Ich kenne Dich jetzt und weiß, daß meine Zeit kommen wird.“ — Signor Luschan hatte ein Recht darauf, zu sagen, daß er das Wesen des seltsamen Mädchens erkannt habe; es war in der That so, und darum erschien auch der Plan, den sein nimmer rastender Geist entworfen hatte, aussichtsvoll genug.

* * *

Digitized by Google

Drei Tage ſpäter blieb Luſchan im Comptoir vor dem Pulte Signor Paolo's ſtehen und ſagte leiſe, daß Keiner der Anderen nur einen Laut vernahm: „Conteſſa Caterina iſt bereit, Sie zu empfangen, wenn Sie ihr den Verlobungsring bringen wollen."

Paolo ſah überraſcht auf und fand nicht gleich Worte zu einer Frage, die ihm auf den Lippen ſchwebte.

„Iſt Ihre Liebe groß genug, um der Conteſſa Ihre Hand zu bieten? Wenn nicht, dann bleiben Sie lieber ferne. Schwierigkeiten, die Ihr Herr Vater erheben könnte, brauchen Sie nicht zu ſcheuen, ich werde ſie zu beſeitigen wiſſen. Und noch Eins: Andrea wird fort ſein, Sie haben alſo nichts zu beſorgen." Dann kehrte Signor Luſchan wieder auf ſeinen Platz zurück.

Paolo beeilte ſich, dem Winke Luſchan's zu entſprechen; noch am ſelben Tage ſuchte er das Landhaus auf, deſſen Hüter, Andrea, in der That verſchwunden war. Am Morgen nämlich hatte Luſchan ſeinem Freunde die Nachricht gebracht, in der Gegend von Lipizza treibe ſich ein rieſiger Bär herum, der aus den Wäldern Krains hervorgebrochen ſei. Andrea, ein leidenſchaftlicher Jäger, hatte ſeine Büchſe genommen und war nach Lipizza geeilt, dort ſagte man ihm, man habe von einem Bären gehört, der den Bauern von Seſſana Schaden zufüge, und als er nach Seſſana kam, hieß es, das Unthier ſei in den Wäldern des Nanosberges zu finden. —

Signor Luſchan hatte ſich nicht getäuſcht in der Vorausſetzung, daß Conteſſa Caterina ein Weib ſei, mit dem ein „Geſchäftsmann" Abmachungen treffen könne. Neben

dem phantaſtiſchen Elemente in ihrem Weſen fand ſich auch ein kühl berechnendes, und dieſem dankte es Luſchan, daß er einen beſtimmenden Einfluß auf die Conteſſa zu üben vermochte. Er hatte ihr geſagt, daß er Signor Paolo zu ihrem Gemahl beſtimmt habe, und ſie hatte keinen Widerſpruch mehr erhoben.

Es gehörte faſt übermenſchliche Seelenkraft dazu, ſo zu handeln, wie es Luſchan that, das mit leidenſchaftlicher Raſerei begehrte Weib einem Anderen auszuliefern. Der Mann gehörte aber zu Jenen, die ihren Weg auch mitten durch die Hölle nehmen, wenn kein anderer zum Ziele führt.

— — — — — — — — — — — —

Der alte Herr Rovella war einigermaßen überraſcht, als eines Tages Paolo bat, nach Schluß der Geſchäftsſtunden ihm eine Unterredung zu gewähren. Das Verlangen erſchien ſo ſonderbar und ungewöhnlich, daß der Vater ſeine Neugierde nicht bezähmen konnte.

„Wenn Du mir etwas mittheilen willſt, ſo rede gleich, für Wichtiges habe ich immer Zeit. Was iſt's alſo?"

„Ich wünſche Deine Einwilligung zu meiner Werbung zu erhalten."

Rovella ſah erſtaunt den Sohn an: „Du willſt Dich alſo vermählen! Nun, mir iſt's lieb, ſehr lieb, für den Chef einer großen Firma taugt das lockere ledige Leben nicht. Es freut mich, daß Du ſo vernünftig geworden biſt. Wen haſt Du im Auge?"

„Ich fürchte nur, Du wirſt nicht ganz einverſtanden ſein mit meiner Wahl." Nach einem kurzen Zögern fügte

er endlich hinzu: „Es ist Contessa Rajevitsch, die Tochter des verunglückten Kapitäns.“

Rovella schüttelte den Kopf. „Hm, ich hätte allerdings einen anderen Namen zu hören erwartet. Wie kommst Du zu diesem Mädchen?“

„Ja, das ist eine eigene Geschichte. Hier lies diesen Brief.“ Und er reichte ihm einen gefalteten Bogen. Der alte Herr fuhr zusammen, als er die Schriftzüge sah, und die Unterschrift ihm keinen Zweifel ließ, daß der Brief von Carlo herrühre. Und doch war er gefälscht!

„Wie kamst Du zu diesem Briefe?“ fragte er hastig.

„Der Bruder hatte ihn vor seiner Abreise Luschan übergeben mit der Weisung, wenn ihm ein Unglück zustoße, ihn mir einzuhändigen. Er hatte wohl eine Ahnung, daß er nicht mehr zurückkehren werde.“

Rovella hörte nur halb zu, denn er hatte bereits die Zeilen gelesen, die ihn mächtig ergriffen:

„Wenn dieser Brief in eure Hände gelangt, so ist es nicht mehr die Botschaft eines Lebenden, sondern die eines Todten, dessen Bitte vielleicht Erhörung finden wird. Contessa Caterina war meine Braut; sie hatte mein Wort, daß sie eine Tochter Rovella's werden solle. Löset mein Wort ein, lasset sie an meine Stelle treten als Kind des Hauses. Mein Bruder möge sie in seinen Schutz nehmen und ihr das werden, was ich ihr sein wollte.

Carlo Rovella.“

Paolo beobachtete gespannt die Mienen des Vaters, der nachdenklich vor sich hinblickte. „Wann gab Dir Luschan diesen Brief?“ fragte er endlich.

„Gleich, als wir ſichere Nachricht vom Untergange des Vulkan erhalten hatten. Ich wollte damals Dir nichts davon ſagen, um nicht Deinen Schmerz zu vermehren, auch wünſchte ich mich vorerſt von den Verhältniſſen zu unterrichten."

„Nun, und da haſt Du gefunden?"

„Daß die Conteſſa würdig iſt, Deine Tochter zu werden."

„Du willſt alſo Deinem Bruder ein Opfer bringen?"

„Das Opfer iſt leicht zu bringen. Ich liebe ſie."

„Und die Conteſſa? Konnte ſie Carlo ſo leicht vergeſſen?"

„Ich glaube," erwiederte Paolo etwas verlegen, „ſie hatte Carlo's Werbung mehr aus Mitleid mit ſeiner Leidenſchaft angenommen, als aus eigener tiefer Liebe. Sie war ihm geneigt, aber —"

„Das hindert ſie nicht," unterbrach ihn ſcharf der Vater, „jetzt den Bruder in ihre Netze zu ziehen, weil dieſer der Chef der Firma wird."

„Du beurtheilſt die Conteſſa ungerecht," eiferte Paolo. „Sie iſt ebenſo ſtolz als ſchön, und niedrige Berechnung liegt ihr ferne."

Rovella nickte. „Ich ſehe aus Deinem Eifer, daß Du auch die Leidenſchaft Deines Bruders geerbt haſt. Nimmt ſie auch Deine Werbung nur aus Mitleid an?"

„Was frage ich darnach? Ich würde Alles hingeben, um Sie mein nennen zu können. Sie wird mich lieben, ſie muß mich lieben; ſie kann nicht kalt und fühllos bleiben —"

„Wenn ſie Deine Gluth ſieht, meinſt Du? — Nun,

ich will mich in solche Herzensangelegenheiten nicht mischen. Wenn Du glaubst, glücklich zu werden an ihrer Seite, ich will Dir nicht entgegen sein. Hat sie Dir eine Zusage gegeben?"

„Ich habe ihr Jawort, unter der Bedingung —"

„So? Also doch Bedingungen!"

„Daß Du selbst als Werber für mich erscheinst."

„Hm, das nenne ich stolz sein; die junge Dame scheint Selbstgefühl zu besitzen."

„Sie will Gewißheit haben, daß Du gerne und freiwillig sie als Tochter aufnimmst; sich aufzudrängen, dazu ist sie freilich zu stolz."

Novella nickte beifällig. „Das gefällt mir. — Hast Du schon mit der Mutter gesprochen?"

„Nein, ich wollte vorerst Dich fragen."

„Es ist gut, wir werden über die Sache weiter sprechen."

Die Sache war bald in Ordnung gebracht. Frau Marie war glücklich in dem Gedanken, eine Tochter zu erhalten, Paolo's begeisterte Schilderung des jungen Mädchens, seine Betheuerungen, daß er ohne Caterina nicht leben könne, hatten das Herz der Mutter leicht gewonnen. Zwei Tage darnach stieg der alte Herr zu dem Landhause hinauf, etwas ungehalten zwar über den schlechten Pfad, aber mit vergnügter Spannung dem Augenblicke entgegensehend, in dem er in wohlgesetzten Worten seine Werbung vorbringen würde.

Contessa Caterina empfing den Kaufherrn mit stolzer Würde und Gelassenheit, nichts verrieth irgend welche Aufregung an ihr, als Novella beinahe etwas befangen den Zweck seines Besuches erklärte, ruhig, ohne Zieren,

Digitized by Google

aber auch mit jungfräulicher Beſcheidenheit gab ſie ihr Jawort, und nahm den väterlichen Kuß hin, den der Kaufherr ihr auf die Stirne drückte.

Mit widerſtrebenden Gefühlen trat Rovella den Heimweg an; er hatte zwar die Conteſſa ſchon früher geſehen, aber doch wenig beachtet; erſt jetzt hatte er ſie eigentlich näher in's Auge gefaßt. Ihre Schönheit hatte auf ihn großen Eindruck gemacht, ihr Weſen, ihre Redeweiſe gefiel ihm, und doch hatte er etwas vermißt, worüber er ſich ſelbſt nicht recht klar werden konnte, das aber endlich in dem Seufzer Ausdruck fand: „So wie Marie iſt ſie doch nicht!“

Lebhafter wie jemals empfand er in dieſem Augenblicke ſein eigenes Glück, das ihm mit Frau Marie beſchieden worden war, dem deutſchen Weibe mit dem warmen treuen Herzen.

Noch am ſelben Tage wurde Conteſſa Caterina, wie es verabredet worden war, nach der Stadt abgeholt, wo ſie im Hauſe einer mit den Rovellas befreundeten Familie Aufnahme fand. Dort erwartete auch Frau Marie ihre künftige Tochter und empfing ſie mit herzlicher Bewegung, welche ſelbſt die Ruhe der Conteſſa etwas erſchütterte und das Mädchen einen wärmeren Ton anſchlagen ließ.

Der Tag der Hochzeit wurde ſogleich feſtgeſetzt; die außerordentlichen Umſtände hatten es gerechtfertigt, daß die Friſt möglichſt abgekürzt worden war, und nichts ſchien das Glück der Verlobten zu bedrohen. Nur Einer dachte mit Sorgen an eine Gefahr, die noch in letzter Stunde alle Pläne vereiteln konnte; Luſchan hatte Andrea nicht vergeſſen.

Digitized by Google

13.

In den Schluchten des Nanosberges ſuchte Andrea nach dem Bären, ohne deſſen Fell er nicht heimkehren wollte. Wenn den Burſchen einmal das Jagdfieber gepackt hatte, ſo vergaß er Alles; er brachte dann Tage lang in den Wäldern oder auf den öden Karſtflächen zu, welche das ſüdliche Krain erfüllen, ſchlief in den armſeligen Hütten der Bergbauern oder öfter noch in einer Doline, jenen merkwürdigen Felstrichtern des zerborſtenen Gebirges. Er hatte hier und da auch Freunde gefunden, welche ihm bei ſeinen Streifereien mit Rath und That behilflich waren, arme Leute, die ſich freuten, ein fremdes Menſchenangeſicht zu ſehen, und die für ein Stück Wildpret, das ihnen Andrea überließ, dankbar waren, wie für einen Schatz. Auch die Jäger kannten ihn, ließen ihn aber ſtets unbehelligt, da er ja vorzugsweiſe nur dem Raubwild nachging.

Andrea hatte ſich ermüdet auf eine Platte hingeſtreckt, ein zwerghafter Erlenſtrauch ſchützte zur Noth ſein Geſicht vor den Strahlen der Sonne, die ſchon hoch am Himmel ſtand und die Nebel aus den Tiefen aufſog. Dunſtige Schwüle lag in der Luft, und wie mit feinem Schleier aus Neſſelgewebe war die Landſchaft verhüllt. Neben der Platte, auf der Andrea im Halbſchlummer lag, ſenkte ſich ein ſteiler Einriß die Bergflanke hinab, ein mit allerlei Buſchwerk bedeckter Graben, der bei Regengüſſen die herabſchießenden Waſſer aufnahm. Ein Geräuſch von brechendem Aſtwerk und rollenden Steinen ſchreckte Andrea auf, er

Digitized by Google

faßte die Büchse und schob sich an den Rand der Platte vor, so daß er die Schlucht übersehen konnte.

Doch nicht der Bär kroch da herauf, sondern ein Weib arbeitete sich durch das Buschwerk, ein seltsames Wesen, mit Augen, deren Schönheit unvergleichlich und zugleich unheimlich war.

Andrea kannte sie wohl, es war die Piukina, die Tochter einer „Zauberin" und — trotzdem sie wenig über zwanzig Jahre zählte — Wittwe eines „Vampyrs".

Ihr Mann, ein Beeren- und Kräutersammler, war einst im Walde todt gefunden worden, die Leiche hatte aber drei Tage lang ein so frisches Aussehen gezeigt, daß die Bauern schwuren, das ginge nicht mit rechten Dingen zu, und als dann die Leute das junge Weib schauten, das so weiß war wie der Karstkalk im Sonnenbrand, da stand es fest, daß der Todte ein „Vampyr" geworden sei, welcher Nachts der Piukina das Herzblut aussauge. Zur mitternächtigen Stunde wurde das Grab heimlich geöffnet und man fand die Leiche umgekehrt mit verkrümmten Gliedern in dem Holzkasten — nun war es klar, daß es wirklich ein „Vampyr" war. Unter Gebeten und Beschwörungen stieß man dem Körper einen spitzen Pfahl durch die Brust; es schien aber nicht viel geholfen zu haben, denn die Piukina blieb bleich, und ihre Hand fühlte sich stets eisigkalt an. Die Leute wichen ihr aus, selbst die muthigsten Burschen wagten es nicht, sich um die schöne junge Wittwe zu bewerben, so begehrenswerth sie auch erscheinen mochte, denn es ging das Gerede, sie sei im Besitze heimlicher Schätze. Einsam lebte das Weib in ihrer Hütte, einsam

durchſtreifte ſie die Wälder und Bergſchluchten, um Beeren und Kräuter zu ſammeln, und wer ihr begegnete, der ſchlug ein Kreuz.

Das Seltſamſte an ihr waren die Augen, die groß und ſtarr blickten und im bläulichen Schimmer leuchteten; bläulich waren auch die Lippen, und um ſo fahler erſchien das Antlitz, das tiefdunkle Zöpfe wie ſchwarze Ottern umrahmten. Wenn ihre Geſtalt ſo plötzlich aus einem Buſche auftauchte, erſchien ſie wahrhaftig wie ein Bild aus dem Märchenlande, der Fleiſch gewordene Dämon des Wahnſinns.

Das Unnatürliche ihres Weſens hatte aber ſeinen einfachen natürlichen Grund; die Piukina hatte jahraus, jahrein daheim einen Sack Beeren, deren Schale dunkelroth glänzte und deren Saft bläulich die Lippen färbte, die Beeren der Belladonna. Gewohnt an das Gift, vermochte die Piukina große Mengen davon zu verzehren, ohne andere Folgen zu verſpüren, als eine angenehme Nervenerregung. Sie berauſchte ſich einfach an Belladonna, wie andere an Alkohol oder Opium oder Haſchiſch. Ihr Mann hatte ſie das gelehrt, bis er wahrſcheinlich infolge einer Unmäßigkeit in jenen Starrkrampf verfiel, den die Nachbarn als Tod anſahen, und ihn lebendig begruben.*)

Dieſes Weib alſo war es, welches Andrea aus ſeinen Träumereien aufgeſchreckt hatte. Behend ſchlüpfte ſie durch

---

*) Der Glaube an den „Vampyr“ herrſcht heute noch in jenem merkwürdigen Berglande, ebenſo wie der Genuß der Belladonna und des Arſenits dort heimiſch iſt. D. Verf.

das Gesträuch, von Zeit zu Zeit blickte sie um sich, als suche sie Jemanden. Andrea rief sie an, als sie nahe unter den Absturz der Platte gelangt war: „He, Piukina!" Sie sah auf und stieß einen gurgelnden Laut hervor, dann schwang sie sich über das Geklippe empor.

„Brate *) Andrea, ich habe Dich gesucht."

„Was willst Du von mir, Piukina?"

„Die Soldaten sind hinter Dir, viele Tausende!"

Andrea lächelte, er wußte, daß in der ganzen Gegend nicht mehr als drei Kompagnien standen, und dann: was hatte er mit den Soldaten zu schaffen?

„Brate Andrea," wiederholte das Weib in drängendem Tone, „sie wollen Dich fangen."

„Mich? Du träumst, Piukina," erwiederte Andrea kopfschüttelnd.

„Ich weiß es gewiß; sie fragen überall nach Dir; auch mich haben sie gefragt."

Jetzt sprang Andrea auf, die Sache schien ihm doch etwas bedenklich, hatte ihn Carlo Rovella doch noch jenes Schusses wegen angezeigt? „Was wollen sie von mir?"

„Weiß ich's? Vielleicht wollen sie Dich nach der weißen Stadt bringen und Dich dort tödten."

Andrea blies verächtlich in die Luft: „Sie werden mich nicht finden, tausend Steige führen aus dem Wald."

Die Piukina schüttelte den Kopf. „Du kommst nicht heraus, überall lauern sie auf Dich. Hundert Zwanziger kriegt der, welcher Dich fängt. Viel Geld!"

---

*) Bruder.

Das war allerdings eine böſe Kunde, denn nun wußte er auch, daß die Bauern und Hirten ihn hetzen würden.

„Komme mit mir, ich will Dir einen ſicheren Ort zeigen, wo ſie Dich nicht finden werden.“

Andrea zögerte noch, aber die Piukina ergriff ihn bei der Hand und ſah ihn mit ihren großen Augen an, daß er ſich wie gebannt fühlte. Durch die Felswildniß ſtiegen ſie jetzt etwas bergab, bis Piukina vor einem Erdriß ſtehen blieb, der wie ein enger Schlot ſich in die Tiefe ſenkte. Ein halbvermorſchter Baumſtamm war im oberſten Theile dieſes Kamines ſchräg zwiſchen den ſteilen Wänden eingezwängt, an dieſem glitt das Weib hinab, und Andrea folgte ihm. Dann ließen ſie ſich an vorſpringenden Felszacken in die Tiefe hinab, bis oben die Oeffnung nur noch wie ein glänzender Lichtpunkt erſchien. Faſt hundert Meter hatten ſie ſo kletternd und rutſchend zurückgelegt, da öffnete ſich ſeitlich eine Art Felspforte, und Andrea betrat einen großen Dom, in welchem man ein Waſſer rauſchen hörte. Dämmerung herrſchte in dem Raume, denn von oben herab fiel durch einige Spalten etwas Tageslicht, gerade genug, um die nächſte Umgebung zu erkennen. Piukina zog den Gefährten tiefer in die Höhle zu einer Niſche im Geſtein, in welcher ein Streulager mit Schaffellen bedeckt ſich befand; Späne, die als Fackeln dienen konnten, lagen in einer Ecke, und an einem Zacken hing ein Sack mit Zwiebeln und trockenen Beeren gefüllt. Es war einer der Schlupfwinkel der Piukina, den ſie auf ihren Streifereien öfter beſuchte.

„Hier bleibe, Brate Andrea, bis die Soldaten heim-

gegangen sind. Ich werde für Dich wachen, und Dir zu essen holen," sagte die Piukina, ehe sie ihn verließ, und Andrea hatte zustimmend genickt.

Er blieb auch hier, und die Tage wurden zu Wochen, denn immer auf's Neue wußte ihm Piukina von drohenden Verfolgern zu berichten.

Einmal mußte aber der Tag kommen, da Andrea, dieses Lebens überdrüssig, sich dem Banne dieses seltsamen Weibes entreißen wollte.

Piukina umklammerte seine Kniee, als er sich nicht mehr halten lassen wollte. „Brate Andrea, bleibe," schrie sie gellend, daß es hallte, als seien tausend böse Geister los.

Andrea stieß sie zurück: „Laß mich jetzt, Piukina, ich muß gehen."

„So gehe!" Sie seufzte tief auf und blieb halb auf dem Boden liegen. Als Andrea bei dem Einstiege in den Schlot, der ihn wieder zur Oberwelt führen sollte, sich noch einmal umwandte, sah er die weiße Gestalt des Weibes im Dunkel der Höhle nach jener Richtung hin entschwinden, wo der unterirdische Fluß toste. Einen Augenblick lang zögerte er, da traf aber ein Lichtstrahl sein Auge und hastig kletterte er jetzt empor, dem Sonnenlichte zu.

— — — — — — — — — — — —

Piukina hatte wahr gesprochen, als sie Andrea vor Verfolgern warnte. Es war in der That ein Kommando aufgeboten worden, um den „Verschwörer und Hochverräther", der sich in die Wildniß des Nanosberges geflüchtet, zu fangen. Daß Andrea ein Hochverräther sei, hatte er freilich ebenso wenig geahnt, wie die Landes-

regierung in Laibach, bevor sie die Anzeige aus Triest erhalten hatte. Diese Anzeige lautete aber so bestimmt, daß man keinen Zweifel hegte und sofort dem Kommandanten der in Praevali stehenden Abtheilung die entsprechenden Befehle sandte. Vergeblich aber durchstöberten die Soldaten die Wälder und Schluchten, Andrea war spurlos verschwunden, und mißmuthig berichtete der Kommandant über die Erfolglosigkeit seines Streifzuges, an dessen Gelingen jedoch nur eine Person ein wesentliches Interesse gehabt hatte, und das war — Luschan.

Von ihm war die Anzeige ausgegangen, und er hatte sicher darauf gerechnet, daß der arglose Andrea in die ihm gestellte Schlinge gerathen werde. Wenn man ihn mit den Waffen in der Hand ergreifen würde, so mußte das schon als ein sehr erschwerender Umstand in den Augen der Behörde gelten, jedenfalls würde die Untersuchung geraume Zeit währen; es war aber auch noch ein Zweites nicht unmöglich, nämlich, daß der unbändige Mann Widerstand leisten und im Kampfe fallen könnte. War es nun auch freilich anders gekommen, so hatte Luschan doch seinen Zweck zum Theil erreicht, Andrea war fern gehalten worden, während die Hochzeit seiner Schwester mit glänzendem Prunk gefeiert wurde.

Alle Welt in Triest versicherte, daß man nie eine schönere Braut gesehen habe, selbst die Frauen gestanden es zu, die Männer waren entzückt, und auch die Facchini hatten auf der Straße ihrer Bewunderung in lauten Zurufen Ausdruck gegeben: „Evviva, wie schön sie ist!“

Paolo vermeinte, sein Glück fast nicht ertragen zu

können, mit brennenden Blicken verfolgte er jede Bewegung seines jungen Weibes, und die heißesten Schwüre flüsterte er ihr in's Ohr, daß Alles, was sie begehre, erfüllt würde, und müßte er darum zur Hölle hinabsteigen. Sie hatte nicht dazu gelächelt, sondern mit majestätischer Ruhe ihm einfach geantwortet: „Es ist gut."

Von den geladenen Gästen war nur Einer nicht erschienen, Luschan, seine Abwesenheit hatte aber allein der alte Herr bemerkt und ihn am nächsten Tage darob zur Rede gestellt.

„Ich passe nicht in vornehme Gesellschaft," hatte Luschan darauf erwiedert, „ich hätte vielleicht den Damen nur Abscheu erregt, und dann — Einer mußte doch auf dem Posten bleiben; den jungen Leuten vergönnte ich gerne einen freien Tag, ich hatte dafür die Freude, ein Geschäft abschließen zu können, das einen Gewinn von zehntausend Lire abwirft; das sollte mein Hochzeitsgeschenk sein."

„Sie sind ein wackerer Mann," hatte Rovella erwiedert und ihm die Hand gedrückt. „Sie werden übrigens jetzt eine hübsche Zeit die Rolle des Chefs spielen müssen, denn Paolo wird lieber mit seiner jungen Frau mündlich verhandeln, als die Korrespondenz unserer Geschäftsfreunde lesen."

Der alte Herr hatte darin Recht; der neue Chef kürzte die Stunden, die er im Comptoir zubrachte, so viel als möglich ab, und überließ die Leitung der Hand Luschan's, der oft bis in die Nacht hinein arbeiten mußte.

Seine Erholung suchte dieser, wenn er einmal einige freie Stunden erübrigte, in dem Besuche des Landhauses auf

den Höhen von Prosecco. Dort schloß er sich dann das Gemach auf, welches Contessa Caterina bewohnt hatte, und träumte von entschwundenen Hoffnungen und von einer Zukunft, die so schön sein sollte, wie die Gegenwart für Paolo.

An einem Abend war er wieder hinaufgestiegen, ehe er aber noch die halbe Höhe erreicht hatte, kam ihm der Mann, welchem jetzt die Bewachung des Hauses anvertraut war, mit allen Zeichen des Schreckens entgegen geeilt und erzählte in athemloser Hast: ein Wahnsinniger von entsetzlich wildem Aussehen sei in das Haus gedrungen, habe alle Thüren aufgesprengt und irre brüllend und tobend in den Gemächern herum.

Der wilde Mensch, der immer „Caterina, Caterina!" rufe, hätte ihn angefallen und unverständliche Drohungen ausgestoßen, so daß er sich nur mit Mühe den Händen des Wüthenden entziehen konnte und nun um Hilfe hinabeile.

Luschan wußte, wer dieser Wahnsinnige sei. Einen Augenblick lang überlegte er, dann hieß er den Mann ihm folgen, er wolle den Wilden schon bändigen. Vergeblich warnte der Wächter und nur zaghaft schritt er hinter Luschan her dem Hause zu. Als Letzterer das Vorhaus betrat, sah er Andrea auf den untersten Stufen der Treppe, welche zu dem oberen Geschosse führte, sitzen, die Hände in dem struppigen Haar vergraben, mit keuchender Brust und am ganzen Leibe zitternd.

Luschan trat näher und rief ihn an: „Andrea."

Dieser erhob das Haupt und blickte mit wildfunkelnden

Augen den Freund an. „Wo haſt Du Caterina verſteckt?“ ſchrie er und krümmte ſich, als wollte er auf Luſchan losſpringen.

„Deine Schweſter iſt fort; konnte ſie denn hier allein bleiben?“

Andrea ſprang auf und faßte Luſchan an beiden Schultern, der ihm mit feſtem Blicke in's Auge ſchaute: „Rede, Verfluchter, ſie hat doch nicht —“ Er vermochte das verhaßte Wort nicht über die Lippen zu bringen.

„Ja, ſie iſt jetzt glücklich,“ erwiederte Luſchan.

„Das iſt Dein Werk,“ brüllte der Wahnwitzige. „Du haſt ſie verkauft. Gib ſie mir zurück! Hörſt Du! Mein iſt ſie!“

„Narr Du! — Weißt Du, Andrea,“ er zog deſſen Kopf näher herab und flüſterte ihm in's Ohr. „Ich habe ſie geliebt, gerade ſo wahnſinnig wie Du.“

Andrea ſah ihn glotzend an, indeſſen Luſchan fortfuhr: „Wo aber warſt Du? Du Treuloſer!“

Wie ein Blitz wirkte dies Wort auf den Wüthenden, er fuhr zurück und ſchlaff fielen ihm die Arme herab.

„Piukina, Du verfluchte Hexe!“ ſchrie er dann gellend auf.

Luſchan hatte dieſen Eindruck eines ganz abſichtslos gebrauchten Wortes bemerkt, und ſein findiger Geiſt hatte ſich raſch die Sache zurechtgelegt. Er wußte freilich nicht, wer Piukina ſei und was es mit ihr für eine Bewandtniß habe, aber er ahnte doch etwas von dem wahren Sachverhalt.

„Caterina ſollte alſo hier einſam trauern, wie eine

Gefangene, während Du Dich weiß Gott wo herumtreibst? Die Piukina natürlich hat Dir's angethan!" höhnte Luschan.

Wie ein Rasender sprang jetzt Andrea über den Flur nach dem Raume, wo auf offenem Steinherde ein Feuer brannte. Mit beiden Händen griff er in die Gluth, riß brennendes Astwerk und Späne heraus, stürmte über die Treppe und schleuderte den Brand in die Gemächer, daß die Stoffe und Holzmöbel jäh aufloderten. Fast mit einem Satze war er wieder unten, so schnell war dies Alles vor sich gegangen, daß Luschan noch kaum das Geschehene recht fassen konnte.

Jetzt trat er ihm in den Weg. „Du Mörder und Brandstifter!" schrie er ihn an und rief nach dem Wächter, der vorsichtig vor der Thüre draußen stand, und nur scheu nach dem Flur lugte.

Ein Faustschlag war die Antwort, Luschan sank auf die Steinfliesen hin, und das Blut schoß ihm über das Gesicht; mit einem gellenden Lachen sah Andrea bald auf den Niedergestreckten, bald auf den dicken Qualm, der wie eine Schlange die Treppe herabkroch, dann griff er die Büchse auf, die in einer Ecke lag und sprang mit großen Sätzen zur Thüre hinaus, die Klippen hinan.

Niemand hat je wieder etwas vom letzten der Conti Rajevitsch gehört.

14.

Drei Stunden südwestwärts von Catanzaro in Calabrien klimmt der schlechte Saumweg, welcher an der Küste entlang führt, einen steilen Hügel hinan, dessen Flanken mit niedrigem Buschwerk bedeckt sind, während die breite

Digitized by Google

Böschung des Rückens einen kleinen Hain trägt, in dessen Schatten die wenigen Wanderer gerne rasten. Hart am Wege steht eine kleine Kapelle mit blendend weißen Steinmauern, deren Nische ein Bildniß der heiligen Madonna enthält. Von der Kapelle aus übersieht man das blaue Meer, das in der Ferne mit dem blauen Himmel zusammenzufließen scheint, und den ganzen Küstensaum auf- und abwärts. Auf Stunden weite Entfernung kann man jeden Menschen ersehen, der sich dem Hügel nähern wollte; vor plötzlicher Ueberraschung ist jedenfalls Derjenige sicher, der an dieser Stelle weilt.

Vielleicht war dies der Grund, daß die Kapelle von der Gesellschaft zum Zusammenkunftsorte gewählt worden war, die sich an einem Frühlingstage des Jahres 1848 hier eingefunden hatte. Unter den Bäumen saßen und lagen ein paar Dutzend Männer, dunkelhäutige und dunkeläugige Gesellen, verschieden an Alter und Erscheinung, halbwüchsige bartlose Jünglinge, und Grauköpfe; schöngeformte kraftvolle Leiber und verwachsene, krummbeinige Gestalten. Die Kleidung Aller war abgetragen und verschlissen; Jeder aber war wohlbewaffnet, Keinem fehlte das lange Messer im Hosengurt, Kugelbeutel und Pulverhorn für die Pistolen und die Flinte, die nie aus dem Bereiche der Hand gelassen wurde.

Abseits von der Schaar auf den Stufen der Kapelle saß eine Frau, und ihr gegenüber stand ein hochgewachsener Mann mit dunkelblondem Vollbart. Die äußere Erscheinung der Beiden stand in auffallendem Gegensatze zu jener der Uebrigen. Die Gesichtszüge des Mannes wiesen darauf

Digitized by Google

hin, daß seine Wiege nicht auf Calabriens Boden gestanden, wenn er auch fließend die süditalische Mundart sprach. Den grauen Jagdrock umschloß ein Gurt an den Hüften, die bauschige Hose aus festem Tuch stak in den hohen Stiefeln; der ganze Anzug war der eines vornehmen Mannes, welcher einen Jagdausflug auf einer nordischen Haide unternimmt. Wie die Kleidung, deutete auch Haltung und Geberde auf jene Vornehmheit, welche nicht wie die natürliche Anmuth des Südländers angeboren, sondern ein Ergebniß der Bildung und Erziehung ist.

Die Frau jedoch war unzweifelhaft hier auf heimathlichem Boden, mehr noch als der charakteristische Schnitt des Gesichtes zeugte dafür der Umstand, daß trotz der unverkennbaren Jugend der Frau sie schon verblüht erschien. Gekleidet war sie reich; in ihrem seidenen Gewande, mit den buntfarbigen Bändern, dem auffallenden goldenen Schmucke, mit dem sie behängt war, mochte sie den Leuten von Catanzaro einer Fürstin gleich erscheinen; in den Kreisen, denen der Mann offenbar angehörte, pflegt man freilich anders zu denken, und findet den Prunk geschmacklos, an dem sich der naive Sinn eines Naturkindes staunend ergötzt.

„Zwei Regimenter sind also gegen uns abgesandt? Wer sagte Dir das?"

„Der Sindaco hat es meinem Oheim erzählt."

„Wohl mit Absicht?"

Die Frau nickte. „Der Sindaco meinte, wenn der Oheim einen Verwandten oder Freund in den Bergen hätte, sollte er den warnen."

„Man weiß alſo, wer Du biſt, und was ich treibe."

„Was ſchadet das? Von den Unſeren wird niemals Einer verrathen werden, der in die Berge gegangen iſt."

„Wenn man aber Dich gefangen nähme, um Dich als Geiſel gegen mich auszuſpielen?"

„Man wird es nicht wagen," erwiederte die Frau verächtlich; „und wenn es auch geſchähe, in der nächſten Nacht wäre ich frei."

Der Mann ſtrich ſeinen Vollbart. „Ich halte es doch für beſſer, Du fährſt mit dem nächſten Schiffe, das aufzutreiben iſt, nach Meſſina; dort warteſt Du auf den Dampfer, der Dich nach Livorno bringt."

„Was ſoll ich dort?"

„Mich erwarten. Die Geſchichte hier geht bald zu Ende."

Er ſah mit einem halb ſpöttiſchen, halb mitleidigen Blick hinüber auf die Schaar unter den Bäumen. „Meine Helden dort bleiben eben, was ſie waren — Briganten. Sie kämpfen zwar auch für die Freiheit, nämlich jene vor dem Kerker, aber Freiheitskämpfer, wie ich ſie wünſche, ſind ſie nicht."

Die Frau verſtand ihn offenbar nicht recht; ſie fühlte aus den Worten nur das abfällige Urtheil heraus, und dieſes ſchien ſie zu verletzen. „Es ſind brave Männer, ehrlich und treu," erwiederte ſie eifrig, „Keiner wird Dich verrathen!"

Der Mann lachte. „Ehrliche Leute, ja wohl! Nun ja, in Deinem Sinne haſt Du recht. Ich kann ihnen keinen Vorwurf machen, ſie ſind eben ſo, wie ſie ſind."

Digitized by Google

„Was willſt Du eigentlich von ihnen?“

Er zuckte mit den Schultern. „Jetzt“ — er betonte das Wort — „nichts mehr, als daß ſie wenigſtens ein Gefecht noch aushalten. Ich will das tolle Abenteuer doch nicht ganz ruhmlos enden ſehen; ehrenhalber muß ich doch wenigſtens ein Gefecht den Truppen Seiner Majeſtät liefern. Dann Addio!“

Die Frau nickte. „Du willſt alſo fort von hier?“

„Ich muß wohl; die Rolle eines Inſurgenten-Generals iſt ausgeſpielt, zu der eines Briganten-Hauptmanns habe ich keine Neigung.“

„Du willſt wieder heim, in das garſtige Land, wo man immer friert?“

„Wir haben ja Oefen!“ ſcherzte er.

„Ich gehe nicht mehr dorthin,“ erklärte ſie heftig.

Eine tiefe Furche zeigte ſich auf der Stirne des Mannes. „Willſt Du Dein Kind nicht mehr ſehen?“ fragte er.

Die Frau ließ den Kopf ſinken und ſeufzte. Das war ihre Antwort.

„Du wirſt alſo in Livorno mich erwarten,“ fuhr er fort; „den Sommer bringen wir daheim zu, um dieſe Zeit wirſt Du wenigſtens nicht frieren.“

„Ich werde ſterben,“ ſagte ſie langſam und erhob ſich.

„Pah, man ſtirbt nicht ſo ſchnell; beſonders wenn man erſt ſechsundzwanzig Jahre alt iſt. — Doch jetzt müſſen wir ſcheiden; Beppo braucht gute drei Stunden, bis er Dich hinüberrudert, und wir haben auch noch einen tüchtigen Marſch vor uns.“

Er gab ihr die Hand, ſie neigte den Kopf ihm ent-

Digitized by Google

gegen und empfing seinen Kuß. „Lebe wohl, Marietta, auf frohes Wiedersehen!“ sagte er in einem herzlichen Tone, der dafür zeugte, daß in dem Herzen dieses Mannes noch ein warmes Gefühl für das Weib lebe, welches das einzige Gut, das sie besessen, verloren hatte: die Schönheit der Jugend. Er pfiff, und unter den Bäumen hervor kam ein grauköpfiger Mann mit derben braunen Fäusten, in denen er eine fettige, rothe Mütze drehte: Beppo, der Schiffer.

„Es ist Zeit,“ sagte der Mann und ohne ein Wort zu sagen, stieg Beppo einen schmalen Pfad hinab, der gerade über die Nase des Hügels zum Strande hinabführte.

Die Frau richtete sich den Hut mit dem wallenden Federstrauß zurecht und folgte dem Schiffer; die Schleppe ihres schwarzen Seidenkleides schleifte über die rauhen Kalktrümmer und das gelbblühende dornige Kraut, das den Abhang bedeckte, Steine und Dornen zerfransten den Kleidsaum, sie achtete aber nicht darauf, sondern schritt stolz den Pfad hinab.

„Addio, Marietta!“ rief der Mann ihr nach; sie hörte es nicht, ihre glänzenden Augen schauten hinaus auf das Meer, über welchem sich ein weißlicher Dunst erhob.

Der Mann blieb noch eine Weile bei der Kapelle stehen, und lauschte dem Rollen und Kollern der Steine, welche die Tritte der Fortgegangenen auf dem Pfade in Bewegung brachten.

„Es scheint, das Glück gedeiht nicht im Sonnenlicht, es bedarf des Schattens,“ sagte er vor sich hin; „verglüht und verblüht! Vorbei!“ Dann griff er nach der Doppel-

Digitized by Google

büchſe, die an der Kapellenmauer lehnte, und ging hinüber nach dem Hain.

Die Leute ſammelten ſich, und nach einer Viertelſtunde ſetzte ſich die ganze Truppe in Bewegung; plaudernd, lachend, pfeifend und ſingend zogen die Leute regellos dahin, wie ein Schwarm Krähen, der ſich anſchickt, in ein Saatfeld einzufallen. Sie ſtiegen den Hügel hinab, jedoch auf einem anderen Wege, als den die Frau eingeſchlagen hatte; derſelbe führte anfangs ziemlich vom Strande entfernt dahin, bis er etwa anderthalb Stunden ſüdwärts bei einer einſpringenden Bucht den Küſtenſaum wieder berührte, um an dieſer Stelle, einem tiefen Einriß folgend, in die Bergwildniß ſich hinaufzuziehen.

Die Schaar näherte ſich eben dieſem Punkte, als einer der Vorderſten plötzlich die Hand mit der Flinte erhob und mit dem andern ausgeſtreckten Arme nach dem dort flach verlaufenden Strande deutend, ausrief: „Ecco, ein Menſch!“ Die Nächſten um ihn verſtummten und ſahen hinüber. Dadurch wurden auch die Andern aufmerkſam.

Etwa zwanzig Schritte einwärts vom Ufer lag in der That ein Menſch, regungslos wie ein Schlafender oder Todter; ſeine Kleidung verrieth den Fremden. Der Führer der Schaar hieß dieſe ruhig weiter ziehen, er ſelbſt ſtieg mit zwei Männern, die er herbeigewinkt hatte, zur Küſte hinab, um nach dem Fremdling zu ſehen, der halb auf dem Geſichte lag. Das Knirſchen des Sandes unter den Tritten der drei Männer mochte denſelben erweckt haben; er ſchlug die Augen halb auf, als Jene hart vor ihm ſtanden und ſtieß ein Wort hervor: „Waſſer!“ Dann

fielen ihm die Lider wieder zu, und ein schwaches Zucken war an seinem Körper bemerkbar.

Der Führer nahm einem seiner Begleiter einen Schlauch ab — es war Wein darin — beugte sich zu dem Fremden nieder und setzte die Mündung des Schlauches demselben an den Mund. Schon die ersten Tropfen des herben, aber starken Getränkes belebten den Erschöpften, den auf einen Wink des Führers die beiden Männer aufhoben und aufwärts zu einer einsamen, verkümmerten Korkeiche trugen, die ein wenig Schatten bot. An den Baumstamm gelehnt, nahm der Fremde einen zweiten Schluck und sprach dann mit allerdings noch schwacher Stimme einige Worte des Dankes.

„Woher kommen Sie?" fragte der Führer.

Der Fremde deutete mit der Hand nach dem Meere.

„Sie haben Schiffbruch gelitten?"

„Ja — ich trieb seit gestern Abend auf den Wellen — hatte mich an eine Raa angebunden."

Mit sichtlicher Anstrengung wurden diese Sätze ruckweise hervorgestoßen.

„Gönnen Sie sich jetzt Ruhe; Sie können mir später die Geschichte erzählen," erwiederte der Führer, der sodann mit seinen Begleitern leise sprach, worauf der Eine der vorausgezogenen Schaar nacheilte. Diese war noch nicht weit entfernt — die Neugier hatte die Schritte verlangsamt — und wurde von dem Abgesandten bald eingeholt. Dieser wählte ein Halbdutzend kräftiger Männer, mit denen er zu der Eiche zurückkehrte. Aus den Flinten wurde eine Art sinnreichen Tragsessels verfertigt, die dicken Mäntel

der Männer verwendete man zum Sitz und zur Rücklehne, und auf diesem leidlich bequemen Stuhl nahm der Fremde Platz.

Drei Stunden währte der Marsch, auf welchem die Träger mehrfach wechselten. Endlich erreichte die Schaar ein kleines Bergdörfchen, das zur Nachtstation ausersehen war. Der Fremde hatte sich ziemlich erholt und vermochte, auf den Arm des Führers gestützt, in das Haus zu gehen, welches als das beste zum Hauptquartier des Capitano ausersehen war. Dieser nöthigte seinen Gast, ein paar rohe Eier auszuschlürfen und ein Stück zwiebackartigen harten Brodes zu kauen; auch einen guten Trunk mußte er noch thun, dann aber sank er auf den Haufen von Ziegenfellen — das Bett des Hausherrn — neben dem offenen Herde hin und schlief sofort ein.

— — — — — — — — — — — —

Die Nacht war hereingebrochen, die Bewohner des Ortes und ihre Gäste lagen längst in tiefem Schlummer; nur der Führer saß noch auf dem Herdrand, schürte ab und zu die verglimmenden Kohlen, deren Gluthschein den Raum phantastisch beleuchtete, und schabte an einem Stück grauen harten Käses, welcher das ganze Nachtmahl bildete. Man mußte Genügsamkeit gelernt haben, um mit solcher Kost vorlieb zu nehmen, die freilich um so besser zu der ganzen Umgebung paßte. Der Raum mit seinen rußgeschwärzten Steinwänden und dem unsauberen gestampften Boden glich eher einem Stalle, als einer Stube, und außer dem rußigen Kessel, der über dem Herde hing, ein paar Eisen-

Digitized by Google

pfannen und einer Truhe im Winkel sah man kein Geräth. Der rothe Schein der Kohlengluth ließ Alles noch düsterer erscheinen, vertiefte die Schwärze der Wände und die Schatten in den Winkeln des Hintergrundes.

Plötzlich fuhr der Schlummernde auf. „Wo bin ich?“ Und als sich der Capitano nach ihm umwandte: „Wer ist da?“

Der Führer sah überrascht seinen Gast an, und er hatte in der That Ursache zum Staunen, denn die Worte waren deutsch gesprochen.

Die Sekunden lange Pause hatte indessen doch genügt, um den Fremden zum Bewußtsein der Lage zu bringen, und ehe daher der Capitano antworten konnte, fuhr er in italienischer Sprache fort: „Sie verzeihen, Herr, daß ich im ersten Augenblicke vergaß, was mit mir geschehen ist. Habe ich lange geschlafen?“

Der Führer klappte sein Messer, mit dem er den Käse geschabt hatte, zusammen, und sagte langsam: „Wenn Sie vielleicht vorziehen, deutsch zu sprechen, so können wir uns auch in dieser Sprache unterhalten.“

Nun war die Reihe des Staunens an dem Gaste. „Sie — Sie sprechen deutsch?“

„Sie hören es ja.“

„Wie ist das möglich? Wer sind Sie?“

„Hm! Ja, die Gesetze des guten Tons würden es allerdings erfordern, daß wir uns gegenseitig vorstellen; ich denke aber, die Lage, in der wir uns befinden, gestattet, vorläufig von der Regel der Höflichkeit abzugehen. Ich weiß nicht, ob Sie, mein Herr, gewillt sind, Er-

klärungen zu geben darüber, wie Sie an dieſe verlaſſene Küſte kamen; ich werde ſie keinenfalls von Ihnen verlangen, ſetze aber auch voraus, daß Sie meine Gründe würdigen werden, wenn ich Sie bitte, mich einfach Capitano zu nennen, wie dies die Anderen thun."

„Es lag mir ferne, mit meiner unwillkürlichen Frage in Ihre Geheimniſſe eindringen zu wollen; ich ſtimme Ihnen vollkommen bei, bewahren wir vorläufig unſer Inkognito, Sie können mich ja dann meinethalben Lieutenant nennen."

Der Capitano lachte herzlich. „Prächtig gegeben! Sie wollen doch nicht damit andeuten, daß ich Sie anwerben ſolle?"

„Ihre Leute ſind — Briganten?" erwiederte etwas verlegen der Fremde.

„In gewöhnlichen Zeiten, ja! Da wir aber gegenwärtig in einer außergewöhnlichen Zeit leben, ſo ſind dieſe braven Leute bis auf Weiteres zu Inſurgenten vorgerückt."

Der Fremde richtete ſich mit einer lebhaften Bewegung auf. „Sie befehligen eine Freiſchaar? Sie kämpfen für die Einheit Italiens? Für die Republik?"

Der Capitano lächelte über den Eifer, mit welchem ſein Gaſt dies ausrief. „Man kann es ſo auffaſſen," erwiederte er gelaſſen. „Ich geſtehe, daß für meine Perſon ähnliche Gedanken beſtimmend waren, mit dieſen ehrenwerthen Räubern in den Bergen herumzulaufen. Ich glaube aber, daß dem Geſchmacke meiner Leute das ſolide Handwerk des Briganten beſſer entſpricht, als die etwas undankbare Rolle eines Inſurgenten."

„Ich verſtehe nicht recht, was Sie damit meinen."

„Hm, das ist einfach genug. Ich will Sie vor einem Irrthum bewahren; meine Briganten kümmern sich keinen Deut um die Einheit Italiens oder die Republik. Zu Schwärmereien und Träumereien besitzen sie keine Anlagen, derlei kommt nur bei einem idealistischen Deutschen vor, dem die tolle Sucht nach Abenteuern im Blute steckt. Ich rathe Ihnen daher, heimzukehren."

„Sie sind ein Deutscher? Ein echter?"

„So echt als möglich!"

„Nun, mein Herr, dann kennen Sie mein Volk nicht! Es ist ebenso zugänglich für das, was Sie idealistische Schwärmerei nennen. Man muß es nur zu entflammen wissen. Ein begeisterndes Wort findet begeisterten Widerhall."

Der Capitano lächelte. „Sie kennen dieses Volk vielleicht doch noch weniger, als ich."

„Ich sage Ihnen, mein Herr, daß diese Leute, diese ‚Räuber', wie Sie sie nennen, bereit sein werden, ihr Blut zu vergießen für die große Idee, die unsere besten Geister heute predigen."

„Und die Sie ihnen predigen wollen?" fiel der Capitano ein. „Gut denn, junger Freund, ich gestatte Ihnen, morgen Ihre Predigt zu halten, die — das verbürge ich Ihnen gerne — einen Beifall finden wird, um den Sie jeder Schauspieler beneiden würde. Uebermorgen werden wir uns schlagen — die Königlichen sind in der Nähe — und dann werden Sie vielleicht anders denken lernen. Ich meine, Sie werden darnach gerne heimkehren."

„Ich habe kein Heim," erwiederte trotzig der Fremde, dessen Züge dabei einen finsteren Ausdruck zeigten.

Digitized by Google

„Ah, ein Flüchtiger also?"

„Ja, ein Ausgestoßener, dem man zuerst die Ehre geraubt und dann verflucht und verstoßen hat. Ich suche den Tod; wenn ich aber sterbe, soll es für die Freiheit sein."

„Gut gesprochen, junger Freund; an Ihrer Stelle möchte ich aber doch versuchen, für die Freiheit zu leben und mir die geraubte Ehre wieder zu holen. Kommen Sie mit mir!"

„Nach Deutschland? Nie! Nie!"

Der Capitano erhob sich. „Vielleicht denken Sie später anders. Jetzt nehmen Sie da ein wenig von dem Wein und Käse — ich kann Ihnen leider kein besseres Mahl bieten — dann schlafen Sie ruhig weiter. Auch ich will mich zur Ruhe begeben."

(Fortsetzung folgt.)

Auf schwankendem Boden.

Novelle

von

Friedrich Meister.

(Nachdruck verboten.)

1.

Weit von uns, halbwegs um den Erdball herum, liegt ein Land, wo die Sonne nie müde wird zu scheinen. Ein Tag folgt dem andern mit demselben heiter-klaren, blauen Firmament; derselbe blendende, glitzernde Schimmer begegnet dem Auge, wohin es sich auch wenden mag. Lange Monate hindurch steigt keine Wolke auf, die vor der sengenden Hitze der metallisch glühenden Sonnenscheibe Schatten gewährte, und derselbe feurige Brand, der schon in der Morgenfrühe von den fernen Gebirgsgipfeln herübergrüßt, strahlt noch sein dunkel flammendes Lebewohl, wenn er sich am Abend in dem gewaltigen Ocean verliert.

Das Grün ist dort von unbeschreiblicher Pracht, die Blumen prangen in den herrlichsten Farben, und wie erstrahlend in innerer Gluth strecken sie ihre Häupter empor in die weiße Hitze.

Das Küstenland hebt und senkt sich in weicher Wellenform, die reifenden Kornfelder geben ihm das Ansehen

Digitized by Google

einer wogenden, goldenen Fluth, die landeinwärts rollt. Die Küste trägt den Namen Pacific, von dem großen Weltmeere, das sich an ihren Gestaden bricht. —

Ueber der ganzen Natur lagerte schwüle, regungslose Mittagsstille. Nirgends eine Spur von Bewegung. Auch in dem Landhaus mit dem flachen Dache, welches sich grau von dem grünen Baumschlage abhebt, regt sich nichts. Es steht ganz allein, einige unbedeutende wirthschaftliche Nebenbauten abgerechnet, ist niedrig, viereckig und trägt die Spuren vieler Jahre. Die einzige Andeutung modernen Geschmacks an demselben ist die weite, doppelte Veranda, welche zwei Seiten des Gebäudes umschließt; die obere wird durch eine Treppe erreicht, welche von der unteren hinaufführt.

Ueppige Geraniumbäume ragten zur oberen Veranda empor und streckten ihre grellfarbenen Blüthen weit über die leichte Balustrade herein. Eine Schlingpflanze hing ihre zudringlichen rothen und gelben Blumen, dazwischen ein wenig Blattgrün, in dichten Büscheln um die nordöstliche Ecke dieses offenen Gemaches und wanderte dann in mannigfachen Windungen und in prahlenden Farben über einen großen Theil der nördlichen Balustrade.

In der nach Norden geöffneten Veranda hängt eine Hängematte; auch sie weist Farben auf, das stumpfe Blau und Roth, welches die Grasflechter des Isthmus bei ihren Arbeiten so vielfach verwenden. Die Inhaberin der Hängematte hat die trägen Schwingungen ihres schwebenden Ruhebettes eingestellt und liegt mit geschlossenen Augen, unter ihr auf den Dielen das ihrer Hand entglittene Buch.

Digitized by Google

Das luftige, ſpitzenbeſetzte Muslingewand bauſcht ſich über den Rand der Hängematte hinab auf den Boden.

Sie erſcheint von großer Geſtalt, wie ſie ſo da liegt, die ſchmalen, kleinen Füße ausgeſtreckt, und es iſt nicht ſchwer zu erkennen, daß ihr Wuchs ſtattlich und reizvoll geformt iſt. Ein Arm, von dem ſich die Spitzenhülle zurückgeſtreift hat, hängt läſſig herab und zeigt ſich von der Schulter bis zu den Spitzen der zarten Finger von vollendeter Schönheit. Die langen Wimpern ſind von dunkelſter Farbe, während das Haar, in üppiger Fülle über der Stirn gelagert, im Glanze der Goldbronze erſchimmert.

Ihr Antlitz zeigt die weichen Linien eines Kindergeſichtes, und dieſer Eindruck findet jetzt noch Verſtärkung, denn ſie lächelt im Schlafe. Kein Laut ſtörte ihre Ruhe; und wenn auch ab und zu der leichte Tritt einer Dienerin durch die an die Veranda ſtoßenden Zimmer geht, ſo unterbricht er doch nicht ihren Schlummer. Friedlicher ſchläft nicht ein Kind in ſeiner Mutter Arm, als dieſes ſchöne Weib in der Stille des tropiſchen Mittags. —

Draußen aber, der Sonnengluth trotzend, ſchreitet eine andere Frau müden Schrittes dem Hauſe zu. Der Weg mag ihr nicht leicht geworden ſein; ſie ſieht erſchöpft aus und ſtrebt nur noch langſam dem Ziele zu, welches in einiger Entfernung vor ihr liegt. Sie kommt nicht auf der Fahrſtraße daher, die allerdings nur an dem niedergedrückten Graſe erkennbar iſt, über welches die Räder hinweggegangen ſind; ſie nähert ſich in wechſelnder Richtung, wie eine Landfremde, die den Weg nicht kennt, ohne

indeſſen, wie eine Fremde, die Einzelheiten ihrer Umgebung außer Acht zu laſſen. Ab und zu henmt ſie den müden Schritt, um eine Blume zu berühren oder um neugierig ihre Hand auf das ſpitzdornige Blatt einer gigantiſchen Aloë zu legen, als ob das Ungewohnte derſelben ihr Intereſſe erregte. Oefter noch hält ſie inne, um das Taſchentuch über ihr erhitztes Antlitz zu führen; ihre Augen wandern raſtlos über Alles, was ihr zu Geſicht kommt, und als ſie endlich den vollen Anblick des Hauſes erlangt hat, ſteht ſie wiederum ſtill und drückt die Hand gegen die Bruſt, als ob die ſchwüle Luft ſie erſticke.

Sie nähert ſich der Thür des Hauſes und ſchaut ſich um nach Jemand, der ihre Anweſenheit verkünden könnte. Sie hebt den großen eiſernen Klopfer, der an der offenen Thüre hängt, der Gedanke aber, daß ſein Ton ſogleich Jemand herbeiführen muß, läßt ihre Hand wieder ſinken, und ſie begnügt ſich, mit dem Finger an das trockene Holz zu klopfen, unwillkürlich hoffend, daß man ſie nicht gleich beim erſten Mal hören möge.

Allein alsbald erſcheint ein Diener unter dem Thorwege und fragt in weichem, ſüdlichem Tonfall, was die Señora wünſche, ob ſie ausruhen wolle oder ob ſie einer Erfriſchung bedürfe.

Ihr Begehr aber, nachdem der Diener ihn endlich begriffen, ſcheint ein unerwarteter zu ſein. Der Mann zögert und ertheilt dann die ablehnende Antwort: „Die Señora darf jetzt nicht geſtört werden; die Señora hält ihre Sieſta.“

Die Fremde aber läßt ſich nicht abweiſen, ſie iſt viele Meilen weit gereist, um die Señora zu ſprechen; ſie kann

nicht zurückkehren, ehe dies geſchehen iſt, aber ſie hat Zeit zu warten.

Pancho, der ſchwarze Diener, ſchüttelt ſeinen wolligen Kopf, ein ſolches Beharren auf einem Vorſatze iſt ihm neu. „Will ſehen," murmelt er und verſchwindet in dem dunklen Innern des Hauſes.

Er bleibt eine lange Zeit fort, und die Fremde lehnt ſich erſchöpft gegen die gelbweiße Wand. Mit tiefer Erregung lauſcht ſie dem Klange von Stimmen, die aus der Entfernung zu ihr dringen, und endlich, eher von einem unbeſtimmten Drange als von einem Vorſatz getrieben, geht ſie über die breiten Flieſen der unteren Veranda bis zu der Treppe, die nach oben führt; ſie erſteigt die Stufen und erſcheint in der öſtlichen Hälfte der weiten Gallerie; hier zögert ſie, lauſcht noch einmal den Stimmen und dann eilt ſie, wie von unwiderſtehlicher Macht geführt, in Miranda's Bereich, die noch immer nachläſſig in der Hängematte liegt. Pancho, mit ſeinen glitzernden Ohrringen und blanken Silberknöpfen, ſteht neben ihr.

Das junge Weib redet mit voller, wohltönender Stimme.

„Sage der armen Frau, daß ich ſie nicht empfangen kann, daß ich in der Hitze des Tages Niemand empfange — ſage ihr, daß Alles ihr zur Verfügung ſtehe, falls ſie ſich ausruhen oder erfriſchen will. Es iſt Tollheit, in dieſer Stunde unterwegs zu ſein. Weiſe ihr ein Zimmer an, Pancho, und ſorge für ſie."

Und mit ſich ſelber redend fügte ſie hinzu: „Was bringt die Frau gerade hierher? Wie kann man Meilen

weit von der großen Heerſtraße abweichen, um gerade zu mir zu kommen?"

Es war dies eine oberflächliche Frage und wohl kaum ernſthafter Erwägung werth; Miranda rückte ſich wieder in ihren Kiſſen zurecht und ſetzte langſam ihren Fächer in Bewegung, um ſich nach dieſer leichten Anſtrengung wieder abzukühlen. Pancho nahm den Weg, den er gekommen war, durch das anſtoßende Zimmer wieder zurück. Die Fremde aber, die jetzt herankam, erweckte Miranda's Aufmerkſamkeit von Neuem. Sie richtete ſich halb empor, ſtützte ſich auf den Ellenbogen und ſchaute fragenden Blickes die Frau an, die auf ſie zuſchritt.

Nie gewohnt, Worte zu machen, wenn ihr ausdrucksvolles Antlitz für ſie redete, wartete ſie der Antwort der Anderen auf die Frage ihres Auges.

Die Frau fuhr mit dem Taſchentuch über die dünnen, aufeinander gepreßten Lippen und begann dann mit nervös bebender Stimme: „Sehe ich hier die Señora Altamirando vor mir?"

Miranda wendete ſich ein wenig mehr herum und entgegnete dann: „So nannte man mich ſonſt; jetzt iſt mein Name Madame Philipp Hart."

Es lag ein leichter, aber unverkennbarer Ausdruck des Stolzes in dieſen Worten.

Ein froſtiger Schauer überlief die fremde Frau trotz der Hitze des Mittags.

„Wie dürfen Sie mir ſagen, daß Sie Philipp Hart's Frau ſind?" rief ſie in zitternder Erregung. „Wiſſen Sie nicht, daß dies ganz unmöglich iſt? Sie wollen mich

Digitized by Google

täuschen, oder Sie täuschen sich selber! Er kann Sie nimmermehr geheirathet haben, denn seine Frau — bin ich!"

Miranda schaute die Frau in kühler Verwunderung an, dieselbe konnte unmöglich ganz bei Sinnen sein; die Hitze mochte ihr das Gehirn ein wenig verstört haben, eine Erscheinung, die in diesem Lande keineswegs selten ist. Sie empfand Mitleid mit der Armen und antwortete derselben demgemäß wie einer Person, deren geistiger Zustand eine gewisse Rücksichtnahme erfordert.

Ihre vollen rothen Lippen öffneten sich zu einem gutmüthigen Lächeln und dann entgegnete sie sanft: „Beruhigen Sie sich, gute Frau, und sagen Sie mir, wo und was Sie von mir und meinem Gatten gehört haben."

Die Andere aber hatte die Schleusen ihres Innern geöffnet und unaufhaltsam strömte nun Alles hervor, was ihr ganzes Sinnen und Denken, ihr ganzes Wesen und Sein erfüllte; sie beachtete die Frage gar nicht, sondern redete in dem begonnenen Gedankengange fort: „Ich war damals noch jung, und wenn man jung und glücklich ist, ist man auch hübsch, und er hat mir oft gesagt, daß er mich sogar sehr hübsch fände."

Sie sagte dies mit einem trotzigen Aufwerfen des Kopfes und einem beinahe stechenden Blick ihrer runden, schwarzen Augen.

„Mein Vater war der Seelsorger einer kleinen Ortschaft drüben in den östlichen Staaten, ein allgemein geachteter und verehrter Mann. Meine Mutter starb früh, und so fiel auf mich die Pflicht, dem Haushalte vorzustehen und die kleineren Geschwister zu erziehen. Des

Vaters Mittel waren nur beſchränkt, die Sorgen und Mühen nahmen kein Ende, aber ich kannte kein anderes Leben, und Luſt und Liebe zur Sache machten mir Alles leicht.

Nie war mir der Gedanke an eine andere Liebe, als die zu den Meinen, oder an ein anderes Heim gekommen, bis eines Sommers die Eiſenbahn dicht an unſerem Dorfe entlang gebaut wurde. Die Ingenieure nahmen vorübergehend ihren Wohnſitz im Orte, und da meines Vaters gaſtliches Haus jedem Fremden offen ſtand, ſo war die einförmige Ruhe unſeres Daſeins gar bald unterbrochen, denn die Herren brachten täglich neue Abwechslung und neue Zerſtreuung.

Oefter als alle Anderen kam Philipp Hart; mein Vater unterhielt ſich gern mit ihm, bald aber ward ich inne, daß der kluge, weitgereiste und welterfahrene Mann mein einfaches und ſchüchternes Geplauder jeder anderen Unterhaltung vorzog. War es da ein Wunder, daß ich endlich dahin kam, Tag und Nacht nur an ihn zu denken, nur ihn vor Augen und im Herzen zu haben, und daß in mir eine Liebe erwachte, ganz anders als die, die ich bisher für meinen guten Vater und für meine Brüder und Schweſtern empfunden?“

Bis hierher hatte Miranda zugehört, wie man der gleichgiltigen Erzählung eines Fremden lauſcht, dem man nur aus Höflichkeit Gehör ſchenkt.

Die langen Wimpern über ihre tiefblauen Augen herabgeſenkt, hatte ſie ruhig die grotesken Linien der japaniſchen Landſchaft verfolgt, mit der ihr Fächer geſchmückt war.

Digitized by Google

Als die Andere aber von der Liebe zu reden begann, da erhob ſie unwillkürlich ihre Blicke und heftete dieſelben nicht ohne Neugier auf die Sprecherin.

Erzählte dieſe blaſſe, kümmerliche, welke Perſönlichkeit von ihrer eigenen Jugend? Was aber ging ſie oder ihren Gatten dieſes Alles an? Sie wußte, daß Philipp früher Ingenieur im Eiſenbahndienſt geweſen war und auch in den öſtlichen Staaten zu thun gehabt hatte; das ſich ausbreitende Netz der Bahnen mochte gar manche abgelegene Ortſchaft berührt haben, in der die Predigerstochter die einzige bemerkenswerthe junge Dame geweſen.

Und wahrſcheinlich hatte ſich auch gar manches Mädchen in ihn verliebt, warum nicht? War er doch auch noch heute, wo ſeine Jugend längſt hinter ihm lag, ein höchſt anſehnlicher Mann; damals mochte er ein Apollo geweſen ſein.

Die Erzählerin aber errieth dieſe Gedanken nicht aus Miranda's Zügen; ſie fuhr fort, ruhiger als zuvor, denn ſie hatte die Gegenwart vergeſſen und durchlebte noch einmal die Tage des kurzen Glückes in dem fernen Heimathsörtchen.

„Auch Philipp ſchien ſich bei mir glücklich zu fühlen, er verkehrte nur noch in unſerem Hauſe und ſaß jeden Abend mit mir in der Laube vor der Thür. Es war Alles ſo friedevoll und glücklich in mir und um mich, und als Philipp mich fragte, ob ich ſein Weib werden wolle, da erſchien mir dies kaum als eine Veränderung."

Miranda empfand ein lebhafteres Intereſſe für dieſe Epiſode aus den jungen Jahren ihres Gatten, als ſie bisher zu erkennen gegeben hatte.

Digitized by Google

Sie wendete ihr Geſicht der müden Fremden zu, die noch immer ſtehend verharrte, und bei dieſer Bewegung löste ſich ihr Haar aus dem lockeren Knoten und fiel in ſchweren, ſchimmernden Maſſen über ihre Schultern hernieder.

Sie mochte ſich des kindlichen Ausſehens, welches ihre jugendfriſche Geſtalt hierdurch gewann, nicht bewußt ſein, vielleicht war auch ihre Aufmerkſamkeit durch die Erzählung zu ſehr gefeſſelt, und ſie achtete nicht darauf. Die Rede der Anderen aber ſtockte bei dieſem Anblick, und ſie führte ihr Taſchentuch über die dünnen Lippen, ehe ſie von Neuem begann.

Die Schönheit ihrer Zuhörerin hatte, wie es ſchien, ihren Gedankengang unterbrochen, ſie war ſich aber der Lücke nicht bewußt, als ſie in nervöſer Unruhe fortfuhr: „Nach unſerer Verheirathung hatten wir viel zu kämpfen.“

Miranda faßte den Rand der Hängematte mit krampfhaftem Griff.

„Nach Ihrer Verheirathung?“ wiederholte ſie. „Frau, ſind Sie bei Sinnen? Wiſſen Sie, was Sie reden?“

„Mein Vater traute uns im Herbſt in unſerer kleinen Kirche, und dann nahmen wir eine Wohnung in einer entfernten Stadt, wo Philipp noch immer im Eiſenbahndienſt thätig war. Die Zeiten aber wurden ſchlechter und ſchlechter, die Bahnlinie brachte nichts ein und mußte von der Geſellſchaft aufgegeben werden, und ſo verlor mein Mann ſeine Beſchäftigung.

Vermögen hatte Keines von uns, und ſo brach bittere Armuth über uns herein. Philipp verſuchte auf andere

Weiſe Geld zu verdienen, er ſcheute keinerlei Arbeit, um mich vor Entbehrungen zu ſchützen, aber ſeine Mühen und Kämpfe blieben nahezu vergeblich.

Um jene Zeit wurde uns unſer Sohn geboren, in Noth und Elend, aber meine und meines Mannes Freude war darum nicht geringer."

„Ihr Sohn? Wie? Sagten Sie Ihr Sohn? Und Philipp's Sohn? — Ich verſtehe Sie nicht! Philipp hat zu mir niemals von einem Sohne geſprochen, auch niemals von Ihnen. Was Sie mir da erzählen, kann alſo nicht wahr ſein. Sie kamen hierher in böſer Abſicht, um mich zu ängſtigen, um unſer Glück zu ſtören. Nennen Sie mir Ihren Zweck. Sind Sie arm? Sind Sie heimathlos? Mein Gatte iſt nicht anweſend, aber ich bin feſt überzeugt, daß er Ihnen helfen wird. Sein Herz iſt weich und gut, und auch an Mitteln fehlt es ihm nicht."

Jetzt endlich regte ſich der Stolz in der vor ihr ſtehenden Frau, die geknickt, vernachläſſigt und ohne eigene Schuld ſich herabgedrückt ſah zu einer Bittſtellerin vor Derjenigen, von der ſie ſich aus ihres Gatten Herz verdrängt glaubte; ſie fuhr in ihrer Rede fort, jetzt aber in einem veränderten Ton.

„Nach einer Weile vermochte Philipp unſer Elend nicht länger mit anzuſehen. Er beſchloß, nach Kalifornien zu gehen, von wo das Goldfieber ſich bis in unſeren ſtillen Ort erſtreckt hatte. Es waren Nachrichten eingelaufen von einigen unſerer Nachbarn, die das Goldland ſchon vorher aufgeſucht hatten und die von den Reichthümern, die dort zu erringen waren, in den glühendſten Farben

berichteten. Es fehlte auch nicht an Beweisen dafür, daß solche Erzählungen keine Uebertreibungen waren.

Es wurde verabredet, daß auch Philipp dort sein Glück versuchen, und daß ich ihm nach Ablauf eines Jahres mit dem Kinde folgen sollte. Er ging, und ich kehrte mit dem Kleinen in das Haus meines Vaters zurück. Der Abschied war schwer, aber es galt ja das Glück der Zukunft. Das Glück der Zukunft!

Ein Jahr lang erhielt ich mit jedem heimkehrenden Schiffe Nachricht von ihm, aber es war ihm noch nicht gelungen, uns ein Heim zu bereiten. Wir mußten warten.

Im zweiten Jahre schrieb er seltener, aber immer noch so liebevoll wie sonst. Von Zeit zu Zeit schickte er mir auch ein wenig Geld für unsere Kinder, denn wenige Monate nach seiner Abreise war uns noch ein Töchterchen geboren worden. Die Lebenskraft des armen Wesens aber war nur schwach, und Gott nahm es bald wieder zu sich. Ich habe gelernt, dem Allmächtigen dafür zu danken, daß das Kind nicht alt genug wurde, um zu erfahren, wie grausam bitter das Leben ist!"

Trotz der inzwischen vergangenen Zeit und trotz dieser Danksagung sprach das Mutterherz aus den Thränen, die sich in den traurigen Augen der armen Frau sammelten.

„Endlich hörten seine Briefe ganz auf, und ich vernahm nur noch ab und zu von Bekannten, die Besuche in der Heimath abstatteten, daß er noch immer mühevoll und fast ohne Erfolg in den Gruben arbeitete. Später widersprachen sich die Nachrichten. Nach Einigen sollte er plötzlich große Reichthümer gefunden haben, nach Anderen

Digitized by Google

sollte er verschollen sein, und dann kam auch ein dunkles Gerücht, daß er gestorben sei.

Meine Briefe kamen zurück, und schließlich wußte ich mir in meiner Verzweiflung nicht mehr zu helfen. Mein guter Vater und meine Geschwister erlagen einer Epidemie, die unsere Gegend heimsuchte, und nun stand ich mit meinem Knaben ganz verlassen auf der weiten Gotteswelt. Und dennoch lebte ich weiter, noch Jahre lang, allein wie ich unser Leben fristete, das weiß und begreife ich heute nicht mehr. Endlich wurde mein Loos wieder erträglicher durch eine kleine Erbschaft, die mir nach dem Tode einer Schwester meines Vaters zufiel.

Fast zugleich mit derselben traf auch wieder eine Kunde von meinem Gatten ein. Er schrieb an das Kirchenamt meiner Heimath und bat um die Todtenscheine seiner Frau und seines Kindes, die, wie ihm gemeldet worden sei, jener Epidemie zum Opfer gefallen wären, die vor Jahren so viel Trauer über die östlichen Staaten gebracht. Er bedürfe des Todtenscheins seiner Frau Ellen Hart, geborenen Wilson, weil er sich wieder verheirathet habe.

Er wähnte mich also todt, seit Jahren todt. Aber ich lebe noch. Er hatte eine andere Frau genommen — aber noch war ich ja da. Ich besann mich nicht lange und machte mich auf die Reise. Ich wollte ihm von Angesicht zu Angesicht sagen, daß sein Verlangen nach meinem Todtenschein verfrüht sei.

Ich langte in San Francisco an und vernahm hier auf meine Erkundigungen, daß die Nachrichten von den Reichthümern, die er erworben, richtig gewesen waren.

Digitized by Google

Zugleich aber hörte ich auch, daß er hier ein Grundeigenthum beſäße, wohin er ſich mit ſeinem jungen und ſchönen Weibe zurückgezogen habe.

Mit ſeinem Weibe! Ich erkundigte mich weiter. Man rühmte mir Ihre wunderbare Schönheit und Ihr gütiges Herz; man erzählte mir, auf welche Weiſe Sie die Bekanntſchaft meines Mannes gemacht hatten. Ich wäre wieder umgekehrt und hätte Alles aufgegeben, wenn ich allein in Betracht gekommen wäre; das aber durfte ich nicht, denn ich hatte die Pflicht, an meinen Sohn zu denken.

Und jetzt habe ich Sie gefunden; ich fordere von Ihnen nichts, als mein Recht. Ich beſchwöre Sie, mir meinen Gatten wiederzugeben! Ich beſchwöre Sie, meinem Kinde ſeinen Vater nicht vorzuenthalten!"

Feſtigkeit lag jetzt in ihrer Stimme wie in ihrem Weſen. Das Bewußtſein ihres Rechtes verlieh ihren Worten einen harten, entſchiedenen Klang.

Miranda's Antlitz hatte alle ſeine Färbung verloren, ſogar ihre Lippen waren bleich und trocken geworden, als ſie dieſelben zu der Frage öffnete: „Woher ſoll ich wiſſen, daß Sie mir die Wahrheit geſagt haben? Warum ſoll ich Ihnen glauben, daß Philipp Sie vor langen Jahren in jenem entlegenen Orte geheirathet hat?"

Die Frau zog aus dem ledernen Täſchchen, welches an ihrer Seite hing, ein vergilbtes Couvert hervor. Sie nahm ein halb gedrucktes und halb geſchriebenes Dokument heraus und entfaltete daſſelbe.

Miranda richtete ſich in der Hängematte auf, und als

Digitized by Google

ihre Hand einen Stützpunkt suchte, entfiel derselben der Fächer.

Sie überflog das Papier, als suche sie darin etwas, was dasselbe als eine Fälschung erkennen ließe. Ihr Auge aber fiel auf Philipp's Unterschrift, an der ihr jeder einzelne Zug bekannt war. Das Dokument, ein Trauschein, enthielt ferner den Namen Ellen Wilson und den des Vaters derselben, des Pastors David Wilson, dazu das Datum der Verehelichung, den 18. Oktober 1848. Darunter in der Ecke befand sich das Kirchensiegel.

Miranda durchlas es noch einmal. Dann ließ sie es auf den Boden fallen. Langsam erhob sie sich aus der Hängematte.

„Ich muß fort," sagte sie, „ich muß nachdenken über das, was Sie mir gesagt haben. Ich muß allein sein. Wenn Sie Bedürfnisse haben, rufen Sie nach der Dienerschaft; ich kann Ihnen jetzt keine Gastlichkeit erweisen. Gestatten Sie mir, mein Zimmer aufzusuchen."

Sie ging langsam der schmalen, hohen Thür zu, die in das Innere führte; sie streckte die Hand aus, um sich an dem Thürrahmen zu stützen, aber sie griff fehl. Das weiße Holzwerk schien ihr in der Gluthhitze zu schwanken; es entwich ihrer tastenden Hand, sie sank um und fiel ohnmächtig quer über die Schwelle.

Bei all' dem strengen Gerechtigkeitsgefühl, welches das Herz der Frau Ellen Hart erfüllte, fand sich in demselben keine Spur von Feindschaft gegen das schöne junge Weib, welches ein so kurzes Glück in dem Hause und in der Liebe genossen hatte, die nach allem göttlichen und menschlichen

Recht ihr, der erſten und rechtmäßigen Frau, Eigenthum waren. Sie empfand ein tiefes Mitleid für die Unglückliche und ſicherlich Schuldloſe; wer ſelber in Leiden erfahren iſt, der hat auch gelernt, für andere Leidende zu fühlen.

Sie kauerte ſich neben Miranda nieder und legte das ſchöne Haupt der Bewußtloſen an ihre Bruſt.

„Armes Kind!“ flüſterte ſie. „Armes, armes Kind!“

Allein die Wohlthat der Beſinnungsloſigkeit ſollte Miranda nicht lange gewährt bleiben; ihre Jugendkraft und Geſundheit machten ſich gar bald wieder geltend. Die weißen Augenlider begannen zu zucken und zu beben, ſie öffneten ſich ſo langſam, als ob das Gewicht der ſchweren Wimpern ſie hemme, und dann, mit einem heftigen Erſchauern, kehrte das Leben zurück und, leider, auch das Bewußtſein.

Sie erkannte die Frau, in deren Armen ſie ruhte, ſie erinnerte ſich der Geſchichte, die ſie aus dem Munde derſelben vernommen und die ihr Leben ſo fürchterlich gewendet hatte, und ſie ward ſich bewußt, daß es keine Zukunft mehr für ſie gab.

2.

Von Jugend auf war Miranda's Daſein eine Kette von Wechſelfällen geweſen.

Die Bekanntſchaften und Freundſchaften ihrer Kindestage hatten immer nur eine kurze Dauer gehabt, da die Familie, nach dem Willen des Vaters, eigentlich nie recht

Digitized by Google

seßhaft war, sondern ihren Wohnsitz fortwährend von einem Ort an der mexikanischen Küste zum andern verlegen mußte.

Miranda erinnerte sich nicht, wegen dieser häufigen Veränderungen jemals Kummer oder Unzufriedenheit empfunden zu haben; ihr waren diese Abwechslungen immer willkommen gewesen.

Anders ihre Mutter; mochte der Charakter derselben nun prosaischer, schwerfälliger und weniger veränderungssüchtig sein, jedenfalls war es Thatsache, daß dieselbe nach jedem Wechsel des Wohnortes bleicher und schweigsamer wurde. Jeder neue Umzug brachte größeren Wohlstand und Luxus in das Heim der Familie Pedro Altamirando's, aber merkwürdig, gerade dieser Umstand schien die arme Frau am meisten zu bedrücken.

In ihren Gesprächen mit den Kindern, mit Miranda und ihrem Bruder Miguel, gedachte sie mit Vorliebe ihrer eigenen Jugend, die sie in einem Dörfchen der fernen deutschen Heimath still und heiter verlebt hatte, und dabei bemühte sie sich unablässig, die Kinder in ihrer Muttersprache zu unterrichten und den Sinn für deutsches Wesen in ihnen zu erwecken. Sie glaubte dieselben dadurch gegen die Einflüsse des wilden spanisch-amerikanischen Lebens, von denen sie umringt waren, schützen zu können und ihnen die friedliche Unschuld zu erhalten, der sie in ihrer eigenen Jugend sich erfreut hatte.

Von ihrem Vater wußte Miranda nur wenig. Sie kannte nicht einmal die Heimath desselben. Er pflegte so wenig zu Hause zu sein, und seine Abwesenheit währte

jedesmal so lange, daß sie sich in ihren späteren Jahren kaum noch eines Zusammenseins mit ihm zu erinnern vermochte.

Sie wußte nur, daß er immer zornig wurde, wenn sie und ihr Bruder mit der Mutter nicht spanisch oder englisch, sondern deutsch redeten, „die Sprache des ewig winselnden alten Weibes," wie er sich ausdrückte.

Wenn sich aber unter den Mannschaften der Schiffe, die so zahlreich aus der alten Welt herüber nach der kalifornischen Küste kamen, ein korsischer Seefahrer befand, so war es ganz sicher, daß Miranda's Vater denselben in der kürzesten Zeit ausfindig gemacht hatte, und wenn dann die Beiden am Strande im Schatten der Fässer und Ballen oder aber im Wirthshause saßen und plauderten, dann konnte man in ihrem seltsamen Kauderwelsch keinen Unterschied entdecken.

Ob Pedro Altamirando auf seinen langen Fahrten auch bis zur Inselheimath der Korsen gekommen war? Er ließ sich darüber niemals aus.

Er liebte es, wenn die Seinen in ihrer Wohnung und Kleidung möglichst viel schimmernden und kostbaren Putz entfalteten, was der Tochter sehr recht war, die Mutter aber immer stiller und scheuer machte.

Den ersten ernstlichen und schmerzlichen Schrecken empfand sie bei des Vaters Tod; Pedro Altamirando hatte plötzlich, ohne Vorbereitung, unter der Hand eines Mörders sein Leben lassen müssen.

Er war länger als sonst zu Hause gewesen, und das unthätige Leben hatte ihn unbehaglich und unruhig ge-

Digitized by Google

macht. Im Laufe der Tage wanderte er unzählige Male zum Strande hinab und lugte ſehnſüchtig über das Meer hinaus. Den einzigen Verkehr, der ihn annähernd befriedigte, fand er unter ſeinen ſeefahrenden Genoſſen, in der kleinen Fonda unten am Strande.

Seine Beſuche in dieſem Wirthshauſe aber kamen ſehr bald zu einem jähen Abſchluß. Eines Morgens fand man ihn erſtochen und todt auf der Schwelle ſeines Hauſes liegend, bis wohin er ſich von der Fonda aus noch mühſam geſchleppt hatte.

Die Mutter war auf einen ſolchen Schlag nicht gefaßt geweſen. Sie wurde bleicher und leidender, als je zuvor. Die neu begründete, aufſtrebende Stadt, in welcher die Familie wohnte, war berüchtigt wegen ihres ungeſunden Klima's; das Fieber gab hier jahrein jahraus ſeine Herrſchaft nicht auf und raffte ſtets die Schwachen und Kummerbeladenen zuerſt dahin. Und ſo hatte auch Miranda's Mutter keinen langen Kampf zu beſtehen; ſie fand endlich den Frieden und die Raſt, davon ſie oft geträumt hatte, als ſie noch daheim in dem deutſchen Dörfchen die Linden vor dem väterlichen Häuschen im Abendwinde ſäuſeln gehört.

Nach der Eltern Tode traten allerlei Umſtände ein, die den Geſchwiſtern Beunruhigungen und Befürchtungen brachten. Mochte es nun ſein, daß der Vater in der kleinen Fonda am Strande zu oft den Würfelbecher und die Karten gehandhabt hatte, oder daß ſeine Fahrzeuge nicht mehr ſo viel Gold und andere gute Dinge heimgebracht, wie in den früheren Zeiten des Glücks und des

Digitized by Google

Ueberfluſſes, genug, Miranda und ihr Bruder Miguel konnten ſich keine Rechenſchaft davon geben, woher es kam, daß ihre Mittel von Tag zu Tage immer mehr abnahmen. Eine Koſtbarkeit nach der anderen mußte veräußert werden, damit ſie nur das Dach über dem Kopfe behielten.

Miranda nahm ſich dies ſehr zu Herzen; es war ihr zu Muthe, als ob ein neidiſches Schickſal ſie um wohlerworbene Rechte betrog. Sie verlangte ja weiter nichts, als ruhig und in trauter, ſorgenloſer Gemeinſchaft mit ihrem Bruder zu leben, umgeben von dem Luxus und den Bequemlichkeiten, die ihr zur Nothwendigkeit geworden waren; und gerade dieſe wurden ihr jetzt ohne ihr Verſchulden Stück für Stück entriſſen.

Das war hart; indeſſen blieben ihr ja noch der Sonnenſchein und die Blumen und der Bruder Miguel. Aber das Maß ihrer Prüfungen war noch nicht voll geweſen; denn eines Abends brachte man ihr, ohne jegliche Vorbereitung, auch den Bruder als Leiche in's Haus.

Wenige Stunden zuvor war er heiter und geſund fortgegangen, in's Wirthshaus, um Neues zu erfahren, wie er ſich ausgedrückt hatte.

Es hatte dabei etwas in ſeinem Weſen gelegen, das ihr unwillkürlich das Bild des Vaters zurückgerufen. Und noch ehe viele Stunden vergangen waren, hatte ein gewaltſamer Tod ihn auf die Bahre geſtreckt, wie vor ihm den Vater.

Was die Urſache geweſen, blieb ihr unverſtändlich. Dem Gerücht, daß man ihn bei falſchem Spiel ertappt, ſchenkte ſie keinen Glauben. „Miguel war zu ſeelensgut,

Digitized by Google

zu großherzig, um durch Schädigung Anderer ſeinen Vortheil zu ſuchen," behauptete ſie. „Und wenn er beim Spiel einen Streit gehabt, war das ein Grund dafür, ihn, den Harmloſen, todtzuſchießen?"

So blieb ihr nichts als die heiße Klage um den Todten, deſſen erkaltete Lippen ihr nicht mehr zu erzählen vermochten, wie er ſich vergeblich bemüht hatte, die Mittel zum Unterhalt der geliebten Schweſter zu erlangen, wie er zuletzt ſeine Hoffnung auf Karten und Würfel geſetzt, wie er verſucht, dabei ehrlich zu Werke zu gehen, wie aber der unſelige Geiſt des Vaters ſich in ihm geregt und das unzeitige Ende über ihn heraufbeſchworen.

Nun war ſie ganz allein und verlaſſen geweſen, und als in der höchſten Noth und Verzweiflung Philipp Hart, der Landsmann ihrer ſeligen Mutter, ſich ihr mit theilnehmenden Worten und thatkräftiger Hilfe nahte, da wendete ſie ſich ihm zu, wie die Liane ſich dem ſtützenden Stamme der Sykomore zuwendet.

Alles dieſes entwickelte ſich von Neuem lebhaft vor ihrem geiſtigen Auge, und weiter auch das, was danach ſich zutrug, bis zu dem Zeitpunkte, wo Philipp ſie als ſeine Gattin in ſein Heim geführt. Hier hatte nichts ihren Frieden geſtört, bis heute ... bis heute, wo ſie aus dem Munde der fremden Frau die Geſchichte ſeiner Vergangenheit vernommen. —

Die Sonne war in die Tiefe des Meeres hinabgetaucht, und das Zwielicht des Abends hatte ſich in das Graudunkel der Nacht verwandelt, ehe Miranda ſich von dem niederen Lager zu erheben vermochte, auf welches ſie hin-

Digitized by Google

geſunken war, als ſie am frühen Nachmittag mit taſtender Hand ihr Zimmer erreicht hatte.

Noch hatte ſie keinerlei Plan entworfen, keinen Beſchluß gefaßt. Sie wußte, daß ihr Recht an Alles, was ſie hier umgab, aufgehört hatte, ſeit ſie das Unrecht erfahren, das dem anderen Weibe geſchehen war. Aber dieſe neue Lage der Dinge hatte ihre Sinne verwirrt — es war wie in einer Komödie, wo man mitten im Akt die Lichter auslöſcht und den Vorhang herabläßt.

Ein leichtes Geräuſch, welches von den Ställen her an ihr Ohr drang, die durch niedere Zwiſchengebäude mit dem hinteren Theil des Hauſes in Verbindung ſtanden, lenkte endlich ihre Gedanken wieder auf die Gegenwart.

Sollte Philipp zurückgekehrt ſein? Nein, das war noch nicht möglich. Aber wenn er kam — was dann?

Ein paniſcher Schrecken durchrieſelte ſie. Was dann? Was ſollte ſie ihm ſagen? Wie ſollte ſie vor ihn hintreten? Durfte ſie ihn erwarten und dadurch ihre Flucht unmöglich machen?

Nimmermehr! Sie mußte fort und dies ſogleich. Sie mußte fort, viele Meilen weit fort von hier, damit nichts ihn hindere, ſeine volle Pflicht Derjenigen gegenüber zu thun, an die er gebunden war — wenigſtens früher und daher rechtmäßiger gebunden war, als an ſie ſelber. Der Gedanke wuchs, feſtigte ſich und ward zu einem unabänderlichen Entſchluß, noch ehe eine Minute vergangen war.

Raſch vertauſchte ſie das leichte Hausgewand gegen eine Kleidung, die beſſer für die Reiſe geeignet war, und dann raffte ſie haſtig allerlei Kleinigkeiten zuſammen, ohne

Digitized by Google

erſt lange die Nützlichkeit derſelben zu erwägen. Der Inhalt ihrer Reiſetaſche würde einem kühlen Beobachter ein Lächeln abgenöthigt haben durch ſeine Ueberfülle an nichtigem Tand und ſeinen Mangel an brauchbaren Dingen.

Dieſe Vorbereitungen nahmen ſie länger in Anſpruch, als ſie für möglich gehalten hätte. Ihre Hände bebten vor Kraftloſigkeit, und ihre Füße ſchleppten ſich nur mühſam und ſchwerfällig von Ort zu Ort, und dennoch befand ſie ſich in fieberiſcher, eiliger Haſt, als ſie endlich Pancho herbeirief und ihm befahl, den leichten Wagen anzuſpannen und bereit zu halten.

Pancho ſchaute die Herrin verwundert an, als er dieſe Weiſung vernommen. Was hatte die Señora im Sinne, daß ſie zu dieſer Stunde eine Reiſe unternehmen wollte, und noch dazu ohne Don Felipe? Die Señora aber behielt ihre Gründe für ſich, und ſo blieb ihm nichts übrig, als ſchweigend zu gehorchen.

In ihrer Ungeduld ſchienen ſich die letzten Augenblicke zu Stunden auszudehnen. Endlich hörte ſie das Rollen der Räder und das Hufgeſtampf; der Wagen hielt vor dem Hauseingang.

Noch einmal warf ſie einen ſchnellen Blick um ſich; ſie fürchtete ſich vor dieſem Abſchied, und dennoch mußte ſie ſich umſchauen. War dies doch der Ort geweſen, wo ſie Liebe, Ruhe und Frieden gefunden hatte, eine dreifache Glückſeligkeit, die ſich nicht ohne ein ſchmerzhaftes Zerreißen der Herzensfaſern aufgeben ließ. Wenige Stunden hatten hingereicht, Alles, Alles zu verändern; dies war ihre Heimath nicht mehr; ſie mußte hinaus, fort, weit

fort, ſie mußte ihren Platz dem Weibe einräumen, das Philipp in ſeinen jungen Jahren geheirathet hatte, und das jetzt wie aus dem Grabe erſtanden war, um ſein Recht zu fordern. Ihre Liebe war ein Fehlſchlag geweſen, und auf die ſeine hatte ſie keinen Anſpruch mehr.

Wohin aber wollte ſie? Wer würde ſie aufnehmen? Sie hatte von Ausgeſtoßenen reden hören; ſie hatte Frauen gekannt, die, unſchuldig wie ſie ſelber, in die kalte, mitleidsloſe, ſchlimme Welt hinausgeſchleudert worden waren. Aber irgendwo mußte es für ſie doch einen Zufluchtsort geben; ſie hatte ja ſo unwiſſentlich geſündigt, daß Gott ihr die Schuld ſicherlich nicht anrechnen würde, ja, nicht anrechnen durfte. Zunächſt aber mußte ſie fort, zu weiterem Ueberlegen war dann noch immer Zeit genug.

Unter der Thür wendete ſie ſich um und überblickte noch einmal Alles, was ſie zurückließ. Es war ja ihre Heimath geweſen, und der Abſchied war ſo ſchwer, ſo ſchwer!

Ihr Blick fiel auf das kleine Kruzifix, welches über ihrem Bette hing. Einem plötzlichen Impulſe folgend ging ſie zurück und nahm das Kreuz von der Wand; ſie hielt daſſelbe eine Minute lang in beiden Händen, dann küßte ſie es und hing es wieder an ſeinen Ort.

Dann ſchritt ſie hinaus in die Dunkelheit, und der Wagen führte ſie durch die Nacht davon.

3.

Ein neuer Tag war angebrochen, ebenſo heiß und voll von dem gleichen blendenden Farbenſchimmer. Man hätte finſtere Donnerwolken und ſtrömenden Regen herbeiwünſchen

Digitized by Google

mögen, um das glühende Firmament nicht mehr ſehen zu müſſen und endlich einmal eine erlöſende, erfriſchende Abwechslung zu erlangen.

Um ſechs Uhr Morgens war die Hitze bereits ſo groß, daß auf den Gräſern und Kräutern keine Spur von Thaufeuchtigkeit mehr vorhanden war; die ganze Vegetation ſah um dieſe frühe Stunde ſchon aus, als ſei der verſengende Hauch eines feurigen Ofens darüber hingegangen.

Einen ſolchen Vergleich zog Philipp Hart, als er die Landſtraße dahergefahren kam, bei jeder zurückgelegten Meile freudiger aufathmend und mit dem innigen Gefühl erwartungsvollen Glückes dem in der Ferne bereits ſichtbar werdenden Hauſe zueilend, in welchem ihm Schatten und Erholung winkten, und wo das ſchöne junge Weib ſeiner harrte, das ſein Heim zum Paradieſe machte. Außer ihr erfreute und intereſſirte ihn nichts mehr auf der Welt.

Die Stadt mit ihrer Aufregung, ihrem raſtloſen Treiben, ihrer Habſucht und ihrem Golddurſt hatte allen Reiz für ihn verloren. Er würde niemals mehr von Miranda's Seite gewichen ſein, wenn ſeine Anweſenheit in der Stadt nicht ab und zu dringend nöthig geweſen wäre.

Oft hegte er den ſtillen Wunſch, alle Geſchäfte und ſonſtigen Beziehungen zu der Außenwelt abbrechen und ſich einzig und allein auf den ungeſtörten Genuß ruhigen häuslichen Glückes beſchränken zu können.

Als der Wagen endlich vor der Pforte des Hauſes hielt, ſprang er mit einem Seufzer der Erleichterung von ſeinem Sitze herab, warf den Zügel einem der herbeieilenden Knechte zu und eilte dann mit einem freundlichen

Digitized by Google

Worte für Pancho ſchnellen Schrittes hinein in den Thorweg, um ſie aufzuſuchen, die während der langen Fahrt in der vergangenen ſternklaren Nacht alle ſeine Gedanken erfüllt hatte.

Da Miranda nur ſelten von der Zeit ſeiner Ankunft vorher unterrichtet zu ſein pflegte, ſo verwunderte es ihn auch niemals, wenn ſie nicht gleich zu ſeiner Bewillkommnung am Platze war, ſelbſt wenn ſeine Abweſenheit länger als gewöhnlich gewährt hatte.

Als er jedoch ſeine Gegenwart durch wiederholtes Pochen an ihre Thür verkündet und keine Antwort darauf erhalten hatte, öffnete er dieſelbe mit einigem Erſtaunen und rief ihren Namen durch die Spalte.

„Miranda, mein Liebling, ich bin da; freuſt Du Dich nicht, mich wieder zu Hauſe zu ſehen?“

Alles blieb ſtill.

Er ſtieß die Thür auf und trat ein.

Das Gemach war leer; Unordnung herrſchte in allen Ecken, jene Unordnung, welche ein eilig und überſtürzt Abreiſender zurückzulaſſen pflegt.

Philipp that, ſich umſchauend, einige Schritte hierhin und dorthin, in eigenthümlicher Weiſe ganz nebenſächliche Dinge bemerkend und betrachtend, ihrer Flucht aber noch ganz unbewußt. Er ſah, daß ſie nicht da war; allein das Haus hatte noch ein Dutzend anderer Zimmer, die ſie zu ihrem Aufenthalt gewählt haben konnte; vielleicht auch hatte der Morgen ſie bereits hinausgelockt in's Freie, da aller Vorausſicht nach die Hitze des ſpäteren Tages ein Verlaſſen des Hauſes nicht mehr geſtatten würde.

Digitized by Google

Dennoch fühlte er ſich durch ein ungewöhnliches Etwas in dem Gemach zurückgehalten; wie abweſend nahm er dieſen und jenen Gegenſtand in die Hand und legte ihn wieder hin, unbedeutende Kleinigkeiten ihrer Toilette; ſie erinnerten ihn ſo lebhaft an ſie, doppelt lebhaft durch das zarte Parfüm, das ihnen anhaftete. Ein zierlicher Pantoffel lag am Boden, faſt hätte ſein Fuß auf denſelben getreten; er bückte ſich und hob ihn auf, ſorgfältig und mit zärtlicher Berührung, als wäre ſelbſt ſolch' ein todter Gegenſtand ſeinem Herzen lieb und theuer, weil ſie ihn im Gebrauch gehabt, und ehe er den kleinen Pantoffel neben ihr Lager ſtellte, hatten ſeine Lippen den duftigen Atlaß deſſelben berührt.

Endlich gewahrte er, daß ihr Bett unbenutzt geblieben war. Er rief Pancho herbei, um zu erfahren, welchem Zimmer die Señora in dieſer Nacht den Vorzug gegeben habe, und während er auf den Diener wartete, nahm er mechaniſch das Kruzifix auf und hing es wieder an ſeinen Platz, denn Miranda's zitternde Finger hatten es nur unvollkommen befeſtigt. Es war wieder herabgefallen, als ſie die Thür hinter ſich ſchloß.

Pancho war auf ſeines Herrn Ruf herbeigekommen und ſtand nun ſchweigend und wartend in der Thür. Philipp wendete ſich von dem Kruzifix zu ihm und ſagte: „Melde Deiner Señora, daß ich hier bin."

Pancho, ganz im Widerſpruch mit ſeiner ſonſtigen Willigkeit, rührte ſich nicht vom Flecke. Philipp blickte ihn verwundert an.

„Nun, worauf warteſt Du noch?" fragte er.

Digitized by Google

Pancho trat einige Schritte näher, seine schwarzen Augen hafteten am Boden.

„Die Señora ist nicht mehr hier," antwortete er. „Die Señora ist gestern Abend dieselbe Straße gefahren, welche der Señor soeben gekommen ist."

Das war unerwartet. Was konnte Miranda zu dieser auffallenden Reise veranlaßt haben, noch dazu ohne Begleitung, ganz allein?

„Hat die Señora nichts, keine Bestellung für mich zurückgelassen?"

„Nein, Señor."

„Hatte sie einen Brief oder sonst eine Botschaft erhalten?"

„Nein, Señor."

Philipp ging, die Hände in den Taschen, einige Male im Zimmer auf und ab.

„Ist während meiner Abwesenheit Jemand hier gewesen?"

„Ja, Señor."

„Wer? So rede doch, Mensch, und stehe nicht da wie ein Klotz!" fuhr er auf Pancho ein, jetzt ganz außer sich darüber, daß der Diener ihm so lange das vorenthielt, was er selber doch sicherlich ganz genau wußte.

„Wenn Don Felipe ganz genau wissen will, was gestern hier vorgefallen, so muß Pancho reden. Die fremde Frau kam her, zu Fuß auf der heißen Landstraße, kurz nach der Mittagszeit."

„Die fremde Frau? Welche fremde Frau?"

„Die señora estrangera mit dem mageren Gesicht und

den traurigen Augen. Sie war ſehr müde und lehnte ſich an die Mauer, als ſie nach meiner Señora fragte; aber ſo müde war ſie nicht, daß ſie ſich hätte abweiſen und bei dem Geſinde unterbringen laſſen. Sie hatte etwas ganz Beſonderes mit der Señora zu reden, und ſie wollte warten, bis die Señora für ſie Zeit hätte. Und als ich ging, um dies der Señora zu melden, da folgte ſie mir die Treppe hinauf bis auf die Veranda, wo die Señora Sieſta hielt. Und ſo war Madonna Miranda gezwungen, die lange Geſchichte anzuhören, welche die fremde Frau ihr erzählte. Die Geſchichte muß traurig geweſen ſein. Die Señora lauſchte und lauſchte, bis ſie ganz erſchöpft war, und als ſie endlich ging, um ſich in ihrem Zimmer zu erholen, da hatten die grauſame Hitze und die traurige Geſchichte ſie ſo ſchwach gemacht, daß ſie ohnmächtig zu Boden fiel."

„Die Señora fiel zu Boden? Ohnmächtig?" wiederholte Philipp mit ſtockendem Athem.

Nie zuvor war etwas im Stande geweſen, ihr vollkommenes phyſiſches Gleichgewicht ſo zu beeinträchtigen. Er erſchrak ernſtlich, und dennoch — vielleicht war's gar nicht einmal ſo ſchlimm geweſen. Die Natur der Frauen iſt ja eine ſo ſeltſame; Hitze, Kummer, Freude — das Eine wie das Andere kann's ihnen anthun.

Pancho fuhr fort: „Die fremde Frau war hilfreich und gut, ſie half der Señora wieder aufſtehen, und als ich herankam, um Beiſtand zu leiſten, da hatte die Fremde die Señora bereits in ihr Zimmer geleitet. Später aber, als die Zofe um Einlaß bat und inſtändigſt flehte, erhielt

ſie keine Antwort. Viele Stunden vergingen, ehe die Señora Jemand rief, dann aber rief ſie mich. ‚Pancho,‘ ſagte ſie, ‚den leichten Wagen und die braune Stute, aber ſogleich.‘ Ich erkühnte mich zu einer Frage: ‚Befiehlt die Señora nach der Poſtſtation zu fahren?‘ — denn es war mir um die braune Stute, die jetzt ſchlecht zu Fuße iſt. Als die Señora mir keine Antwort gab, wagte ich's auf ihren Unwillen hin und ſpannte den ſchwarzen Scipio in die Gabel. Die Señora aber merkte nichts davon, als ſie den Wagen beſtieg, und ſo iſt ſie auch auf den armen Pancho nicht böſe geworden.“

Pancho's letzte Worte fielen in taube Ohren; Philipp ſchritt wieder im Gemach auf und ab. Wer konnte die fremde Frau mit dem bleichen Geſicht und den traurigen Augen geweſen ſein, daß ſie Miranda zu bewegen vermochte, in ſo ungewöhnlicher Weiſe das Haus zu verlaſſen? Dieſe Frage durchfuhr ihn wie ein glühendes Schwert — die Antwort aber lag wie ein Eisklumpen in ſeinem Herzen.

Daher alſo dieſe eigenthümliche Unruhe, die, ihm ſelber bisher unerklärlich, in ſeinem tiefſten Innern nie geſchlummert hatte!

Wer war dieſe fremde Frau? Allmächtiger Gott! Wer konnte ſie ſein, wenn nicht —?

Aber Ellen war ja todt!

Todt? Hatte er denn jemals Gewißheit darüber erlangt? Hatte er denn den Todtenſchein in den Händen?

„Mein Gott!“ ſtöhnte er. „Mein Gott!“

Aber gibt denn das Grab ſeine Todten wieder heraus?

Digitized by Google

Ellen wäre alſo nicht geſtorben? Das Gerücht hätte gelogen, das Gerücht, dem er zu ſchnell geglaubt? — Ellen lebte — und Miranda —

„Mein Gott!“ ſtöhnte er in fürchterlicher Qual. „Mein Gott!“

Wie hatte ſein Geſchick, ihm ſelber unbewußt, ſich plötzlich ſo ſchrecklich geſtaltet! Der Traum war aus, er war erwacht und ſah ſich am Rande eines Abgrundes. —

Als er vor Jahren ſeine Frau und ſein Kind verlaſſen, hatte er dies in der innigen Hoffnung gethan, hier im fernen Weſten eine neue Heimath und Wohlſtand für dieſelben ſchaffen zu können. Allein Unglück und Mißerfolge ſchienen ſich an ſeine Sohlen zu heften. Er mochte arbeiten mit den Händen und mit dem Kopfe ſo viel er wollte, er brachte nichts vor ſich.

Die Goldgräberei war in vollem Gange. Er arbeitete unter denſelben Verhältniſſen, wie die übrigen Schatzſucher, aber der Zufall wollte es ſtets, daß ſeine Nebenmänner die ſchönſten Funde machten, während er leer ausging. Leute, die ohne jegliche Fähigkeiten und Kenntniſſe ſich an's Werk gemacht hatten, kehrten mit Reichthümern nach Hauſe zurück, für deren Erlangung er viele Jahre ſeines Lebens gern hingegeben hätte Und dabei war ſein Verlangen niemals ein ſelbſtſüchtiges geweſen. Er hatte nur immer an ſeine Lieben daheim gedacht und nur ihretwegen unterzog er ſich immer von Neuem der mühſeligſten und härteſten aller Arbeiten. Nicht um ſein eigenes, um Ellen's Lebensloos zu erleichtern, harrte er

Digitized by Google

ſehnſüchtig eines wenn auch nur beſcheidenen Erfolges; aber er harrte immer vergebens.

Die Briefe ſeiner Frau waren traurig, beinahe herzbrechend. Sie ſchilderte ihm ihre Entbehrungen; ſie ließ durchblicken, daß die Glücklichen, die mit reicher Ernte in die Heimath zurückgekehrt waren und nun ihre Familien mit Wohlſtand überſchütteten, ihrer Meinung nach zweckentſprechender und fleißiger gearbeitet haben müßten, als er. Sie wollte ihm damit weniger einen Vorwurf machen, als ihn vielmehr zum rechten Bewußtſein ihrer großen Noth bringen. Er war ſo weit von Hauſe entfernt, und die Abweſenheit ſchwächt die Schärfe der ſympathiſchen Empfindungen ab, die ſich gern und ſo eifrig bethätigen, wenn die Bedürftigen ſich in ihrem Geſichtskreiſe befinden. Daher betrachtete Ellen es als ihre Pflicht und ihr Recht, ihrem Gatten die Noth ſeiner Familie immer von Neuem und möglichſt eindringlich vorzuhalten.

Es gab kein anderes Mittel, als das geſchriebene Wort, die große Entfernung zu überbrücken, und wenn unter den obwaltenden Umſtänden dieſes Wort öfters in der unangenehmen Geſtalt eines Vorwurfs erſchien, wen konnte dies Wunder nehmen? Sie hatte ſich mit Noth und Sorgen zu plagen und war dabei ganz ihren eigenen Gedanken überlaſſen; ſie wähnte ſchließlich, daß der Kampf um's Daſein ihr ſelber ganz allein aufgebürdet ſei, und daß ihr nur geringe Hilfe und Mitgefühl von dem zu Theil würde, der doch von Rechtswegen ihre ganze Stütze ſein ſollte.

Philipp beantwortete ſolche Briefe ſo gut und tröſtlich

er konnte. Allein es iſt ein ſchweres Ding, immer nur liebevolle, tröſtliche und möglichſt klagloſe Briefe zu ſchreiben, wenn die Lage der Dinge und auch die Ausſichten andauernd hoffnungslos bleiben; und ſo wurden ſeine Briefe ſeltener und ab und zu vielleicht auch mißgeſtimmter und abweiſender, da er bei allen ſeinen Mühſalen und Sorgen auch noch Vorwürfe ertragen ſollte, die zwar erklärlich waren, aber keine Berechtigung hatten. Trotzdem aber fuhr er fort, ſich ſeiner ganzen Verantwortlichkeit bewußt zu bleiben und in ehrlichſter und eifrigſter Weiſe für Weib und Kind zu ſtreben und zu arbeiten. Noch immer ja wiegte ſich ſeine hoffende Seele in Traumbildern einer ſorgenloſen Zukunft für ſich und die Seinen.

Mit der Zeit aber wurden dieſe Traumbilder ſeltener. Fortwährende Mißerfolge ſtumpfen ab und laſſen die Schwungkraft des Geiſtes und der Seele erlahmen. Es begann eine dumpfe Apathie in Philipp's Innerem Platz zu greifen, die zeitweiſe in vollkommene Gleichgiltigkeit gegen Alles, auch gegen Diejenigen ausartete, die an ihn gefeſſelt waren, die mit ihm ſtehen oder fallen mußten.

Zudem blieben die Nachrichten aus der Heimath plötzlich aus. Er war ſeit Monaten ſchon weiter ſüdlich gezogen, hatte Ellen auch Mittheilung davon gemacht, aber keinen Brief ſeitdem mehr von ihr erhalten.

Da kam die Kunde von dem epidemiſchen Fieber, welches ganze Landſtriche in den öſtlichen Staaten verheerte, über die Felſengebirge nach dem Goldlande, und zugleich mit derſelben erreichte Philipp das Gerücht, daß nicht nur ſein Schwiegervater, der alte Paſtor Wilſon,

Digitized by Google

ſondern auch ſeine Frau und ſein Sohn der Seuche erlegen ſeien. Das Gerücht wurde wiederholt beſtätigt, und Philipp hatte um ſo weniger Grund, an demſelben zu zweifeln, als ja auch keine Briefe mehr von Ellen kamen, welche die Anzeige vom Wechſel ſeines Aufenthalts nicht erhalten hatte, ihre an die frühere Adreſſe gerichteten Briefe aber wieder zurückerhielt.

Die erſte Empfindung, die ihn bei dieſer Nachricht überkam, war ein Gefühl der Erlöſung. Nun hatte die Noth der Armen ein Ende, und nun war's auch ganz gleichgiltig, wie und wann er ſelber hier draußen zu Grunde ging, denn es laſtete ja keine Verantwortlichkeit mehr auf ihm. Und in dieſer Empfindung verlor ſich nach und nach auch ſein Schmerz.

Allein die Wahrheit des alten Wortes, daß auf Erden nur das Unerwartete ſicher und gewiß iſt, ſollte ſich auch an Philipp bewähren. Sein Geſchick hatte den dunkelſten Punkt erreicht, und nun trat die Wendung ein.

Er hatte, wie ſchon mehrfach zuvor, das Anerbieten einiger Spekulanten angenommen, ſich an der Aufſchließung einer neuen Grube zu betheiligen und als Kapitalseinlage ſeine Kenntniſſe und Erfahrungen gänzlich und ausſchließlich dem neuen Unternehmen zuzuwenden. Er ging ohne jegliche Hoffnung an's Werk, aber die Erfolge deſſelben waren ſo überwältigend groß, daß ſie ſelbſt die allerhöchſten Erwartungen übertroffen hatten. Er vermochte anfänglich ſein Glück gar nicht zu faſſen, ſo ſehr hatte er ſich bereits aller Hoffnung entwöhnt.

Nunmehr war wieder ſein erſter Gedanke Ellen —

Digitized by Google

aber Ellen war ja todt. Jetzt, da das Glück da war, ſollte ſie daſſelbe nicht mehr genießen. Er dachte ihrer mit Sehnſucht, Wehmuth und tiefem Mitleid, ihrer und ſeines kleinen Knaben. Wie hätte nun Alles ſo anders ſein können!

Die Wendung in ſeinen äußeren Verhältniſſen brachte ihn wieder in's Leben hinein — man lebt gar ſchnell in jenem heißen Lande — und nun trat die zweite Wendung ein.

Das dunkle, räthſelvolle Geſchick führte ihm Miranda Altamirando in den Weg.

Er war derſelben näher getreten und hatte ihr Hilfe und Beiſtand gewährt, als ſie allein und verlaſſen in der Welt ſtand, und ihre lebhafte, kindliche Dankbarkeit verrieth gar bald die in ihrem Herzen erwachende Liebe zu dem ſtattlichen Manne, der ſo freundlich in der ſchönen Sprache ihrer verſtorbenen Mutter zu ihr zu reden wußte. Er überließ ſich dem ſüßen Zauber, den ihre Unſchuld um ihn wob, und in ihrer Gegenwart hatte er bald die trübe Vergangenheit vergeſſen.

Miranda wußte nichts von ſeinem früheren Leben; es peinigte ihn, daran zurückzudenken und davon zu reden, und ihr genügte es vollkommen, ſich fortan unter ſeinem Schutze und aller Sorgen enthoben zu wiſſen.

Und als er ihr endlich den Vorſchlag machte, ihn zu heirathen, da ging ſie freudig darauf ein, obgleich ihr religiöſes Gefühl an der von Philipp gewünſchten Civiltrauung anfänglich Anſtoß nahm; dennoch fügte ſie ſich ſeinem Willen — hatte ſie doch, ſeit ſie ihn kannte, ſich längſt jeglichen eigenen Willens begeben.

Digitized by Google

Philipp hatte dann auch nach ſeinem erſten Wohnſitze um den Todtenſchein Ellen's und ſeines Kindes geſchrieben — ſolche Briefe brauchten damals Monate, um an ihr Ziel zu gelangen. Das Ausbleiben der Antwort und des Dokumentes aber machte ihm weiter keine Sorge; ſein deutſcher Ordnungsſinn allein hatte ihn zu der Einforderung des Scheines veranlaßt, bei der Civiltrauung war derſelbe nicht erforderlich und auch die kirchliche Trauung in Amerika erheiſcht keinerlei Dokumente.

Dann kam eine glückliche Zeit.

An dieſem Morgen aber war er aus ſeinem Glückstraum erwacht — konnte denn Alles dieſes wirklich nur ein Traum geweſen ſein?

Noch einmal dämmerte eine ſchwache Hoffnung in ihm auf — vielleicht war Alles nur ein Irrthum. Dieſe Hoffnung wollte er ſich nicht rauben — er wollte keine Gewißheit, wollte Derjenigen jetzt nicht entgegentreten, die ihm dieſe Hoffnung vernichten mußte. Ein Taumel überkam ihn. Er mußte zu Miranda, er mußte ſie ſehen, er mußte aus ihrem Munde vernehmen, was ſie beſchloſſen, was ſie zu thun gedachte, wenn —

In halbem Wahnwitz befahl er ſeinen Wagen.

4.

Während er den Weg wieder zurückjagte, den er ſoeben erſt gekommen war, bemühte er ſich vergeblich, ſeine Gedanken zu ordnen und die Umſtände, wie ſie aller Wahr-

Digitized by Google

scheinlichkeit nach lagen, ruhig zu erwägen. Nur ein Bild, nur eine Gegenwart erfüllte ihn — Miranda.

Sein Geschäftshaus in San Francisco war verschlossen, dort konnte sie mithin keine Unterkunft gefunden haben; der einzige Ort, wohin sie sich daher, seiner Meinung nach, gewendet haben konnte, mußte das Gasthaus sein, in welchem sie zuletzt mit Miguel, ihrem Bruder, gewohnt und wo er sie zuerst gesehen und kennen gelernt hatte.

Auch er hatte hier einige Monate lang gewohnt, die Zeit, welche zwischen seinem ersten großen Erfolge und der Erwerbung des schönen Landsitzes draußen in der Provinz lag.

Während er vor der Thür des Logierhauses auf Einlaß wartete, zog eine Reihe von Momenten aus jener Zeit der ersten Bekanntschaft im Fluge an seinem Geiste vorüber.

Die Pforte öffnete sich mit Geläut, und der sich tief verneigende Thürhüter bestätigte Philipp auf dessen Frage die Richtigkeit seiner Annahme. Die Señora Hart war hier abgestiegen; sie hatte das Zimmer gewählt, welches sie früher bereits einmal bewohnte.

Philipp kannte den Weg.

Als die Thür sich aufthat, erwartete er beinahe, Miranda ihm mit freudigem Lächeln entgegeneilen zu sehen.

Sie war im Zimmer; sie saß am Fenster und starrte regungslos hinaus. Ihr Rücken war der Thür zugekehrt; es war ihr augenscheinlich ganz gleichgiltig, wer hinter ihr öffnete und hereintrat.

Er ging schnellen Schrittes auf sie zu und legte den Arm um sie.

Digitized by Google

„Mein Liebling!“ ſagte er. „Wie haſt Du mich durch Dein Weggehen erſchreckt! Was ſoll das heißen? Warum hatteſt Du meine Rückkehr nicht abgewartet? Ich hätte Dich dann doch begleiten können.“

Sie wendete ihm langſam ihr Antlitz zu; ihre ſchönen Augen waren von Trauer ganz verſchleiert.

„Warum ſollte ich auf Dich noch länger warten, da Du fortan doch nicht mehr mein eigen biſt? In all' der Zeit, wo wir ſo glücklich waren, wußte ich ja nicht, daß noch eine andere Frau da iſt, die ein größeres Recht an Deine Liebe hat, als ich. Ich wußte ja nicht, daß Du bereits ein Leben hinter Dir haſt, an welchem ich keinen Theil haben konnte und durfte.“

Sie ſagte dies in dem Tone eines Kindes, welches ſich ohne Verſchulden beſtraft und ſchmerzlich gekränkt ſieht; dabei aber lag kaum der Schatten eines Vorwurfs in dieſem Tone.

Er empfand jedoch ſogleich, daß ſich bereits eine Scheidewand zwiſchen ihnen aufgerichtet hatte. Vielleicht nur ein Nebelſchleier, aber ſie war da. Eine innere Angſt machte ihm die Schläfe pochen.

„Was haſt Du erfahren?“ fragte er. „Was hat man Dir geſagt? Daß ich einſt vor langen Jahren eine Andere geheirathet, die aber geſtorben, wenigſtens für mich und meine Liebe todt iſt? Wer hieß ſie wieder aus dem Grabe ſteigen? Ich wahrlich nicht! Die Rechte, die ſie einſt an mich hatte, ſind hinfällig geworden, wenn es auf der Welt noch eine Gerechtigkeit gibt! Und wenn die Liebe im Himmel und auf Erden noch im Beſitze ihrer alten,

Digitized by Google

heiligen Macht iſt, dann biſt Du heute mein Weib, und nicht Jene!"

Miranda's Denkvermögen war nicht ſonderlich geübt, dennoch erkannte ſie die Spitzfindigkeit in Philipp's Rede.

Ihre Augen ſchauten in die ſeinen.

„Du haſt Ellen Wilſon vor vielen Jahren geheirathet, nicht?" fragte ſie.

Er konnte dies nicht in Abrede ſtellen.

„Und Du biſt hierher nach Kalifornien gekommen, um hier für ſie und Dein Kind ein neues Heim zu gründen, weil Dir's in der alten Heimath nicht glücken wollte. Warum holteſt Du ſie nicht, als Du reich geworden warſt?"

„Weil ſie und mein Kind inzwiſchen geſtorben waren, vielmehr — o mein Gott! — weil mir die Kunde kam, daß ſie und ihr Vater und mein Sohn dem Fieber erlegen ſeien, das damals Hunderte in jener Gegend hinweggerafft hatte. Die Kunde wiederholte ſich mit größter Beſtimmtheit, zugleich blieben auch Ellen's Briefe aus — konnte ich da anders, als den Nachrichten Glauben ſchenken und den Tod der Meinen betrauern? Und jetzt —"

„Jetzt iſt Ellen da," ſagte Miranda tonlos.

„Nein, nur Du, nur Du biſt da!" rief er in leidenſchaftlicher Heftigkeit. „Ich liebe nur Dich und ich kann Dich nicht laſſen! Du biſt das erſte Weib, das jemals mein ganzes Herz entzündete. Die Andere war ein Schatten, ein kaltes Phantom gegen Dich! Ich ſollte wieder zu ihr zurückkehren, nachdem ich Deine Liebe kennen gelernt? Nimmermehr! Was kann ich dafür, daß das

Geſchick mich damals belog? Sollſt Du, ſoll ich jetzt darunter leiden? Meine Pflicht und mein Recht ſtellen mich an Deine Seite, Gott helfe der Anderen — ſie kommt zu ſpät!“

Miranda ſaß regungslos und ſprach kein Wort; auf ihrem Antlitz zeigte ſich nichts als ein tiefes Mitleid.

„Es kann Dein Wille nicht ſein, mich wieder in das alte, kalte Leben zurückzuſtoßen,“ fuhr er fort. „Das wäre ein Hohn auf alle Vernunft, auf alle Natur. Du biſt mein mit Fug und Recht, an mich gebunden mit den heiligſten Feſſeln. Wer kann uns trennen, wenn wir ſelber zuſammenſtehen wollen? Ich will meine Sache dem Spruch des Richters unterwerfen, und ich müßte die Rechtspflege dieſes Landes nur ſchlecht kennen, wenn das Urtheil uns nicht günſtig ausfallen ſollte. Oder aber ich will mit Dir in ein anderes Land gehen, weit fort, wenn Du dies vorziehen ſollteſt. Dort will ich Dich noch inniger, noch zärtlicher und treuer lieben, als je zuvor. Dorthin ſoll die Vergangenheit keinen ihrer Schatten mehr werfen. Alles, Alles ſoll dort vergeſſen ſein, nur unſere Liebe nicht!“

Ihre Lippen öffneten ſich, ihr Athem ging ſchnell und ſchneller. Weshalb und wem wollte ſie eigentlich dies Opfer bringen? Wenn ſie von Philipp ſich trennte, dann ſtand ſie ganz allein auf der Welt, dann kümmerte ſich Niemand mehr darum, ob ſie lebte oder ob ſie ſtarb. Und was war ihr dann die andere, die fremde Frau?

Handelte ſie recht, wenn ſie ein doppeltes Glück, Philipp's und das ihre, jener einzelnen Perſon opferte?

Digitized by Google

Da tönten ihr wieder die einzelnen Worte der armen Frau in's Ohr: „Ich beſchwöre Sie, mir meinen Gatten wiederzugeben! Ich beſchwöre Sie, meinem Kinde ſeinen Vater nicht vorzuenthalten!“

Philipp beobachtete ihr Geſicht mit heißer Angſt; er bemerkte eine Veränderung auf demſelben.

„Willſt Du mit mir kommen?“ fragte er mit hoffender, flehender Stimme. „Miranda, mein Leben, mein Alles! Miranda!“

Sie hob ihre Augen zu den ſeinen.

„Du ſprichſt vom Recht und vom Geſetz,“ entgegnete ſie mit tiefem, traurigem Ernſt in ihrer Stimme. „Ich habe davon nie etwas verſtanden; ich weiß auch nicht, wie weit Recht und Geſetz auf unſerer oder auf Ellen's Seite ſtehen. Eins aber weiß ich: Du haſt ihr damals am Altar verſprochen, zu ihr zu ſtehen im Unglück und im Glück. Die Noth trennte euch; ſie trug ihre Sorgen und ihr Leid allein, ohne Deine Liebe. Jetzt iſt ſie gekommen, um von Dir zu fordern, daß Du ihr in Deinem Hauſe den Platz einräumſt, der ihr gebührt; ſie fordert nicht mehr, als ſie zu fordern das Recht hat. Du darfſt ihr dies Recht nicht verweigern, Du darfſt ſie nicht zurückſtoßen. Sie hat Dich treu geliebt, in bitterer Armuth und in ſchweren Sorgen; jetzt hat ſie einen heiligen Anſpruch an das, was Dir das Glück gegeben, und auch — an Dein Herz. Ich aber werde nie wieder einen Anſpruch an Dich erheben. Ich bitte Dich, gib ihr wenigſtens einen Theil der Liebe, die mich ſo glücklich gemacht hat. Der Schmerz, Dich aufgeben zu müſſen, wird mir weniger

fühlbar ſein, wenn ich weiß, daß das Opfer nicht vergebens war. — Willſt Du mir dies verſprechen?“

Philipp erwiederte kein Wort. Er wußte jetzt, daß das ſchwache Weib, welchem er, wenn auch unwiſſentlich, ein ſo ſchweres Unrecht zugefügt, ſtärker war, als ſeine Leidenſchaft; er wußte jetzt, daß er ſich zu fügen hatte, daß ſie ihm gegenüber von nun an eine Fremde ſein würde, ſo lange jene Andere zwiſchen ihnen ſtand. Sie hatte ſeine Gründe durch ihre einfache, edle Rechtlichkeit aus dem Felde geſchlagen.

Er verbarg ſein Geſicht in den Händen und ſaß, die Ellenbogen auf die Kniee geſtützt. Er hatte keine Antwort auf Miranda's Frage; vielleicht hatte er dieſelbe gar nicht vernommen. Er kämpfte einen harten Kampf in ſeinem Herzen.

Draußen hatte ſich der Wind aufgemacht; er wehte ſcharf herein von der See, wie er hier, in der Stadt am „Goldenen Thor“, um die frühe Nachmittagszeit ſtets zu thun pflegt. Die Jalouſie am Fenſter klappte mit monotonem Schlage gegen den Rahmen. Das fröhliche Lachen eines auf der Straße vorübergehenden Mädchens kam auf den Schwingen des Windes herein, und gleich darauf das laute, luſtige Wort ihres Gefährten.

Endlich brach Miranda das Schweigen.

„Philipp,“ wiederholte ſie, „Du mußt zu ihr, Du mußt ſie aufſuchen. Sie iſt allein hier in dem fremden Lande. Und Du mußt auch — zu Deinem Sohne.“

Er aber regte ſich nicht. Er dachte und empfand nichts als ſeinen Verluſt.

Digitized by Google

Sie trat zu ihm heran und legte ihre Hand auf ſeine Schulter. Ein Schauer durchlief ihn.

„Um Deinetwillen, um meinetwillen, Philipp — geh.“

Er blickte auf; ein mattes Lächeln umzuckte ſeine Lippen.

„Sieh, wie ruhig Du ſein kannſt,“ ſagte er; „ich freue mich deſſen.“

Sie erſchrak über die Veränderung, die in ſeinem Geſichte vorgegangen war. Bisher hatte ſie in ihm noch immer einen jungen Mann geſehen; jetzt wunderte ſie ſich darüber, daß ſie nie bemerkt hatte, wie alt er eigentlich ſei. Wie tief lagen die Falten zwiſchen ſeinen Augen und um ſeinen Mund, und wie viel Silberfäden durchzogen ſein Haupthaar! Sie konnte ſich kaum überwinden, ihre Lippen nicht auf die Silberfäden zu drücken.

Sie ſtand ſchweigend, die Hand noch immer auf ſeiner Schulter.

„Und was wird mit Dir?“ fragte er.

„Was Gott beſchließt,“ erwiederte ſie.

„Sehen wir uns wieder?“

„Nein,“ kam es in gebrochenem Schluchzen über ihre Lippen. „Das könnte ich nimmermehr!“

„Nun denn, ſo höre. Die Summe, die ich von Anfang an für Dich deponirt hatte, bildet heute ein Kapital, von deſſen Zinſen Du leben kannſt. Wenn Dir's recht iſt, laſſe ich daſſelbe in dem Bankhauſe und treffe Anordnungen, daß man Dir zahlt, was Du bedarfſt.“

„Wie Du willſt,“ ſagte ſie.

Sie hatte niemals einen praktiſchen Sinn für des

Lebens Bedürfnisse gehabt, und auch jetzt hatte sie ihrer ferneren Existenzmittel noch gar nicht gedacht. Er aber sah die trostlose Oede voraus, in der fortan ihr Leben dahinschleichen würde, und sein Herz drängte ihn, sie wenigstens mit so viel Komfort für die Zukunft zu umgeben, als die Scheidewand, die sie unwiderruflich zwischen ihm und sich aufgerichtet hatte, dies zuließ.

„So ist's denn also vorbei," fuhr er fort, und der Ton seiner Stimme klang seltsam hohl und fremdartig. „Die Sünde, die ich unwissentlich beging, wird an uns heimgesucht — an uns, denn auch Du Arme mußt um meinetwillen leiden."

„Du aber weißt nun wenigstens, welchen Weg Du zu gehen hast," entgegnete sie.

„Wohl, aber ich weiß auch, daß der Deine einsam und steinig sein wird."

Miranda's Kraft war zu Ende.

„Ich kann nicht mehr, Philipp," stieß sie abgebrochen hervor. „Laß mich allein, ich bitte Dich!"

„So mag Gott uns gnädig sein!" rief er verzweiflungsvoll.

Er schloß die Widerstandslose in die Arme.

„Wenn ich jemals wieder zu Dir zurückkomme, werde ich Dich dann so wieder finden, wie ich Dich verlasse, als die Meine? Wird Deine Liebe Stand halten?"

Ihre Lippen bewegten sich zu einer Antwort, aber sie brachte kein Wort hervor.

Lange schaute er ihr in das liebliche Antlitz, dann beugte er sich herab und küßte sie auf die Lippen, die

Digitized by Google

blaß und kalt geworden, und auf die Augen, deren Licht und Glanz unter den Thränen erloſchen waren. Noch einmal ſchaute er ſie an, als wollte er ihre Seele in ſich aufnehmen, noch einmal faßte er ihre beiden Hände — dann ging er hinaus.

Als Miranda wußte, daß ſie allein war, brach all' ihr Heldenmuth zuſammen. Sie war und blieb doch immer nur ein ſchwaches Weib, das zu heroiſchen Thaten nicht geſchaffen war; und dieſem Manne hatte ſie Alles gegeben, was an Liebe in ihr war.

Sie ſchwankte auf die Thür zu, gerade als dieſelbe in's Schloß fiel, mit der inſtinktiven Abſicht, Philipp zurückzurufen, oder aber ihm zu folgen. In blinder Haſt taſtete ſie nach der Klinke; ſie konnte, ſie durfte ihn nicht gehen laſſen — noch war es nicht zu ſpät; aber ſie taſtete vergeblich. Die Bewußtloſigkeit, die ſie ſchon einmal wohlthätig umfangen hatte, kam jetzt zum zweiten Mal über ſie.

5.

In ſeiner ſtädtiſchen Wohnung angelangt, erfuhr Philipp, daß eine Dame bereits mehrmals nach ihm gefragt habe. Dies ſetzte ihn weder in Erſtaunen, noch erregte es ihn.

Sein letztes Erlebniß nahm ihn noch ſo vollſtändig in Anſpruch, daß ihm alles Andere gleichgiltig war. Einen einzigen Tag wollte er wenigſtens haben, an dem er mit ſeinem Schmerz allein ſein konnte; erſt mußte der Sturm

Digitized by Google

in ſeinem Innern ſich legen, ehe er ſich mit der Zukunft befaßte.

Vergeſſenheit erſtrebte er nicht. Er wußte, daß die Erinnerung, wie ein körperliches Weſen, ihm bis an das Ende ſeiner Tage zur Seite ſchreiten und einen Theil ſeines Daſeins bilden würde, während das, was er fortan noch erlebte, nur ein ſchattenhaftes Weben bleiben mußte.

Er fragte den Diener, ob die Dame etwas hinterlaſſen habe und erfuhr nun, daß dieſelbe in dem Hotel „Les trois Anges“ — die drei Engel — abgeſtiegen ſei.

Dieſes Hotel war, wie früher die Stadt San Francisco ſelber, wie ein Pilz, gleichſam über Nacht aus der Erde emporgeſchoſſen und hatte, außer ſeinem Namen, durchaus nichts Engelhaftes an ſich.

Ellen Hart fühlte ſich geängſtigt in dem Lärm und Getriebe dieſes großen, mit gleißender Pracht ausgeſtatteten Etabliſſements. Sie kam ſich vor, als befände ſie ſich unter einem Bann inmitten dieſer Männer und Frauen, deren Sitten ſie abſtießen, die das Gold mit vollen Händen um ſich warfen, die vom Morgen bis in die Nacht nur dem Vergnügen zu leben ſchienen. Sie verabſcheute dieſe Leute, ſie verabſcheute die Stadt, und ſie war überzeugt, daß ein Land, in welchem ſo verkehrte Lebensanſchauungen herrſchten, nimmermehr ein gutes Ende nehmen könne. Sie ſehnte ſich weit, weit fort, und wäre es ihr nicht um ihr Kind zu thun geweſen, ſo hätte ſie ſich wieder auf und davon gemacht, ohne den Zweck ihres Kommens weiter zu verfolgen.

— — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Es war der Morgen nach dem Tage, an welchem Philipp und Miranda ſich getrennt hatten. Während der ganzen Nacht hatte er ſich mit der Nothwendigkeit vertraut gemacht, Ellen aufzuſuchen und ihr Erſatz für die langen Jahre der Verlaſſenheit zu bieten, die zerriſſenen Fäden wieder anzuknüpfen.

Leicht wurde ihm dies nicht. Zuweilen war's ihm, als müſſe er ſich freuen, daß Alles nun wieder in das alte Geleiſe kam — um ſeines Weibes, um ſeines Kindes willen — ihm war ganz ſeltſam zu Muthe.

Stunden lang zögerte er in ſeinem Zimmer, müßig, in wirren Gedanken; nichts war ihm gegenwärtig, als das Bewußtſein des plötzlichen Wechſels der Dinge, den die letzten Tage ihm gebracht hatten. Endlich, als bereits der Nachmittag herangekommen war, nahm er ſeinen Hut und ging auf die Straße.

Er hatte ſich vorgenommen, nunmehr ſogleich das Hotel aufzuſuchen, in welchem er Ellen finden mußte; als er aber im Freien war, lenkte er vom Wege ab und ſchlenderte zum Seegeſtade hinunter.

Der Tag war ſchwül und glühend heiß; kein Lüftchen regte ſich; der Seewind ſchien heute ſeine Aufgabe vergeſſen zu haben. Nichts in ſeiner Umgebung erinnerte ihn an den Frieden ſeines Landhauſes, und dennoch ſah ſein träumendes Auge nichts als wogende Getreidefelder und tropiſche Blumen, als er die gluthzitternde Straße dahinſchritt.

Er war ſo in ſich ſelbſt verſunken, daß er faſt gegen einen Padre von der katholiſchen Miſſion anlief, der in

Digitized by Google

gleicher Selbſtvergeſſenheit ihm gerade entgegen kam. Er blickte auf und ſchaute in das gutmüthige Geſicht und in die wohlwollenden, freundlichen Augen eines jener Geiſtlichen, deren Aufgabe in der That nur die iſt, den Schwachen zu helfen und den Mühſeligen und Beladenen beizuſtehen. Der gute Padre trat zur Seite.

„Wir müſſen ja Beide gar arg in Gedanken geweſen ſein," ſagte er mit herzgewinnendem Lächeln, „daß wir auf einander losgingen wie ein Paar feindliche Stiere. Nun, ich hoffe, daß Ihre Gedanken ſo angenehm geweſen ſein mögen, wie die meinen."

Philipp vermochte als Antwort nur ſeinen Hut zu ziehen, der Ausdruck ſeines Geſichtes aber bewog den Padre noch zu dem ſegnenden Gruß: „Gott gebe Dir Frieden, mein Sohn!"

Jeder ſetzte ſeinen Weg fort; Philipp's Gedankengang aber hatte durch den kleinen Vorfall eine andere Richtung erhalten. Er lenkte ſeine Schritte jetzt direkt dem Hotel „Les trois Anges" zu.

Er ging durch die weite Eingangshalle und dann die Treppe hinauf, ohne einen der Bedienſteten anzutreffen. Er ſchlug den Weg nach dem auf dem erſten Treppenflur gelegenen kleinen Empfangszimmer ein, um von hier aus ſeine Erkundigung einziehen zu laſſen. Schon hatte er die Hand am Glockengriff, als er eine Frau in der Nähe des Fenſters gewahrte, die ihm, ihrem einfachen Aeußeren nach, zum Hotelperſonal zu gehören ſchien.

Er näherte ſich derſelben.

„Ich möchte eine Frau Hart ſprechen, die hier im

Digitized by Google

Hotel wohnt," ſagte er. „Können Sie mir Auskunft geben, ob dieſelbe anweſend iſt?"

Iſt es möglich, daß die Zeit ſolche Veränderungen hervorzubringen vermag? Können zehn Jahre ein Antlitz ſo entſtellen, daß ein Mann der Jugendgeliebten, der Gattin, in's Auge ſehen und ſie dennoch für eine Fremde halten kann?

Damals, im väterlichen Pfarrhauſe, war Ellen eine zarte, liebliche Erſcheinung geweſen, deren feines Geſichtchen mit den dunklen Augen faſt für ſchön gelten konnte. Als ſie jetzt aber vor Philipp ſtand, war kaum noch eine Spur von dem übrig, was ihn früher an ihr entzückt hatte. Die Jahre, die Sorgen und die ſchweren Mühen hatten erbarmungslos ihr Werk gethan und dem vorzeitig verwelkten Geſicht den Stempel frühen Alters aufgedrückt. Das Haar war dünn geworden und ſchon faſt ganz ergraut; es war glatt zurück gebürſtet und verlieh ihren Zügen einen ſtrengen, ungraziöſen Ausdruck. Ein ſchwarzes Wollenkleid umgab in geraden Falten ihre ſpärliche Geſtalt, nur am Halſe und an den Handgelenken zeigte ſich ein wenig Weiß. Der ganze Anzug war nur auf die Nützlichkeit berechnet, ein Umſtand, der ihr Aeußeres ebenfalls nicht jünger erſcheinen ließ.

Anders verhielt es ſich mit Philipp; ſie erkannte ihn beim erſten Wort, beim erſten Blick. Eine tödtliche Bläſſe überzog ihr Antlitz.

„Philipp," ſagte ſie, „kennſt Du mich nicht mehr?"

Er fuhr zuſammen; er ſchämte ſich, ſie gleich zum Beginn wieder ſo ſehr, wenn auch unabſichtlich, verletzt zu haben.

„Doch, Ellen, doch,“ ſtotterte er. „Aber Du haſt Dich verändert — wir Beide haben uns verändert. Es iſt ſo lange her.“

Sie ſuchte nervös nach ihrem Taſchentuche; ihre Lippen zuckten. Er war ihr keinen Schritt näher getreten — er hatte nicht einmal ihre Hand genommen. Das alſo war das Wiederſehen, das erhoffte, das gefürchtete! Endlich begann ſie: „Ich konnte nicht länger mehr warten, Philipp; ich mußte kommen. Du ſchriebſt um meinen Todtenſchein, Du glaubteſt mich geſtorben. Du hatteſt Dich alſo nicht böswillig von mir gewendet, wie ich gefürchtet — verzeih' mir's! Nun bin ich gekommen, um Dir Dein Kind zu bringen, und — und — verzeih' mir, Philipp!“

„Ich habe Dir nichts zu verzeihen,“ antwortete er. „Wenn Eines von uns ſchuldig iſt, dann bin ich's; das Schickſal hat mich ſchuldig gemacht, es hat mich belogen. Dich aber hat es unglücklich gemacht. Ich will thun, was in meinen Kräften ſteht, Dein Leben wieder ruhig und ſorgenfrei zu geſtalten; ob es aber nach all' dieſem auch noch ein Glück für uns gibt, das weiß der Himmel allein.“

Sie waren während dieſer Rede in ein an das Empfangszimmer ſtoßendes Gemach getreten, in welchem ein Knabe am Fenſter ſaß und in einem Buche las. Derſelbe mochte ungefähr elf Jahre alt ſein. Sein Blick, ſein von blonden Locken umrahmtes Geſichtchen zeigte die unverkennbare Aehnlichkeit mit ſeinem Vater.

Bei dem Eintritt des ihm fremden Herrn ſtand der Knabe höflich und beſcheiden auf und ſchmiegte ſich dann

Digitized by Google

an ſeine Mutter, den Fremden aufmerkſam betrachtend. Ellen ſchlang ihren Arm um des Sohnes Schulter, hatte ſie doch gelernt, demſelben Vater und Mutter zugleich zu ſein.

„Er ſieht Dir recht ähnlich, Philipp," ſagte ſie. „Findeſt Du nicht?"

Philipp's Antwort war eine an den Knaben gerichtete Frage.

„Weißt Du, wer ich bin? Haſt Du jemals von Deinem Vater gehört? Und glaubſt Du wohl, daß ich Dein Vater ſein könnte?"

„O, das glaubte ich gern!" antwortete der Knabe froh und offenherzig. „Und Du biſt gewiß auch mein Vater. Ja Du biſt's! Wir ſind ja hierher gereist, um Dich zu finden, aber ich meinte nicht, daß dies ſo bald geſchehen würde. Du warſt aber auch zu lange von uns fort! Wo biſt Du eigentlich geweſen? In den Goldgruben? Und nimmſt Du mich auch mit, wenn Du wieder dorthin gehſt?"

„Willſt Du denn Deine Mutter verlaſſen?" fragte Philipp.

Das gab dem Knaben zu denken und zweifelnd ſchaute er den Vater an. Die Goldgruben waren allerdings höchſt verlockend. Was hatte er nicht Alles von dem abenteuerlichen Leben daſelbſt geleſen! Sogar Bären gab's dort, die man nach tapferem Kampfe erlegen konnte. Allein — was ſollte die Mutter ohne ihn beginnen? Sie weinte ohnehin ſchon ſo oft, wie traurig würde ſie erſt ſein, wenn er ſie nun ganz allein ließe? Er legte ſeine Arme um ſie und drückte ſie innig.

Digitized by Google

„Sei ganz ruhig, Mutter," ſagte er leiſe, „ich bleibe ja bei Dir!"

Dann wendete er ſich zum Vater.

„Mußt Du denn wieder fort?" fragte er. „Bleibe bei uns, es wäre doch ſo ſchrecklich, wenn wir Dich wieder verlieren müßten! Komm lieber mit uns auf das Schiff und nach Hauſe."

So hatte das Kind das Wort ausgeſprochen, um welches Ellen ſo viele hundert Meilen weit hergekommen war.

Ein drückendes Schweigen lagerte ringsum. Die ganze Natur ſchien ihren Athem anzuhalten, als wolle ſie etwas Unerwartetes unternehmen. Die Atmoſphäre war ſchwer, faſt erſtickend, ſie ſchien ihre lebenſpendenden Eigenſchaften ganz eingebüßt zu haben. Ellen fühlte eine Beklommenheit, wie man ſie dicht am Rande ungeheurer Abgründe empfindet. Sie legte wiederholt die Hand an die Stirn, als ob ein Schwindel ſie zu überwältigen drohe. War es denn wirklich die Hitze und die Erſchöpfung, was ſie ſo eigenthümlich bewegte? Es war ihr, als ſchwanke das Gemach, das Haus; regte ſich denn thatſächlich der Boden unter ihr? Die Bilder ſchwangen plötzlich weit ab von der Wand, und die Kryſtallbehänge des Kronleuchters klingelten und klirrten. Sie griff um ſich, um einen Halt zu gewinnen; da fühlte ſie Philipp's ſtarke Hand ſich um die ihre ſchließen. Ihm war dieſes Wogen des Erdbodens wohl bekannt; dergleichen iſt in San Francisco nichts Neues.

Inſtinktiv hatte er ſeine Hand ausgeſtreckt, um die auf das Höchſte erſchrockene Frau zu beruhigen.

Digitized by Google

„Fürchte Dich nicht, Ellen," ſagte er; „es iſt ſchon vorüber. Es war ein Erdbeben, und zwar ein ganz unbedeutendes, das keinen Schaden angerichtet hat. So etwas haben wir hier ſehr oft."

Ellen's peinlich angeſpannte Nerven aber hatten dies nicht mehr zu ertragen vermocht. Sie brach in Thränen aus und ſchluchzte zum Herzbrechen.

„O Philipp!" rief ſie. „Führe mich fort von hier! Ich ſterbe, wenn ich noch länger hier in dieſem fürchterlichen Lande bleiben muß! Ich ertrag's nicht mehr! Führe mich fort! Bringe mich nach Hauſe!"

„Ja, Ellen," antwortete er, „wir wollen nach Hauſe."

Damit zog er ſeinen Sohn in ſeine Arme, und während Ellen die Augen in ihrem Taſchentuch verbarg, küßte er liebevoll des Kindes Lippen und Wangen.

6.

Während der folgenden Tage unterbrach nichts Miranda's Einſamkeit. In gleicher Theilnahmloſigkeit ſah ſie den Morgen dämmern, wie den Abend ſinken. Sie ſchaute durch's Fenſter hinaus auf das Treiben der Straße und ſah nichts, ſie ſetzte ſich dreimal des Tages an den Tiſch, vor die ihr aufgetragenen Speiſen und Erfriſchungen, aber ſie nahm faſt nichts zu ſich. Ihre einzige Zerſtreuung, zugleich die einzige Erinnerung an die verſchwundenen glücklichen Tage, waren die Blumen, mit denen ſie Alles um ſich her ſchmückte.

Allenthalben ſtanden große Sträuße duftiger Blüthen,

Digitized by Google

in eigenthümlichem Gegenſatz zu dem gebrochenen, jungen Weibe, das vor Kurzem erſt noch ſelber wie eine Blume geblüht und, wie die Lilien des Feldes, keine Sorge gekannt hatte.

Sie liebte die Blumen um ihrer Schönheit, um ihrer glänzenden Farben willen. Es waren viele Paſſionsblumen darunter, und eine Ranke der Letzteren trug ſie auch vorn an ihrer Bruſt.

Eines Morgens erhielt ſie auch einen Beſuch, der indeſſen das öde Einerlei kaum unterbrach.

Ein wohlbeleibter, kleiner, geſchäftiger Herr ließ ſich bei ihr melden, der ihr in einer großen Auseinanderſetzung die Wichtigkeit einer gewiſſen Kapitalsanlage klar zu machen ſuchte, ohne ſich ihr jedoch auch nur im Mindeſten verſtändlich machen zu können. Sie ging auf alle Vorſchläge ein, die der kleine Herr ihr machte, um nur ſo ſchnell als möglich von all' dieſen Dingen befreit zu ſein und ſich wieder ihrer Einſamkeit überlaſſen zu können.

Als ſie ſchließlich aufgefordert wurde, ihren Namen unter ein Schriftſtück zu ſetzen, da fiel ihr ein, daß ſie ja nun kein Recht mehr an den Namen habe, den ſie bis jetzt geführt; mit zitternder Feder ſchrieb ſie daher „Miranda Altamirando" an die Stelle, die ihr bezeichnet wurde, und im Herzen des kleinen Geſchäftsmannes regte ſich eine weiche Rührung, als er die beiden Thränen ſah, die auf die Schriftzüge niedergefallen waren.

Am Abend deſſelben Tages ſaß ſie einſam an ihrem Fenſter und beobachtete einige Kinder, die jeden Abend in demſelben Winkel zwiſchen den Häuſern zu ſpielen pflegten,

Digitized by Google

so daß sie sich gewöhnt hatte, dieselben immer schon zu erwarten. Sie überhörte dabei sowohl ein Klopfen an der Thür, als auch das leise Oeffnen derselben.

Eine Stimme, die sich plötzlich aus dem halbdunklen Hintergrund des Zimmers an sie wendete, schreckte sie auf. Sie erhob sich hastig und stand nun, die Hand auf dem Fensterbrett und das Antlitz gegen die Thür gerichtet.

Sie erkannte die Stimme, sie hatte gehofft, dieselbe nie wieder hören zu müssen.

„Was wollen Sie hier?" sagte sie unwillig und abweisend. „Warum kommen Sie schon wieder zu mir? Sie können mir nichts mehr zu sagen haben. Ich habe ihn aufgegeben, Sie haben ihn wieder; genügt Ihnen das nicht? Versuchen Sie mich nicht über meine Kräfte, damit ich Ihnen nicht sage, was besser ungesprochen bleibt. Ich möchte nicht gern bereuen, was ich gethan. Lassen Sie mich in Ruhe, allein mit meinem Opfer. Ich wiederhole, versuchen Sie mich nicht über meine Kräfte!"

Ellen hatte so etwas nicht erwartet; sie hatte sich zu fassen, ehe sie antwortete.

„Ich kam nicht her, um Ihnen Schmerz zu bereiten," entgegnete sie mit Würde. „Ich dachte an Ihre Verlassenheit und an Ihren großen Verlust. Ich erkannte, was ich gewonnen, und mein Herz fühlte um so tiefer mit Ihnen. Ich wollte Sie nur noch einmal sehen, ehe wir abreisen, um Ihnen zu danken für das, was Sie für mich gethan."

„Ehe sie abreisen —" wiederholte Miranda für sich,

dann ſagte ſie laut: „Gehen Sie wieder zurück nach den öſtlichen Staaten — nach Hauſe?“

„Ja, übermorgen will mein Gatte mit mir und unſerem Kinde dieſem Lande den Rücken kehren. Dann wird alle Sünde, aller Irrthum, Alles, was unrecht und gottlos war, ausgelöſcht ſein. Mein Sohn hat ſeinen Vater wieder, und er liebt ihn ſchon von ganzem Herzen. Er wird nun eine richtige Erziehung erhalten und an ihm wird das Schickſal wieder gut machen, was es ſeinen Eltern Uebles zugefügt.“

Miranda war auf den Stuhl geſunken und hörte ſtumm den Worten der Anderen zu.

Ellen trat näher an ſie heran und fuhr fort: „Ich mußte Sie noch einmal ſehen und Ihnen ein freundliches Wort ſagen. Ich konnte meinem neuen Glück nicht entgegengehen, ohne auch an Sie zu denken. Ihnen iſt dasſelbe Leid und Unrecht geſchehen, wie mir, und ich wollte Sie wiſſen laſſen, daß ich Ihrer niemals vergeſſen werde. So lange ich lebe, gehört Ihnen meines Herzens innigſter Dank, und ſo lange ich lebe, werde ich Tag und Nacht für Ihr Wohlergehen beten.“

Miranda ſprang auf.

„Warum verſuchen Sie mich?“ rief ſie. „Ich bin nicht ſo gut, wie Sie meinen; ich bin nur ein Weib. Stünde Alles noch einmal vor mir, ich ließe mir nicht noch einmal den Mann entreißen, der mir der einzige Freund geweſen, den ich auf Erden gehabt, der einzige Menſch, der mich geliebt hat! Ich gab ihn auf um ſeinetwillen, um ihn nicht zu hindern, ſeine Pflicht zu thun. Noch einmal thät'

Digitized by Google

ich's nicht, denn ohne ihn bin ich ſchwach und haltlos und ich ſehe keinen Weg mehr vor mir."

„Der Himmel helfe Ihnen!" ſagte Ellen leiſe. Dann begann ſie von Neuem: „Kann ich Ihnen noch dienen, kann ich noch etwas für Sie thun, ehe ich Sie verlaſſen muß? Ich bin älter als Sie; ich möchte an Ihnen handeln wie eine Mutter, wenn Sie mir nur dazu Gelegenheit geben möchten... Ich bitte Sie, Señora, vertrauen Sie mir!"

Miranda aber ſchüttelte den Kopf.

„Ich habe keine Bedürfniſſe, keine Wünſche. Früher hielt ich tauſend Dinge für unentbehrlich zu meinem Glück, heute weiß ich nichts mehr davon, meine Wünſche ſind todt."

Ellen ſah ſie traurig an. „Ich werde Sie niemals wiederſehen," ſagte ſie. „Ich laſſe Sie zurück in dem tiefſten Weh, das jemals einer Frau widerfahren konnte. Und ich bin die Urſache deſſelben, wenn auch ohne mein Wiſſen und Wollen. Können Sie mir dies vergeſſen? Können Sie zu mir ſagen ‚Ich vergebe Ihnen?' Ich würde mit weniger Sorge, mit weniger Bangigkeit an Sie zurückdenken, wenn ich wüßte, daß Ihr Herz dieſe Worte zu ſprechen vermöchte."

Miranda ſaß ganz ſtill; viele Minuten vergingen, ſo daß Ellen endlich glauben mußte, daß die Unterredung hiemit zu Ende ſei. Sie ſeufzte tief und ſchmerzlich, dann trat ſie herzu und ergriff Miranda's Hand; ſie hielt dieſelbe eine Weile, dann bückte ſie ſich und drückte einen Kuß darauf. Noch zögerte ſie, endlich wendete ſie ſich ab

Digitized by Google

und ging durch die Dunkelheit nach der Thür, durch welche ſie ſich entfernte.

Stundenlang verharrte Miranda regungslos auf ihrem Platze. Plötzlich erhob ſie den Kopf.

„Ich vergebe Ihnen," ſagte ſie leiſe.

Alles blieb ſtill um ſie her; die Worte verhallten ungehört in der Finſterniß.

— — — — — — — — — — — —

Von jener Stunde an bis zu dem Tage, an welchem der große Dampfer den Hafen verlaſſen ſollte, hatte Miranda nur einen einzigen Gedanken, den, Philipp noch einmal zu ſehen, ehe der Ocean ſie für immer von ihm trennte.

Sie kannte die Zeit, um welche das Schiff abfuhr, und da damals der Abgang eines der großen Paſſagier- und Poſtdampfer in San Francisco noch ein Ereigniß war, welches alle Leute, die nur irgend die Zeit dazu übrig hatten, nach dem Hafen lockte, ſo glaubte ſie nicht mit Unrecht, in dem allgemeinen Gedränge unbemerkt bleiben zu können. Sie zählte die Stunden, die noch bis dahin vergehen mußten, und als die Zeit heranrückte, ſogar die Minuten. Sie ſchlief weder, noch nahm ſie Nahrung zu ſich, dabei aber wurde ihre Geſichtsfarbe immer lebhafter, ſo daß nur die dunklen Schatten um ihre Augen Kunde gaben von dem, was ſie in der letzten Zeit gelitten.

Als der Morgen anbrach, kleidete ſie ſich ſchon ganz in der Frühe, noch ehe auf den Straßen das Erwachen des täglichen Lebens ſich bemerkbar machte, mit ganz beſonderer Sorgfalt an, gerade wie in jener Zeit, wo ſie

Digitized by Google

noch wußte, daß ihre geſchmückte Schönheit die Augen und das Herz Philipp's ergötzen würde.

Das Getriebe auf der Straße wurde nach und nach lebhaft und es nahm zu, je näher die Stunde der Abfahrt des Schiffes heranrückte. Endlich bewegte ſich der Menſchenſtrom nur noch nach einer Richtung, dem Hafen zu. Miranda ſtand und zögerte; ſie wußte ſich vor Aufregung nicht zu faſſen, dabei aber hätte ſie jetzt ihren Entſchluß am liebſten aufgegeben.

Auf der Straße wurde es wieder ſtill, es ſchien, als ob die geſammte Bevölkerung nach dem Hafen geſtrömt ſei. Es war die höchſte Zeit; wenn ſie jetzt nicht eilte, dann ging die Gelegenheit vorüber.

Sie lief aus dem Hauſe und die Straße hinab. Sie lief, ſo ſchnell ihre Füße ſie tragen wollten. Sie erreichte den Hafen und die dort verſammelte Menſchenmenge. Man machte ihr gutmüthig und bereitwillig Platz; man glaubte, daß dieſe ſchöne, junge, athemloſe Frau mit dem goldbronzenen Haar und den tiefblauen Augen ihren an Bord des Dampfers befindlichen Verwandten oder Freunden noch Lebewohl ſagen wolle und ſich verſpätet habe.

Sie drängte ſich durch die Menge vorwärts, ohne noch weiter darauf bedacht zu ſein, ihre Anweſenheit vor Philipp zu verbergen, und bald befand ſie ſich unmittelbar an der Landungsbrücke, die vom Quai nach dem Dampfer hinüber lag. Sie betrachtete jedes Geſicht, das ſich an Bord begab, und dann muſterte ſie die Perſonen, die ſich an Deck des Dampfers befanden. Die Gruppe aber, für die ſie nur allein noch Augen gehabt hätte, fand ſie nicht.

Digitized by Google

Schon machten ſich die Offiziere daran, das Schiff von Denen zu ſäubern, die nicht zu den Paſſagieren gehörten, die aber ſo gern noch die allerletzten Momente des Abſchieds von ihren Lieben ausnutzen wollten.

Der Kapitän ſtand auf der Kommandobrücke, bereit, den Befehl zum „Abſetzen" zu geben; die letzten Zögerer eilten an Land, und die Landungsbrücke wurde zurückgezogen. Miranda ſtand halb ohnmächtig und mit ſtockendem Athem.

Die mächtigen Schaufelräder begannen langſam ihre Umdrehungen, und das Waſſer breitete ſich ſchäumend und weiß zwiſchen dem Schiffe und dem Lande aus. Ein donnerndes „Hurrah" ſtieg vom Quai empor, ein ſchwächeres kam als Antwort vom Deck des Dampfers herüber — das große Schiff hatte ſeine Heimfahrt angetreten. Als es majeſtätiſch umwendete und die andere Seite den eifrigen Blicken der zurückbleibenden Zuſchauer darbot, da erſpähte Miranda auf einen Augenblick das bleiche Antlitz Philipp's, der allein auf dem Hinterdeck ſtand. Unwillkürlich ſtreckte ſie ihre Arme nach ihm aus, und in demſelben Augenblicke erhob er winkend ſeine Hand — galt der Gruß ihr oder dem Lande, welches er verließ? Sie vermochte es nicht zu ſagen. Gleich darauf hatte ſich die Schaar der Paſſagiere vor ihn gedrängt, und ſie ſah nun nichts mehr, als ein wirres Gewimmel winkender Arme, geſchwenkter Hüte und flatternder Taſchentücher. Die Abſchiedsrufe erſtarben in der Ferne. Lang und länger zog ſich der wallende Streif ſchwarzen Rauches am hellen Himmel hin, und jener eigenthümliche Geiſt der Leere und Verödung, welcher ſich ſtets

Digitized by Google

nach der Abfahrt eines großen Dampfers in der Gegend, wo er vorher gelegen, bemerkbar macht, ließ sich auf die den Quai bedeckende Menge nieder.

7.

Die Zeit schreitet unaufhaltsam vorwärts, selbst für den, der an nichts weiter denkt, als an sein eigenes Herzweh. Die Menschheit muß mit marschiren, König oder Bettler, sie mag wollen oder nicht.

Auch Miranda war von diesem Gesetz nicht ausgenommen. Sie durfte auf dem Wege nicht rasten, wenn's zuerst auch nur langsam vorwärts ging. Sie hatte weder Augen noch Ohren für das, was sich um sie her zutrug, und auch um ihre Mitpilger kümmerte sie sich nicht. Glücklicherweise aber nimmt selbst das bitterste Weinen einmal ein Ende, und so trocknete endlich auch sie ihre Thränen und begann der Welt wieder einiges Interesse zuzuwenden. Gelegentlich kehrte sogar auch das alte Lächeln auf ihre Lippen zurück.

Ihr Leben, durch Philipp's Anordnungen vor jedem Mangel geschützt, floß ruhig und gleichmäßig dahin. Sie unterhielt nur den nothwendigsten Verkehr und vermied es fast ängstlich, neue Bekanntschaften zu machen, einestheils, weil sie von jeher die Einsamkeit geliebt hatte, anderntheils aber auch, weil diejenigen Persönlichkeiten, welche sich ihr jetzt zu nähern suchten, sie mit instinktivem Widerwillen erfüllten.

Da brach der große amerikanische Bürgerkrieg aus, der das Interesse aller Welt ausschließlich für sich allein

in Anſpruch nahm, und ſo war es nur natürlich, daß Miranda in der allgemeinen Aufregung vollſtändig vergeſſen wurde.

Jahre vergingen, dann aber kam der Tag, an welchem ihr klar gemacht wurde, daß auch ſie ihren Theil zu den Opfern beizutragen hatte, die der lange, blutige Krieg von den Kindern des großen Landes erheiſchte. Das Bankhaus, in welchem ihr Vermögen untergebracht worden war, erlag wie viele andere dem wirthſchaftlichen Elend, und ſo verlor ſie die Stütze, welche ſie bisher aufrecht erhalten hatte. Zuerſt war ſie gar nicht im Stande, die Folgen dieſer Kataſtrophe zu überſehen. Sie hatte nie viel von der praktiſchen Seite des Lebens verſtanden und ſo vermochte ſie ſich von der gänzlichen Hilfloſigkeit der Armuth gar keine Vorſtellung zu machen.

Sie ging mit ſich und ihren Kenntniſſen und Fähigkeiten zu Rathe und durchkoſtete alle die verſchiedenen Stadien von der Hoffnung abwärts bis zur Verzweiflung, welche unzählige andere Frauen in ihrer Lage durchgemacht haben und noch täglich durchmachen. Sie ſagte ſich, daß ſie demnächſt gezwungen ſein würde, etwas zu beginnen, was ihr Brod und Lebensunterhalt verſchaffen ſollte, aber ſie verſchob den erſten ernſtlichen Schritt immer von einem Tage zum andern, bis endlich die Noth ihr unverhüllt und unabweisbar in's Geſicht ſtarrte.

Da raffte ſie ſich auf zu dem Verſuche, Schülerinnen zu erhalten, leider immer die erſte und zugleich auch die elendeſte Aushilfe, auf welche die Frauen verfallen, wenn ſie an perſönlichen Erwerb zu denken gezwungen ſind.

Digitized by Google

Die Musik war bei ihr eine natürliche Begabung, sie hatte dieselbe gern geübt, und so sah sie in derselben jetzt das einzige Mittel zur Fristung ihres Daseins. Ihre Kenntnisse in dieser Kunst aber waren nur äußerst oberflächlich, so daß die Schülerinnen von ihrem Unterricht keinen Vortheil hatten, man entzog ihr dieselben immer wieder sehr bald, theils ohne Angabe der Gründe, theils aber auch mit unverhohlener Geringschätzung.

Miranda empfand dies tief, und eine ängstliche Scheu bemächtigte sich ihrer. Sie war von jeher an ein Leben behaglichster Ruhe und an die bedingungsloseste Anerkennung all' ihres Thuns gewöhnt gewesen. Jetzt wurde es anders; sie hatte nicht nur Entbehrungen und Noth, sondern auch Mißtrauen und höhnische Mißachtung zu ertragen.

Das Unvermeidliche kam näher und näher; es warf seine schwarzen Schatten auf ihren Pfad, in ihr Gemüth. Sie hätte ihr Geschick rings von den Wänden lesen können, die heranzurücken und sie begraben zu wollen schienen; sie kämpfte nur noch schwach, wie ein Schmetterling, der mit zerfetzten Flügeln nur mühselig noch flattert — sie war verloren, wenn nicht ein Wunder ihr zu Hilfe kam.

Die Zeit verging unter diesen nutzlosen Bemühungen, unter Hunger und Kummer; der Zeitpunkt konnte nicht mehr fern sein, wo sie unter dem Druck des Elends zusammenbrechen mußte. Dazu kamen neuerdings allerlei seltsame und unnatürliche Gedanken und Phantasien. Sie suchte sich vorzustellen, wie sie wohl aussehen müsse, wenn sie vor Entbehrungen bis zum Skelett abgemagert sein würde. Ob Philipp sie dann wohl noch erkennen würde,

Digitized by Google

wenn ſie mit hohlen Augen und ſo gänzlich verändert vor ihm erſchiene? Oft hielt ſie auch ihre Hände gegen das Licht, um die Sonne hindurchſcheinen zu ſehen. Noch waren ihre Wangen roth, aber nicht mehr von der kühlen Färbung der Geſundheit, ſondern durchglüht von innerlicher, verzehrender Flamme.

Sie lachte bitter, wenn ihr Blick zufällig auf ihr Bild in den jetzt ſehr kleinen Spiegel fiel; ſie wünſchte dann auch wohl ironiſch Ellen Hart Glück zu ihrem ſo wohlgelungenen Werke. Sie war von Natur weder ungerecht noch auch kleinlich und bösartigen Sinnes, aber ſie war jetzt nicht ſie ſelbſt.

Die Aermlichkeit ihrer Umgebung berührte ſie widerwärtig und peinlich, und oft entbehrte ſie lieber Tage lang faſt jegliche Nahrung, ehe ſie ſich entſchloß, dieſen oder jenen ihr liebgewordenen Toiletten- oder Schmuckgegenſtand zum Trödler zu tragen.

Zu jener Zeit ging ſie viel im Freien umher; die Einſamkeit ihres öden, kahlen Zimmers trieb ſie hinaus. Sie konnte Stunden lang an einer abgelegenen Stelle des Hafenquai's ſtehen und in das glitzernde Waſſer hinabſchauen, das zumeiſt ſo freundlich und friedvoll zu ihr hinaufblickte. Draußen, jenſeits des „Goldenen Thores", wie der Hafeneingang von San Francisco genannt wird, erſtreckten ſich die blauen Weiten des Oceans in ungemeſſene Fernen, bis dorthin, wo Er weilte, der ihr Glück, ihr Alles geweſen, und von wo er auch wiederkommen konnte — aber, o Gott! bald, ſonſt war's zu ſpät!

— — — — — — — — — — — —

Ein kalter, finsterer Märzabend liegt über der Stadt am Goldenen Thore. Den ganzen Tag war unabläſſiger Regen herabgefallen, und jetzt hat der Guß ſich in einen eiſigen Schloßenhagel verwandelt, der auf dem Straßenpflaſter raſſelt, als würde aus der Höhe Schrot herabgeſchüttet.

Der Wind jagt in zornigen Stößen von der See herein, er ſchleudert die wirbelnden Schloßen heftiger gegen die einzelnen, verſpäteten Nachtwanderer, als lege er grimmige Verwahrung ein gegen jedes Einmiſchen der Menſchen in dieſen zügelloſen Reigen der wilden Elemente.

Die ungaſtlichen Straßen ſind faſt ganz vereinſamt, faſt ohne jegliche Spur von Leben.

Ab und zu ſchaut hinter den Scheiben eines erleuchteten Fenſters ein Geſicht hinaus in den Sturm, um jedoch ſogleich wieder hinter den ſchnell zugezogenen Vorhängen zu verſchwinden. Wen aber die Nothwendigkeit aus dem ſchützenden Aſyl hinausgetrieben hat in die grauſige Nacht, der hüllt ſich dicht in ſeinen Mantel und beeilt ſich, wieder unter Dach zu kommen, froh, dem tobenden Unwetter glücklich entronnen zu ſein.

Die regennaſſe Hauptſtraße liegt öde. Vor einigen Häuſern nur ſtehen vor Näſſe glänzende Pferde, Kutſcher und Fuhrwerke und warten auf ihre Herren, die ſich von ihren Vergnügungen drinnen in den glänzend erleuchteten Räumen noch nicht losreißen können.

Einen Nachtwanderer aber haben wir noch nicht bemerkt, den guten Padre, dem wir ſchon früher einmal in dieſer Stadt begegnet ſind. Er kommt, wie er auch damals kam, von einer Handlung der Barmherzigkeit.

Digitized by Google

Hitze oder Kälte, Sonnenſchein oder Sturm, Tag oder Nacht, dem Padre iſt Alles gleich: die Elenden und Unglücklichen bedürfen ſeiner, andere Erwägungen kennt er nicht.

Heute erlaubt ſich der Wind allerlei Dreiſtigkeiten mit ſeinem langen, ſchwarzen Gewande, und der breite Rand ſeines Sombrero ſchlägt auf und nieder, wie die Flügel einer naſſen Krähe, während er mühevoll gegen den Sturm anſtrebt. Er trägt den großen, baumwollenen Schirm, ſonſt ſein Schutz gegen Regen ſowohl, wie gegen Sonnenbrand, unbenutzt unter dem Arm und überläßt die Abwehr des Schloßenhagels einzig und allein dem umfangreichen Hut auf vorgebeugtem Kopfe.

Er geht, wie immer, in Gedanken verſunken und ſchaut weder zur Rechten noch zur Linken. Bei einer der Straßenlaternen, deren Licht in dieſer dichten Finſterniß nur einen ganz kleinen Kreis um ihren Fuß herum erhellt, ſieht er ſich jedoch bewogen, noch einmal den Kopf umzuwenden, nachdem er die Helligkeit bereits paſſirt hat. Denn da hat ſich im Schein der Gasflammen ſoeben etwas geregt. Das könnte ein Menſch ſein, der nicht Kraft genug hat, ohne eine helfende Hand in dieſem Sturme vorwärts zu kommen.

Er ging die paar Schritte zurück und ſah nun zu ſeinem Erſtaunen eine einzelne Frau vor ſich.

„Kann ich Ihnen helfen, meine Tochter?“ fragte er in ſeiner gewohnten liebevollen Weiſe. „Wenn wir denſelben Weg haben, will ich Ihre Stütze ſein. Die Nacht iſt rauh, und der Wind weht hart.“

Digitized by Google

Noch hatte er ihr Gesicht nicht gesehen. Sie hielt den einen Arm um den Laternenpfahl geschlungen, und ihr Kopf war auf den Arm niedergesunken, so daß ihr Gesicht verborgen war. Sie blickte auch nicht auf, sie wiederholte halblaut und eintönig eine Frage, die sie dem Anschein nach schon lange vor sich hingesprochen: „Wo ist das Wasser? Ich muß zum Hafen, zum Wasser."

Der Padre hatte eine solche Frage schon öfter vernommen, er that aber, als ob er den hoffnungslosen Sinn derselben nicht verstünde.

„Dort drüben ist das Wasser," antwortete er, nach der dem Hafen ganz entgegengesetzten Seite deutend. Dann fuhr er gütig fort: „Das ist aber heute Abend für Sie zu weit; kommen Sie, meine Tochter, ich will Sie zu den Ihrigen nach Hause bringen."

Die Frau lachte bitter. „Zu den Meinen? Nach Hause? Da könnten wir lange suchen! Ich habe Niemand auf der Welt und ich bin auch nirgends zu Hause."

Sie erhob den Kopf, die Kappe ihres alten Regenmantels fiel zurück, und das Laternenlicht beschien jetzt das eingefallene, abgehärmte, ehemals so schöne Gesicht der Señora Miranda Altamirando.

Der alte Padre erkannte sie. Hatte er doch in früheren Zeiten manches Goldstück von der guten Señora für seine Armen erhalten, ohne erst lange darum gebeten zu haben. Er kannte auch ihr trauriges Schicksal, hatte sie aber in den letzten Jahren gar nicht zu Gesicht bekommen, so daß er bereits geglaubt, daß sie Gelegenheit gefunden, San Francisco zu verlassen.

Digitized by Google

Er erſchrak im tiefſten Herzen.

Die Unglückliche befand ſich im äußerſten Elende, ſie mußte zu Grunde gehen, wenn es ihm nicht verliehen wurde, ſie zu retten.

Auch Miranda hatte den guten Padre erkannt. In ihrer Jugend hatte man ſie gelehrt, den Männern ſeines Standes jegliche Ehrfurcht zu erweiſen; mechaniſch erhob ſie die Hand und ſchlug das Kreuz.

„Sie dürfen nicht ſagen, daß Sie Niemand auf der Welt haben," begann der Padre von Neuem. „So verlaſſen iſt kein Menſch, daß er nicht noch ſeinen Schöpfer hätte, zu dem er aufblicken kann."

Miranda hörte dieſe Worte nur halb.

„Ich bin ganz verlaſſen," ſagte ſie eintönig. „Ich hatte Philipp verſprochen, auf ihn zu warten, und ich habe auch gewartet, ſtill und treu, ſo lange ich konnte. Nun kann ich nicht mehr. Ich bin ſo ſchwach, o, ſo ſchwach! Ich kann wirklich nicht länger auf ihn warten; man ſtirbt ohne Nahrung und Obdach ſchneller, als ich dachte. Sagen Sie ihm, ehrwürdiger Vater, daß ich auf ihn gewartet habe, ſo lange ich gekonnt, daß aber das Elend mich vor der Zeit hingerafft hat."

Der Regen ſchlug ihr in's Geſicht, aber ſie achtete nicht darauf. Der Padre verſuchte ſie dichter in ihren Mantel zu hüllen.

„Kommen Sie mit mir, meine Tochter," ſagte er erſchüttert, „ich weiß eine gute Frau, die Sie in ihrem Hauſe aufnehmen wird. Sie ſollen fortan nicht mehr ſagen dürfen, daß Sie keine Freunde mehr auf Erden haben."

Digitized by Google

Sie ſchluchzte laut auf, dann hing ſie ſich ſchwer an ſeinen Arm. Er ſpannte den großen Schirm auf und führte ſie ſorglich durch Regen und Wind.

Sie hatten nicht weit zu gehen. Die gute Frau, die der Padre meinte, war die Eigenthümerin eines kleinen, ſoliden Wirthshauſes. In wenigen Worten empfahl er derſelben ſeinen Schützling, und auf ſeine Anordnung wurde der armen, verzweifelten Miranda reichliche und ſtärkende Koſt gereicht und dann ein warmes Bett bereitet. Ehe er ging, legte er der Wirthin an's Herz, der unglücklichen Frau alle erdenkliche Aufmerkſamkeit zu Theil werden zu laſſen, bis er wiederkommen und das Weitere mit ihr verabreden würde. Die Wirthin verſprach Alles mit freudigem Herzen, war's doch ſo ſelten, daß ſie dem guten Padre in ſeinen barmherzigen Werken thatkräftig beiſtehen konnte.

Miranda hörte und ſah Alles, was um ſie herum gethan und geredet wurde, allein ſie verſtand faſt nichts davon. Die Entbehrungen hatten nicht nur ihre körperlichen, ſondern auch ihre geiſtigen Kräfte vollſtändig erſchöpft. Als der Padre ihr zum Abſchied ſeinen Segen gab, hielt ſie bittend ſeine Hand feſt.

„Vergeſſen Sie nicht, ehrwürdiger Vater, Philipp zu ſagen, daß ich bis zuletzt treu auf ihn gewartet habe," flehte ſie mit leiſer Stimme.

„Gewiß will ich das thun," antwortete er mit ermunterndem Lächeln, „allein ich denke mir, daß es beſſer ſein wird, wenn Sie ihm dies eines Tages perſönlich ſagen. Nur Muth, meine Tochter! Sie haben viel und

Digitized by Google

ſchwer gelitten, aber der dort oben hat Heilung auch für ſolche Wunden."

Sie ſchüttelte den Kopf. „Es iſt zu ſpät," flüſterte ſie.

„Es iſt niemals zu ſpät, ſo lange noch das Leben währt," antwortete er. „Sie haben jetzt Freunde, die es gut mit Ihnen meinen, während Sie noch vor einer Stunde einſam verzweifeln wollten. Iſt das kein hoffnungsvolles Zeichen? Alſo Muth und Vertrauen, meine Tochter. Ich ſehe Sie bald wieder. Gott ſchütze Sie!"

Miranda neigte den Kopf.

Sollte ſie wirklich noch einmal hoffen dürfen?

8.

Am nächſten Morgen hatte der Sturm ſein Ungeſtüm erſchöpft. An ſeiner Stelle wehte eine friſche, ſtetige Seebriſe, die manchem der Heimath zuſteuernden Fahrzeuge höchſt willkommen ſein mochte. Der Himmel war klar und blau, am Horizont nur zeigten ſich noch einige weiße Wolken, die aber auch im Abziehen begriffen waren. Die Frühlingsſonne ſtand hoch am Firmament, und die junge Pflanzenwelt wendete ihr hoffnungsfreudig ihre Keime und Knospen zu.

Die Luft war friſch und froſtig; die Menſchenmenge, die erwartungsvoll auf dem Quai ſtand, um den großen Dampfer willkommen zu heißen, der an dieſem Morgen mit neuen Ankömmlingen, mit alten Bekannten und mit Neuigkeiten aus der fernen Welt eintreffen mußte, hätte die kühle Temperatur empfindlich geſpürt, wenn die all-

Digitized by Google

gemeine Erregung sie zum Bewußtsein derselben hätte kommen lassen.

Weit draußen in der offenen See tummelten sich fröhlich die übermüthigen Wellen und warfen ihre weißen Kappen in die Höhe. Die Wogen in der Nähe rollten aber unablässig gegen das Ufer heran und brachen sich schäumend am Ufer des Quai, als ob sie immer von Neuem versuchen wollten, daß sie Alles, was in ihrer Macht, thun würden, den Dampfer mit seiner ersehnten Ladung so schnell als möglich herein zu bringen.

Und jetzt kam das Schiff auch deutlich in Sicht. Ruhig, stolz und schnell zog es heran, den Bug direkt auf die erwartungsvolle Menge gerichtet.

Bald ließen sich auch die einzelnen Gestalten an Deck unterscheiden; ein „Hurrah" erbrauste auf dem Quai, ein zweites und noch ein drittes, vom Dampfer her kam die Erwiederung, lauter, immer lauter — jetzt war er ganz nahe — jetzt hemmte er seine Fahrt, und langsam, langsam schob sich das gewaltige Schiff an den Quai heran.

Wir Alle kennen die Scenen, die sich immer wiederholen, wenn lange getrennt gewesene Menschen sich wiedersehen. Man lächelt, man weint, man begrüßt sich in lauter Freude, man drückt sich stumm die Hände, Jeder gleichgiltig gegen Alles, was sonst noch um ihn herum vorgeht.

Unter den ankommenden Passagieren, getrennt von den übrigen, steht an Deck des Dampfers ein Mann, auf dessen Antlitz sich eine tiefe Unruhe malt. Es wird uns

Digitized by Google

nicht ſchwer, dieſen ernſten, hochgewachſenen Mann mit dem ergrauenden Haar wieder zu erkennen — es iſt Philipp Hart, von dem wir vor Jahren hier an derſelben Stelle Abſchied nahmen.

Es iſt unmöglich, die verſchiedenartigen Empfindungen zu beſchreiben, die ſich in ſeiner Bruſt drängen, während ſein Blick über die ihm ſo bekannten Einzelheiten des Hafens, der Stadt und der Umgebung derſelben ſchweift, bis hinüber zu den fernen Bergen, hinter denen einſt ſein Paradies gelegen. Die Jahre, die zwiſchen jener Zeit und dem heutigen Morgen liegen, ſcheinen ihm unter dem überwältigenden Eindruck der Gegenwart in's Nichts zurückzuſinken. Er zittert vor der großen Frage des Augenblicks: wird er ſie wiederfinden, die er hier zurückgelaſſen, von der er nie wieder gehört — und wie?

Nicht länger fühlte er ſich zwiſchen Pflicht und Neigung hierhin und dorthin geriſſen; der Tod, gegen den es keine Berufung gibt, hatte das Gelübde gelöst, welches ihn an ſein Weib Ellen gebunden. Seit er jenen Irrthum erkannt, zu dem ihn ein dunkles Geſchick getrieben, war er keinen Augenblick mehr von dem Pfade abgewichen, den ſeine Pflicht gegen die Erwählte ſeiner Jugend ihm vorgeſchrieben; er hatte Alles gethan, was in ſeinen Kräften ſtand, ſie glücklich zu machen und ſie die überſtandene ſchwere Zeit vergeſſen zu laſſen. In der Tiefe ſeines Herzens aber hatte er oft auch Miranda's gedacht, der armen Verlaſſenen — wer wollte deshalb einen Stein auf ihn werfen?

Jetzt aber ſtand keine Pflicht, kein Bedenken, kein Hinder-

Digitized by Google

niß mehr zwiſchen ihm und ihr, jetzt durfte er ihr ohne Gewiſſensbiſſe in's Antlitz ſchauen.

Ellen war aus dem Leben hinausgewelkt wie eine Pflanze, deren Kraft erſchöpft iſt; die freundlichſte Sorgfalt, die aufopferndſte Pflege waren umſonſt: ſtill, ergeben und in heiterem Frieden war ſie in das beſſere Jenſeits hinübergeſchlummert. Ihr Gatte war bis zuletzt nicht von ihrer Seite gewichen, er hatte ängſtlich ihren kleinſten Wünſchen gelauſcht und ihr endlich erſchüttert die Augen zugedrückt. Auch ihr Sohn war mit all' der zärtlichen Liebe um ſie geweſen, nach der ihr Herz ſo gedürſtet hatte.

Ihre Ruheſtätte befand ſich auf dem Kirchhofe des Städtchens, in welchem ſie ihre Kindheit und Jugend verlebt, neben dem kleinen Gotteshauſe, deſſen Pfarrherr einſt ihr Vater geweſen, und wo ſie getauft, eingeſegnet und getraut worden war. Die Sonne ſchien hier warm herab auf das lange, dichte Gras, und duftende Blumen blühten auf dem Grabhügel.

Philipp wurde jetzt durch nichts mehr in jener Gegend zurückgehalten. Sein Sohn hatte die Schuljahre hinter ſich und auf des Vaters Wunſch die Univerſität Tübingen in deſſen Heimathlande Württemberg bezogen.

Mit dem Erlöſchen der alten Pflicht trat die neue wieder voll in Kraft, ihre Stimme aber war zugleich die Stimme des Herzens. Wie die Magnetnadel mit unwandelbarer Sicherheit auf den Nordpol deutet, ſo wendete ſich jetzt all' ſein Sinnen und Denken wieder Miranda zu.

Freudig, aber auch voll banger Zweifel hatte er die lange Reiſe unternommen, und als endlich ihn nur noch

Digitized by Google

wenige Stunden von der Entſcheidung trennten, da befiel ihn eine Aufregung, wie er ſie noch nie empfunden. Furcht und Hoffnung, Zweifel und Zuverſicht wechſelten in ſeiner Seele, bis er kaum noch wußte, was er denken ſollte.

Ob ſie noch dieſelbe ſein würde? Dieſelbe in ihrer Liebe und Treue?

Die Zeit bringt Troſt und Vergeſſen. Welchen Einfluß mochte ſie in Miranda's Empfindungen geübt haben? — Sie war ein Weib, und ein verwöhntes. Aber ihr Herz dachte groß und edel, hatte ſie doch Alles geopfert, ohne Zögern, um ihm in der Ausübung ſeiner Pflicht beizuſtehen. So handelt nur die Liebe, die für den Andern auch willig in den Tod gehen würde.

Gewiß, er hatte keine Urſache, an ihr zu zweifeln; er glaubte an ſie, er vertraute auf ſie. Er mußte ſie wiederfinden, wie er ſie verlaſſen — als ſein eigen.

Er war unter den Letzten, die das Schiff verließen. So zögern wir Alle zuweilen, ſelbſt einer Gewißheit gegenüber. Er verweilte bei hundert unnöthigen Kleinigkeiten. Und als er endlich den Anderen gefolgt war und auf dem Quai ſtand, da beſchleunigte er auch hier noch nicht ſeinen Schritt.

In einiger Entfernung war ein kleiner Menſchenauflauf entſtanden. Gleichgiltig ſchweifte ſein Auge dorthin. Die Menge ſchien ſich um zwei Frauen verſammelt zu haben.

Er fragte, was es dort gäbe. War ein Unglück geſchehen? Man ſagte ihm, daß eine Geiſtesgeſtörte habe in's Waſſer laufen wollen. Er ging näher hinzu. Da

Digitized by Google

drang ein lauter Schrei an ſein Ohr, der Ruf einer bekannten Stimme.

„Philipp! Philipp!“

Eine dunkle Frauengeſtalt löste ſich aus der Menſchengruppe, ſie flog ihm entgegen — lang flatterte das goldig ſchimmernde Haar hinter ihr im Winde. Eine ältere, beleibte, ſchwerfällige Frau ſtrebte ihr nach.

„Philipp!“

Er breitete die Arme aus, und Miranda, abgezehrt, elend, im Gewande bitterſter Armuth, lag todtenbleich und bewußtlos an ſeinem Herzen.

„Ich merkte erſt, daß ſie ſich aus dem Zimmer geſchlichen hatte, als ſie bereits die Straße hinablief,“ erzählte die ältere Frau, die jetzt keuchend herangekommen war. „Sie hatte die ganze Nacht nach Philipp gerufen, nach ihrem Philipp, und immer wollte ſie an's Waſſer gehen, wo ſie auf Philipp warten müſſe. Das arme Ding hat ein hitziges Fieber und ſie weiß nicht, was ſie thut. Verzeihe der Herr nur, daß die Kranke ihn in ihrem Wahn beläſtigt. Helft ſie mir nach Hauſe ſchaffen, Leute, nach dem ‚Goldenen Anker‘; der Padre hat ſie meiner Obhut übergeben, und ich muß ihm für ſie aufkommen.“

Allein Philipp hielt die Bewußtloſe feſt an ſich gedrückt.

„Ich bin's, auf den ſie gewartet hat,“ ſagte er. „Der ‚Goldene Anker‘ iſt ein gutes Haus; ich gehe mit Ihnen, Frau. — Ihr da, ruft mir einen Wagen herbei!“

Ein halbes Dutzend der Hafenlungerer ſtürzte davon und gleich darauf raſſelte eilig ein Fuhrwerk über den Platz heran.

Digitized by Google

Miranda wurde ſorglich hineingehoben, Philipp und die Wirthin nahmen neben ihr Platz und ſo ging es dem „Goldenen Anker“ zu.

Sie hatte auf ihn gewartet — aber welch' ein Wiederſehen!

Als der Wagen hielt, trat der Padre aus der Thür des Gaſthauſes, ängſtliche Beſorgniß auf ſeinem milden Antlitz. Sein Blick fiel auf die Ankommenden und ſeine Züge erhellten ſich.

„Willkommen!“ rief er, „Willkommen! Sie erſcheinen zur rechten Stunde, wie ich ſehe. Wie wunderbar, wie wunderbar!“

Philipp trug die Kranke in's Haus — wie leicht lag ſie auf ſeinen Armen! Ein Arzt wurde ſchnell herbeigeholt, und als ſie endlich in einen wohlthätigen Schlummer geſunken war, da erzählte Philipp dem guten Padre, wie die Wirrniſſe ſeiner Lebensſchickſale ſich gelöst hatten.

— — — — — — — — — — — —

Lange Wochen vergingen, ehe Miranda ihre Geſundheit und mit derſelben neue Kräfte wiedergewann. Als aber das Getreide abermals auf den Feldern wogte, und die tropiſchen Blumen ihren Duft durch die heiße Luft verſtreuten, da ſchritt ſie wieder zum Hafen hinab, diesmal aber an Philipp's Arm.

Wie immer drängte ſich die Menge auf dem Quai, um den fälligen Oceandampfer abgehen zu ſehen.

Dem Padre Bonifacio aber, in ſeinem langen ſchwarzen Rock und breiten Hut, machte ſie ehrfurchtsvoll Platz.

Lange ſtanden die Drei, Miranda, Philipp und der

Digitized by Google

Padre, auf dem Achterdeck bei einander. Dann kam der Augenblick, wo die zurückbleibenden Freunde der Paſſagiere das Schiff verlaſſen mußten.

Miranda küßte dem Padre naſſen Auges die Hand.

„Gott ſegne Dich, meine Tochter," ſagte der gute alte Mann, das Zeichen des Kreuzes über ihr machend. „Dein Loos wird fortan ein freundliches ſein. In dem Heimathlande und unter dem Volke Deines Gatten ſoll ſich's gut und ſicher wohnen. Mein Sohn, lebe wohl!"

Brauſend durchfuhr der Dampfer das ſonnenblaue Meer. Der Mann mit den ergrauenden Locken und das Weib mit dem goldſchimmernden Haar ſtanden noch lange Hand in Hand an Deck und ſchauten zurück nach dem in Nebelduft verſinkenden Lande, auf deſſen ſchwankendem Boden ſie des Lebens höchſtes Leid erfahren, nun aber auch zurückgelaſſen hatten.

Digitized by Google

Der römiſche Rothſchild.

Ein Bild aus dem Geſellſchaftsleben der „ewigen Stadt.“

Von

Max Voß.

(Nachdruck verboten.)

Es war im Jahre 1821 zur Zeit des römiſchen Karnevals, und auch im Palaſt Torlonia wurde ein großes Feſt gegeben, ein Feſt, wie es in ſolcher Pracht keine der römiſchen Nobiliſamilien ſeit hundert Jahren mehr gegeben hatte und zu geben vermocht hätte. Eine endloſe Reihe von Wagen fuhr vor dem Palaſte vor, und in der Flucht der prächtigen Säle bewegte ſich die Menge der Geladenen.

Wenn nicht die ganze vornehme Welt Roms, ſo doch der größte Theil derſelben war der Einladung des reichen Wirthes gefolgt. Wie eine Garde bildeten ſtattliche Männer in ſtrahlenden Waffenröcken ein Spalier die blumenverzierte, mit koſtbaren perſiſchen Teppichen belegte Treppe hinauf. Altitalieniſche Kunſtwerke erſter Meiſter grüßten in den Gobelins des Vorſaals, aus den Gemälden an den Wänden der Feſträume, die von zahlloſen Kerzen auf kryſtallenen Kronleuchtern feenhaft erhellt waren und die ein berauſchender Wohlgeruch erfüllte. Fanfaren begrüßten die eingetretenen Gäſte, Damen und Herren aus den berühmten

Geschlechtern der Sforza, Borghese, Chigi, Doria, Odescalchi, Colonna, Orsini, Malatesta, Corsini, Rospigliosi. Reichgekleidete, zierliche Pagen eilten mit Erfrischungen hin und her. Im Ballsaal ließ eine vorzügliche Musikkapelle ihre Weisen zum Tanz ertönen und in bunt durcheinander wogendem Farbenspiel bewegten sich anmuthig die Paare in französischen Quadrillen. Hunderte von Dienern in Galatracht bereiteten derweil in der großen Gallerie nach dem Garten hinaus die Tafel für die Gäste. Ueber tausend Personen wohl sollten da speisen.

Solche Feste, sagte Jeder, könne nur Giovanni Torlonia geben, der römische Fürst, der Herzog von Bracciano. Der Kaiser Napoleon selbst habe Aehnliches an Glanz und Reichthum nicht zu bieten vermocht, so versicherten Alle, welche einst unter dem nun nach St. Helena verbannten Herrscher Hofdienst geleistet hatten. Es war eine neue Zeit gekommen, oder in Rom vielmehr hatte die alte sogleich wieder ihre Rechte und ihre Sitten aufgenommen, als habe es kein napoleonisches Königthum in der Stadt der Päpste gegeben, als habe in der Zwischenzeit französischer Herrschaft (1808—1814) der römische Adel nicht zum größten Theil sein Hab und Gut verloren.

Giovanni Torlonia freilich, Herzog und Fürst, konnte über diese Zeit, die verflossen war, lachen. Hatten Alle verloren, so war er desto glücklicher im Gewinnen gewesen. War so viel altrömischer Patrizier- und Aristokratenglanz verblichen, er konnte in heller Pracht goldschimmernde Grafen- und Herzogskronen die seinen nennen.

Schmunzelnd ging der alte, siebenzigjährige Herr durch

die Säle, in denen er, wie alljährlich ein paarmal, ein ſo großartiges Feſt gab, und drückte hier und da einem der Kavaliere leutſelig die Hand, erwies der oder jener römiſchen Schönheit in ſeiner ſehr formloſen Weiſe ſeine Huldigung. Klein, dürr, klapprig ſchon in den Gliedern, mit verrunzeltem Geſicht, unruhigen Blickes, in blauem Frack mit blitzenden Orden und einer weißen, überlangen Weſte, in der er immer nur zu ſehen war, muſterte er in dieſer Wanderung von Saal zu Saal ſeine Gäſte, und mit beſonderem Wohlgefallen die Gruppen, die er um ſeinen älteſten, noch nicht dreißigjährigen Sohn, Herzog Marino, erblickte, oder eine andere um ſeinen zweiten Erben, den Prinzen Carlo, der Johanniterritter geworden war, oder um den dritten, Prinz Aleſſandro; oder um ſeine zwei noch jugendſtrahlenden unvermählten Töchter.

Don Giovanni Torlonia hatte gar nichts Hoffährtiges, auch gar nichts Vornehmes. Er konnte mit ſeinen Freunden ebenſo wie mit Fremden ſo offenherzig-gutmüthig über ſeine vertrauteſten häuslichen und Familienverhältniſſe plaudern, daß ſie oft in die größte Verlegenheit darüber geriethen.

„Mein Sohn Marino," ſagte er einmal zu dem bei ihm zu Gaſte geladenen franzöſiſchen Schriftſteller Beyle-Stendhal, „iſt ein Einfaltspinſel. Er liebt die Bilder, die Statuen und die Künſte. Ich hinterlaſſe ihm drei Millionen Scudi und zwei Herzogthümer. Aber der andere, Aleſſandro, iſt ganz anders. Der iſt ein Mann und kennt den Werth des Geldes. Ihm überlaſſe ich deshalb auch mein Bankgeſchäft. Er wird es ausdehnen und ſeinen

Reichthum vergrößern. Eines Tages werden Sie ihn reich sehen, nicht nur wie einen römischen Fürsten, sondern mehr als alle römischen Fürsten zusammen. Und hat er nur halb so viel Verstand als sein Vater, so wird er aus seinem Sohn einen König machen."

Torlonia, der Vater, war in der That berechtigt, so hochfliegenden Ehrgeiz für seine Nachkommenschaft zu hegen. Hatte er es doch mit seinem Verstand und seiner Arbeit vom niedrigen Handelsmann bis zum römischen Herzog gebracht. Er war 1754 in der toskanischen Stadt Siena geboren und früh auf seinen Handelsreisen nach Rom gekommen, wo er mit schlauem Erfassen der Verhältnisse ein Maklergeschäft anfing. Es glückte ihm damit außerordentlich; immer rührig, berechnend, von zäher Thatkräftigkeit und für sich selbst bedürfnißlos bis zum Aeußersten, erwarb er sich das Vertrauen seiner Kunden und in kurzer Zeit ein Vermögen, mit dem er geschickt Geld- und Güterspekulationen unternahm. Für einen so findigen Geist wurde die Zerrüttung und der Niedergang der alten aristokratischen Gesellschaft von Rom eine Quelle des Reichthums, und die Umwälzungen, welche infolge der französischen Revolutionskriege in dem päpstlichen Staate sich ereigneten, verstand er als Geschäftsmann zu seinem Vortheil auszunutzen. Der Kirchenstaat wurde damals mit werthlosem Papiergeld überschwemmt, und durch Umsatz desselben mehrte Giovanni Torlonia sein Vermögen außerordentlich. Erschreckend schnell versank der römische Adel unter der öffentlichen Mißwirthschaft in Verschuldung und Verarmung. Es gab Paläste, Burgen, Villen, Herrschafts-

Digitized by Google

güter in Menge, welche feilgeboten wurden, und Torlonia war der Mann, der Alles kaufen konnte, was ihm von diesen Ruinen aristokratischen Besitzes gefiel. Am Ende des Jahrhunderts stand er als Geldfürst schon groß da, und die napoleonische Zeit begünstigte nicht minder seine Bereicherung. Große Bankgeschäfte, Großpächtereien, wie die der Alaunwerke der Tolfa, und die Benutzung von Vortheilen, welche Privilegien gleichkamen, machten ihn vollends zum Krösus.

Nach dem Sturz des französischen Kaiserreichs, in welches bekanntlich auch Rom hineindekretirt worden war, wurde es Torlonia leicht, auf Grund seiner aufgekauften Ländereien, Grafschaften und römischen Herzogthümer und mittelst seiner Geldschätze sich den Adels-, Marquis-, Fürsten- und Herzogstitel zu erwerben. Der Papst war ihm gnädig, Torlonia nahm förmlich die Stellung eines Hofbankiers in Rom ein, und wenn die päpstliche Regierung Geld nöthig hatte, so brauchte sie nur bei Giovanni Torlonia anzuklopfen. Jederzeit dienstgefällig, ließ er sich natürlich gut bezahlen, wenn er mit seinem Gelde aushalf. So war er schließlich Herzog von Bracciano geworden und in einem altrömischen Palast gegenüber dem Palazzo di Venezia in Rom hielt er fürstlichen Hausstand. Hier, wie in seiner vor der Porta Pia gelegenen Villa, an deren Ausschmückung die hervorragendsten Künstler mitgewirkt hatten, gab er seine verschwenderisch ausgestatteten Feste, und die vornehme Welt zögerte auch nicht, dem Emporkömmling ihre Aufwartung zu machen.

Denn mit dem altrömischen Stolz und Kastenhochmuth

früherer Zeit war es so ziemlich dahin. Der Verlust an Reichthum, Ansehen und Einfluß, den viele Patrizierfamilien, theils durch Verschwendung und Leichtsinn, theils durch die Revolutions- und Kriegszeiten erlitten hatten, brachen die stolze Abgeschlossenheit des römischen Adels, und er näherte sich ohne viel Skrupel jetzt den emporgekommenen, reichgewordenen Kaufmannsfamilien, um durch Heirathen in diese Kreise wieder obenauf zu kommen. Da nahm man es denn mit dem neuen Herzogshut des ehemaligen Handelsmannes Torlonia nicht so genau. Sollten doch selbst die edlen Odescalchi erst durch eine solche nicht standesgemäße Geldheirath ihr verkracht gewesenes Herzogthum Bracciano von Torlonia zurückkaufen können! Und wenn man als verarmtes Patriziergeschlecht durch Verheirathung mit den Söhnen oder Töchtern des Krösus ein Herzogthum, eine Grafschaft, ein Marquisat mit den nöthigen Millionen zurückerhalten konnte — warum hätte man sich da noch vor Vorurtheilen scheuen sollen, die sich ja doch schon auch in Rom als überlebt erwiesen?

Das wußte Don Giovanni auch sehr wohl, und deshalb dachte er daran, seine Kinder nur in die ersten Familien Roms hinein heirathen zu lassen. Er machte für sie eine höchst feudale Hauspolitik. Selber blieb er der Plebejer in Manieren, Worten und Gewohnheiten, und sein Fürsten- und Herzogswappen schätzte er nicht höher, als sie eben gekostet hatten. Die Frau, die er genommen, war eine Bürgerliche, Anna Sculteis; in den 1790er Jahren, als er sie heirathete, war er ja auch noch nicht begierig und geeignet, sich selber die Ehe mit einer römischen

Ariſtokratin zu erkaufen. Aber deſto mehr hielt er darauf, daß ſeine Kinder dereinſt in den vornehmſten Rang kämen, und er hatte ſeine Freude daran, daß ſeine mit ihm alt gewordene Frau deswegen die ehrgeizigſten Pläne ausheckte, und als neugebackene Herzogin vor den hohen Herrſchaften den Kopf ſo hoch tragen konnte, als ſei ſie dazu geboren worden.

Er ſelbſt war und blieb, wie geſagt, Geſchäftsmann, doch ließ er ſich wegen ſeines erkauften Standes und dem Hauſe zu Ehren willig auf Luxusausgaben und auf die Rolle eines Mäcenas, Beſchützers der Künſte und Beſtellers von Bildern, ein. In Rom war ja damals ein ungemein rühriges Künſtlerleben erſtanden. Literatur, Muſik, Malerei, Plaſtik behandelte die feine Geſellſchaft mit lebhafteſtem Intereſſe. Man ſchwärmte für Roſſini, für Canova, für die Dichtungen Alfieri's. Ausgezeichnete Fremde nahmen ihren Aufenthalt in der Tiberſtadt, wo gar keine Politik getrieben wurde, ſondern das heiterſte Leben Zerſtreuungen in Fülle bot. Zahlreiche deutſche, franzöſiſche, ſpaniſche, engliſche Maler trugen das Ihrige dazu bei, die Geſellſchaft ungezwungener, leichtlebig, vielſeitiger, kosmopolitiſcher zu machen. Torlonia ließ es ſich nun angelegen ſein, ihr in ſeinem Palaſt, in welchem ſeine Frau, die, wie man ſich zuraunte, ehemalige Tröblerin, förmlichen Hof hielt, einen ſchönen Sammelpunkt zu bieten. Wie wenig freilich ihre Durchlaucht, die Herzogin Anna, den häßlichen Zug der Emporkömmlinge verleugnen konnte, beweiſt eine an ſich hübſche Geſchichte, welche Silvagni in ſeinen römiſchen Memoiren erzählt.

Digitized by Google

Es war auf dem im Palaſt Torlonia 1821 gegebenen Karnevalsfeſt, als die ſchöne Gräfin Piazza aus Perugia in die Geſellſchaft eine junge Verwandte von achtzehn Jahren mitbrachte, welche ſeit Kurzem aus der Kloſterpenſion entlaſſen und ſogleich nach vornehmer italieniſcher Sitte mit dem Marcheſe Florenzi in Perugia vermählt worden war. Dieſelbe war erſt am Tage des Ballfeſtes in Rom eingetroffen und daher im Palaſt Torlonia noch nicht vorgeſtellt. Ihre Freundin zweifelte nicht, daß ſie trotzdem freundliche Aufnahme daſelbſt finden würde, führte ſie zu der Hausfrau, der alten Herzogin, die im prahleriſchen Schmuck ihrer großen Diamanten und umringt von ihren Töchtern und anderen Damen in einem der vorderen Säle ſaß, um die eingetretenen Gäſte zu empfangen, und ſtellte die wunderliebliche Fremde mit der Bitte um Entſchuldigung vor, daß dieſelbe uneingeladen erſcheine.

Donna Anna jedoch ſchüttelte ihren herzoglich gewordenen grauen Kopf, runzelte die Stirn, riß ihre Augen auf und maß mit dem ſtolzen Blick einer beleidigten Hoheit die junge Marcheſa von oben bis unten, indem ſie laut ſagte: „Das iſt vielleicht in Perugia Sitte, aber nicht in Rom.“

Die Fremde zog ſich ſofort in peinlichſter Verlegenheit von der ſo geſtrengen Römerin zurück und wollte natürlich das Feſt verlaſſen. Da aber näherte ſich ihr ein Kavalier, der den peinlichen Auftritt mit angeſehen hatte, ſuchte ſie zu beruhigen und zum Bleiben zu überreden, indem er ſie um den erſten Walzer bat.

Digitized by Google

Schon ſpielte die Muſik auf, und der älteſte Sohn des Hauſes, Prinz Marino, kam in höchſt ehrerbietigſter Weiſe zu dem Kavalier und erſuchte ihn mit einer tiefen Verbeugung, den Ball zu eröffnen. Es mußte unter ſolchen Umſtänden angenommen werden, daß der vornehme Gaſt die uneingeladene Fremde ſtehen laſſen und eine der Töchter des Hauſes auffordern würde. Zum allgemeinen Erſtaunen jedoch nahm er die Hand der ſchönen Fremden aus Perugia und eröffnete mit dieſer den Walzer; nicht genug damit, machte er ihr während des ganzen Abends in der aufmerkſamſten Weiſe den Hof. Die alte Herzogin biß ſich darüber wüthend auf ihre dicken Lippen, denn der Beſchützer der Marcheſa war kein Geringerer als — der Kronprinz Ludwig von Bayern, nachmaliger König Ludwig I., der ſich damals in Rom aufhielt und in der Geſellſchaft daſelbſt eine große Rolle ſpielte. Die glänzende Genugthuung, die er der ſchönen Fremden bereitete, dankte dieſe ihm zeitlebens. Als Wittwe und als eine Gelehrte, die ſich Ruhm durch ihre wiſſenſchaftlichen Werke erwarb, lebte ſie ſpäter auch eine Zeit lang in München am Hofe Ludwig's, der ſie dort mit Ehrenbezeugungen überhäufte. —

Der Begründer des neuen römiſchen Fürſtengeſchlechts, Giovanni Torlonia, ſtarb hochbetagt im Jahre 1829, und die ſtolzen Hoffnungen, die er auf ſeine Nachfolger bezüglich ihrer hohen Stellung in der Geſellſchaft geſetzt, ſollten ſich vollauf erfüllen. Sein erſter Sohn Marino heirathete eine Prinzeſſin von Sforza-Ceſarini; der zweite, Prinz Carlo, wurde Komthur des Johanniterordens in Rom; der dritte,

Digitized by Google

Aleſſandro, nahm ſeine Gemahlin aus dem ſtolzen Hauſe der Colonna-Doria und daher deſſen Säule in ſein Wappenſchild auf. Die beiden Töchter kamen ebenfalls in die erſten Familien Roms; die eine wurde Fürſtin Orſini, die andere Gräfin Marescotti. In jeder Hinſicht haben alle Kinder Torlonia's dazu beigetragen, den Glanz ihres Geſchlechtes nach dem Tode des Vaters nicht nur zu erhalten, ſondern in wahrhaft vornehmer Art zu erhöhen.

Herzog Marino zeichnete ſich durch ſeine edle Geſinnung und beiſpielloſe Gutmüthigkeit aus, ſowie durch eine ſprichwörtlich gewordene Offenherzigkeit. Er war ein Kunſtmäcen, ein Wohlthäter nach allen Richtungen. In ihm ſetzte ſich allein die männliche Nachfolge der Torlonia fort, und zwar in ſehr ariſtokratiſcher Art. Der eine ſeiner Söhne, Giulio, Herzog von Poli, heirathete eine Fürſtin Chigi und iſt der Vater des ſpäteren Bürgermeiſters von Rom, Don Leopoldo Torlonia (der ſpaniſche Titel Don wird auch den Fürſten und Fürſtenſöhnen in Rom und Neapel gegeben). Ein anderer Sohn Marino's, Giovanni, vermählte ſich mit der ſchönen Donna Francesca Ruspoli.

Was den Prinzen Carlo Torlonia, den Johanniter, anbetrifft, ſo ſtarb er am 1. Januar 1848 infolge der Gemüthsbewegungen, die ihm die revolutionären Umtriebe in Rom bereiteten. Sein Leichenbegängniß war der glänzendſte Triumph eines wahrhaft edlen Mannes.

Aleſſandro aber iſt, wie ſein Vater richtig vorausgeſagt, der eigentliche Mehrer der Reichthümer des Hauſes geworden. Eine langjährige Pacht der Salz- und Tabaksregie in Rom und Neapel, günſtige Anleihen und andere

große Geſchäfte gaben ihm Gelegenheit dazu, und was nur an Grund und Boden, Villen, Paläſten in und bei Rom feil wurde und ihm Gegenſtand einer guten Spekulation erſchien, ließ er durch ſeine Agenten aufkaufen.

So ungeheurer Beſitz rief natürlich auch Haß und Neid in denjenigen Kreiſen der römiſchen Nobili hervor, welche ſich mit dem Hauſe Torlonia noch nicht befreundet hatten. Ein wahrer Skandalprozeß entſtand 1832 gegen die Torlonias wegen der ihnen rechtlich zufallenden Erbſchaft des Herzogs Francesco Sforza-Ceſarini, deſſen Tochter Anna Marino Torlonia's Gemahlin geworden war. Der Fürſt von Piombino, ein anderer Verwandter der Sforza, machte aber eine förmliche Verſchwörung, um nachzuweiſen, daß es noch einen Sohn des verſtorbenen Herzogs gebe, welcher Anrechte auf die Erbſchaft habe, und ſetzte es in der That durch, daß die Gerichte entſchieden, ein im Jahre 1807 heimlich aus dem Palaſt Sforza in ein Findelhaus geſchaffter Knabe, der dann als junger Mann von der alten Herzogin unterſtützt wurde, ſei dieſer Sohn und Erbe.

Aleſſandro konnte bei ſeinem Reichthum indeß dieſe Erbſchaft wohl entbehren, er war der gelehrige Schüler ſeines Vaters und verſtand die Geld- und Kaufgeſchäfte durch ſeine Bank im Geiſt der neuen Zeit vortrefflich zu beſorgen. Er wußte dabei ebenſo zu ſeinem Ruhm und der Familie Anſehen Millionen auszugeben, war großherziger Handlungen fähig, ein Wohlthäter großen Styls für Rom, ein freigebiger Förderer der Künſte. Auf die Verſchönerung ſeines Palaſtes und auf die vor der Porta Pia gelegene Villa ließ er ungeheure Summen verwenden,

Digitized by Google

legte eine große Gemäldegallerie an und war in Bezug auf Feste viel verschwenderischer und ehrgeiziger noch als sein Vater. Eine seiner größten Spekulationen, mit der er sich ein unsterbliches Verdienst um das italienische Land erwerben wollte, war die Trockenlegung des Fucinosee's an den neapolitanischen Abruzzen, der 19 Meter Tiefe und 15,000 Hektaren Umfang hatte. Dieses Riesenwerk, welches dreißig Millionen kostete, wurde erst 1862 beendet und schuf in einer sonst ungesunden, oft überschwemmten Gegend viele Quadratmeilen guten Kulturlandes, das in den ersten Jahren 30 Prozent Nutzen ergab. Viktor Emanuel belohnte die That Alessandro Torlonia's mit Verleihung einer goldenen Verdienstmedaille an ihn und des Titels Herzog von Fucino.

Der unternehmende Millionär blieb lange Junggeselle, was ihn indessen nicht abhielt, die größten und glänzendsten Gesellschaften zu geben. Im Jahre 1840 erst vermählte er sich mit Donna Teresa Colonna, welche nun, eine der Vornehmsten römischen Geschlechts, bei den häuslichen Festen ihre Hoheit zeigte. Immer großartiger wurden unter ihrer Mitwirkung auch die öffentlichen Feste, welche Torlonia gab. Im Jahre 1842 ließ er unter vielem Pomp zwei Obelisken von röthlichem Granit zum Andenken an seine Eltern vor seiner Villa aufrichten. Das schöne und kostbare Gestein war am Simplon gebrochen worden und sein Transport bis Rom kostete enorme Summen. Bei der Aufrichtung des ersten in Gegenwart des Papstes Gregor, des Königs von Bayern und Tausender von Zuschauern wurde ein feenhaftes Feuerwerk abgebrannt;

Digitized by Google

bei der des zweiten, drei Wochen ſpäter, wurde die Volksmenge bewirthet.

Die als einzig in ihrer Art berühmten Feſte des zweiten der fürſtlich gewordenen Torlonias hörten erſt Ende der 50er Jahre auf, als die Fürſtin Tereſa nach der Geburt einer bald verſtorbenen Tochter anhaltender Kränklichkeit verfiel. Eine erſte Tochter war ihr 1855 geboren worden und hat ſpäter einen Borgheſe, Herzog von Ceri, geheirathet, wodurch die Torlonias noch mit einem anderen der ſtolzen Patriziergeſchlechter Roms nahe verwandt geworden ſind, und ſomit binnen fünfzig Jahren ſich die kühnſten Pläne des alten Giovanni auch in dieſer Hinſicht wunderbar erfüllt haben.

Ein Torlonia führt jetzt kein Geſchäft mehr. Schon Aleſſandro hatte dafür einen Direktor, den Ritter Giuſeppe Spada, eingeſetzt, der ſein Freund war. Unter ihm und mit Flamini zuſammen wird nach dem Tode des Herzogs von Fucino die Bank als ihre eigene fortgeſetzt werden.

Einſt gründeten ſich Ritter- und Fürſtengeſchlechter auf die Kriegsthaten, auf das ſcharfe Schwert eines Vorfahren, ſeit der franzöſiſchen Revolution ſchafft die Börſe, die Induſtrie und die Spekulation aus geſchickten Geldmännern einen neuen Adel, der in ſeiner Art dieſelben Tugenden und Fehler hat, wie der feudale. Daß aber Emporkömmlinge es in jeder Hinſicht der alten, blaublütigen Ariſtokratie gleichthun können, erſehen wir außer vielen anderen Beiſpielen beſonders deutlich an dem Herzog Torlonia und ſeiner Familie.

Digitized by Google

Das Besprechen.

Beitrag zur Geschichte des Aberglaubens.

Von

A. Berthold.

(Nachdruck verboten.)

Unter den Lesern befindet sich wohl Niemand, dem das „Besprechen" unbekannt wäre, der nicht vielleicht schon selbst Gelegenheit gehabt hätte, dabei zu sein, wenn ein Uebel oder eine Krankheit durch irgend eine „weise Frau" besprochen wurde. Diese Kunst des Besprechens gehört mit zu jener Art des Aberglaubens, die noch heute in Deutschland mehr grassirt, als jede andere, und diese geheimnißvolle Kunst zählt ihre Anhänger nicht nur auf dem flachen Lande, sondern selbst in den Residenzstädten und unter den ersten Familien des Reiches.

Das Besprechen, auch „Versprechen" genannt, besteht in einer Hersagung bestimmter Formeln, sogenannter Segen, unter Anrufung der heiligen Dreieinigkeit und insbesondere des Namens Gottes, um gewissermaßen durch die Kraft dieser Worte Heilung von Krankheiten und Wunden, Stillung von Blutungen, Löschung von Feuersbrünsten, Verhütung von Unglücksfällen u. s. w. zu erzielen. In engster Verbindung mit diesen Worten stehen

Digitized by Google

aber gewisse Zeichen und unter diesen obenan das des Kreuzes, ferner Anhauchen des erkrankten Gliedes oder der erkrankten Personen.

Halten wir lediglich diese Art des Besprechens fest, wenn wir uns in Folgendem mit dem interessanten Gegenstande näher befassen wollen: es wird uns nämlich sonst schwer, ja unmöglich werden, diese einzelne Art des Aberglaubens von den hundert übrigen Arten, mit denen sie auf das Innigste verquickt und vermischt ist, loszulösen und allein zu betrachten.

Daß dieses Besprechen eine Abart des „Beschwörens" ist, wie solches schon in Babylon unter den Persern als „Kunst" ausgebildet wurde und schon Hunderte von Jahren vor Christi Geburt nach Griechenland und weiter sich verbreitete, ist wohl selbstverständlich. Die Juden machten aus dieser Beschwörungskunst eine neue Wissenschaft, die Magie, und unter chaldäischem Einfluß entstand die „Kabbala", welche nicht nur im Aberglauben, sondern selbst in der Wissenschaft des Mittelalters eine so große Rolle spielt.

Ein sonderbarer Dämonenglaube, aus dem sich auch der Glaube an den persönlichen Teufel entwickelte, ist die Grundlage der Beschwörungskunst. Man betrachtete nicht nur die sogenannten „vom Teufel Besessenen", insbesondere die Epileptischen, als in der Gewalt böser Geister befindlich, sondern man nahm an, daß jedes Uebel und jede Krankheit nichts als die Missethat eines feindlichen Dämons sei, der den Menschen auf diese oder jene Weise zu quälen gedachte. Hieraus zeigt sich auf das Deutlichste der Ursprung der Beschwörungs- und Besprechungskunst, und wir werden

Digitized by Google

in erster Linie nach Persien gewiesen, in dessen Religion die beiden Prinzipe des Ormuzd und des Ahriman, des Guten und des Bösen — der Erstere der Gott des Lichts, der Andere der Gott der Finsterniß — die Hauptrolle spielen.

Auch in Deutschland mag die Kunst des Besprechens und Beschwörens noch früher üblich gewesen sein, bevor die alten Germanen mit den Römern in Berührung kamen. Finden wir doch sogar in der altgermanischen Götterlehre eine überraschende Analogie mit der indischen, ein neuer Beweis dafür, daß Indien als die Wiege der Menschheit betrachtet werden kann. Als das Christenthum später in Deutschland eingeführt wurde, fanden die Priester bereits die Beschwörungskunst, insbesondere das „Besprechen" von Krankheiten und Schäden aller Art, vor, und vergeblich bemühten sie sich, diese abergläubischen Gebräuche auszurotten. Es gelang ihnen nur, die heidnischen Gebräuche in christliche umzuwandeln und so das Heidnische wenigstens insofern zu vermeiden, daß bei den Beschwörungen nicht mehr der Name Wodan, sondern die Formel von der Dreieinigkeit gebraucht wurde. Wie die Beschwörungskunst im Heidenthum darauf beruht hatte, durch gewisse Kraftworte den bösen Geistern Zwang anzuthun, so wählte man jetzt Formeln, denen die Kirche selbst eine besondere Weihe und Kraft zuschrieb, wie z. B. die Formeln, welche bei der Taufe angewendet wurden. Ja, wer sich die Mühe gibt, sich näher mit den sonderbaren Formeln des Besprechens zu befassen, der wird zu seiner Ueberraschung finden, daß dieselben immer wieder auf die bei der Taufe üblichen

Digitized by Google

Ceremonien und Anrufungen Gottes zurückzuführen ſind. Merkwürdiger Weiſe ſcheint auch von der Einführung des Chriſtenthums bis heute in der Kunſt des Beſprechens keine Aenderung eingetreten zu ſein, wenigſtens wurde dieſer abergläubiſche Gebrauch in allen Jahrhunderten faſt gleichmäßig ausgeübt.

Moſcheroſch, welcher unter dem Namen Philander v. Sittewald ungefähr im Jahre 1650 ſeine „Wunderlichen und wahrhaftigen Geſichte“ ſchrieb, welche uns ein ſo köſtliches Spiegelbild jener Zeit geben, erwähnt der Beſprecher in dem Kapitel, in welchem er von ſeinem angeblichen Aufenthalt in der Hölle erzählt. Die betreffende Stelle lautet:

„Von da ging ich, um die Segenſprecher, Kryſtallſeher und abergläubiſchen Wahrſager zu beſehen, welche in dem höchſten Grade der Zauberei begriffen ſind. Bei ihnen waren alle Diejenigen zu finden, welche Krankheiten, Wunden und andere Zuſtände der Menſchen und des Viehes durch gewiſſe Segen und Worte, durch Bußen, Zettel und Aberglauben heilen, von verlorenen Dingen, und wie ſelbige wieder zu erlangen wären, ſagen konnten, die das Sieb herumlaufen, die Scheere herumtreiben oder Immergrün aus der Pfanne ſpringen machten; ſie Alle ſaßen lebendig in dem Feuer und in der Lohe. ‚Dieſe ſind,‘ ſprach ein Teufel, ‚Diejenigen, welche das alberne, einfältige Volk zu allerhand Aberglauben treiben; es ſind die allerverdammteſten Menſchen der Welt. Wenn ſie auch zuweilen Einem von ſeiner Noth helfen, ſo iſt doch gewiß, daß ſie allemal einen Anderen damit behängen, der unſchuldig iſt

und es weniger verdient hat, als der Erste. Und gleichwohl sind deren nicht viele, die über sie klagen wollen oder dürfen: denn wird Einem geholfen, so ist er froh und bezahlt sie redlich, nur daß er von ihnen loskomme; wird ihm aber nicht geholfen, so muß er fürchten, wenn er etwas sagt, daß es ärger mit ihm werde. Also, sie mögen thun, was sie wollen, der Kranke ist genöthigt, sich wohl oder weh sein zu lassen. Fragt man, was er für Mittel gebrauche, so haben sie die Ausrede, es seien heilige, gute Worte und Buchstaben, die sie von ihren Urvätern erlernt haben. Außerdem ist nichts närrischer anzuhören, als wenn sie erzählen, wie sie dieses oder jenes Probestück gemacht haben. Wie sie Diesem das Auge ausgestochen und ihm in der Hand gelegen habe, was sie aber wieder eingesetzt, so daß er besser gesehen, als vorher; wie Jener durch das Hirn geschossen, durch die Leber gestochen sei, das Eingeweide habe im Hut getragen, sie ihn aber wieder so zurecht gebracht hätten, daß man nicht einmal das Wundmal könne finden. Aber wenn man fragt, wie das geschehen sei, so machen sie ein gar wunderlich Gesicht.'" —

Betrachten wir nur, wie das Besprechen heute ausgeübt wird, um die Analogie zwischen jetzt und früher und gleichzeitig die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die „Besprechung" als Kunst durchaus keine Fortschritte im Laufe der Jahrhunderte gemacht hat.

Bekanntlich ist das Besprechen heute noch fast ausschließlich das Privilegium alter Frauen. In jedem Orte, ja selbst in den kleinsten Dörfern, pflegt es eine „Besprech-" oder „Streichfrau" zu geben, welche wahrscheinlich selbst

Digitized by Google

daran glaubt, daß ſie Heilkräfte gegen mancherlei Krankheit und Nöthe habe, und zwar um ſo mehr, weil ſie weiß, daß dieſe ſich in ihrer Familie als eine Art von Geheimniß durch ganze Generationen hindurch fortgeerbt haben. Die Mutter lehrte die Tochter dieſe Segensſprüche und dieſe wieder ihrer Tochter, und zur Ehre dieſer Beſprechungsformen mag angenommen werden, daß ſie wirklich nur in den ſeltenſten Fällen nicht an die Heilkraft ihrer eigenen Sprüche glauben und nur zu betrügeriſchen Zwecken dieſen Glauben heucheln.

Diejenige Krankheit, welche am meiſten beſprochen wird, iſt die „Roſe“ oder der Rothlauf, jene von den Aerzten „Erysipelas“ genannte Entzündung der Haut und der darunter liegenden Bindegewebsſchicht, welche ſich am Kopf und im Geſicht, aber auch an den Füßen zeigt und ſelbſt ärztlicher Behandlung ſchwer weicht, weil ſie eben auf eine Störung im ganzen menſchlichen Organismus zurückzuführen iſt.

Es gibt faſt unzählige „Beſprechungs-Formeln“, um gerade dieſe Krankheit zu beſeitigen, und eine der üblichſten iſt wohl die, bei der gewiſſermaßen „ohne Apparate“ gearbeitet wird, und die z. B. in Berlin heute noch dadurch ausgeübt wird, daß zuerſt dreimal die Dreieinigkeit angerufen, dann drei Kreuze über dem kranken Theil gemacht werden, worauf die Beſprecherin eine Art Strafpredigt gegen die Krankheit richtet, welche mit den Worten beginnt:

„Du ſollſt nicht ſtechen,
Nicht ſchmerzen, nicht ſchwellen!“

Dann wird dreimal über den Körpertheil gehaucht und

darauf wiederum dreimal die Dreieinigkeit angerufen. Nach der Versicherung der Besprechungsfrau muß darauf unfehlbar die Genesung folgen. Tritt eine solche aber nicht ein, so liegt das nicht an ihr, sondern an dem Kranken selber oder an irgend einem anderen Zauber, der mächtiger ist als das „Besprechen" selbst.

Eine andere Art der Besprechung der Rose kann von der betreffenden Person selbst vorgenommen werden. Dieselbe muß dann zu einer bestimmten Stunde, ohne zu sprechen, in das freie Feld gehen und dort einen Hollunderstrauch, respektive einen Ast erfassen und diesem geheimnißvoll die Worte zuflüstern:

„Hollernast, heb' dich auf,
Rothlauf, setz' dich drauf!
Ich hab' dich einen Tag,
Hab' du's Jahr' und Täg!"

Wer sich für die Formulirung dieser Segens- und Besprechungsformeln interessirt, findet eine reiche Sammlung derselben im Anhang zur ersten Ausgabe von Jakob Grimm's „Deutscher Mythologie" (Göttingen 1835). — Hier soll nur noch ein Segensspruch gegen Brandwunden angeführt werden, der in Berlin noch heute vielfach gebraucht wird, und welcher in seiner komischen Fassung lautet:

„Brand, fall in den Sand
Und nicht in's heil'ge Fleisch!"

Der Spruch soll deshalb besonders hervorgehoben werden, weil bei ihm merkwürdiger Weise die heilige Dreieinigkeit nicht angerufen werden darf. Aus welchem Grunde dies

Digitized by Google

nicht geſchehen ſoll, das weiß wohl Niemand, am allerwenigſten aber wohl die „klugen“ Frauen, welche das Beſprechen, ſei es aus Menſchen- und Chriſtenliebe, ſei es gegen Entgelt, betreiben.

Sobald es ſich nämlich um das Beſprechen gegen Entgelt handelt, kommen wir dazu, die kriminaliſtiſche Seite dieſes Aberglaubens kennen zu lernen und uns mit den Schwindlern bekannt zu machen, welche dieſen thörichten und weitverbreiteten Aberglauben benutzen, um ſich durch das Hermurmeln unſinniger Formeln von den Dummen, die nicht alle werden wollen, Geld zu verſchaffen. Wir erwähnten bereits, daß die ortsangehörigen Frauen, welche das Beſprechen bei Bekannten und Freunden üben, um dieſen zu helfen, durchaus nicht immer als Betrügerinnen zu betrachten ſind, ſondern daß dieſe gewöhnlich ſelbſt an die Heilkraft ihrer Sprüche glauben; anders ſteht es aber mit den herumziehenden „Verſprechern“, welche eine beſondere Zunft des Gaunerthums bilden und hier unter dem Namen der „Rochlim“ bekannt ſind.

Dieſes jüdiſch-deutſche Wort kommt vom hebräiſchen rogal, herumlaufen, verleumden, auskundſchaften, Klatſcherei machen, und bezeichnet in übertragenem Sinne denjenigen Menſchen, welcher gewiſſermaßen gewerbsmäßig umherzieht, um Nachrichten und Klatſchereien zu verbreiten, d. h. alſo Hauſirer, oder, wie ſie früher genannt wurden, „Tabuletkrämer“. Dieſe Rochlim ſpielten in Geſtalt umherziehender Tabuletkrämer ſchon am Schluß des Mittelalters, vor Allem aber im 17., 18., ja bis tief in das jetzige Jahrhundert hinein eine große Rolle als Zauberer und Be-

ſprecher, und die älteſten Werke über das deutſche Gaunerthum warnen bereits vor ihnen als vor Betrügern, vor denen man ſich ganz beſonders in Acht zu nehmen habe. Man hatte dieſe Leute auch „Fehlinger" (von feilhalten) genannt, und bezeichnete damit ſpeziell jene Krämer, welche als Quackſalber, Beſchwörer und Beſprecher das Land unſicher machten. Sie hatten Segensſprüche für das Vieh und auch für Menſchen. Sie konnten durch eine ſolche Beſprechung einen ganzen Stall gegen jeden Zauber und gegen jede Hexerei ſchützen, ſie behaupteten, erzwingen zu können, daß das Vieh infolge ihrer Segensſprüche beſſer freſſe, mehr Milch gebe oder ſich beſſer mäſte; ſie behaupteten, durch ihr Beſprechen nicht nur alle Krankheiten des Viehes, ſondern auch der Menſchen heilen zu können, und inſofern haben dieſe Gauner im Laufe der Jahrhunderte dem deutſchen Volke kaum weniger Schaden gethan, als die gewaltſamen Gauner, die durch Einbruch und Raub das Nationalvermögen ſchädigen.

Nächſt dieſen „Rochlim" genannten Betrügern, welche außer ihren Segensſprüchen gewöhnlich auch noch aus den ekelhafteſten Ingredienzen bereitete „Medizinen" für theures Geld verkauften, übten vor Allen und üben noch heut die Zigeuner das Beſprechen an Vieh und Menſchen als Spezialität aus. Das Verſprechen, Verthun und Verſöhnen (alles Ausdrücke für eine und dieſelbe Sache) gilt noch heute als beſonders heilkräftig und wirkungsvoll, ſobald ſchmutzige, diebiſche Zigeuner es ausüben, wohl deshalb, weil im Aberglauben die Zigeuner überhaupt eine große Rolle ſpielen und nicht nur als Beſprecher, ſondern

Digitized by Google

auch als Wahrſager, Schatzgräber und Teufelsbeſchwörer einen weit verbreiteten Ruf beſitzen, der ihnen ſehr angenehm iſt, weil er ihnen großen Nutzen bringt.

Zwei aktenmäßige Fälle aus der neueſten Zeit ſollen hier angeführt werden, weil ſie beweiſen, wie weit der thörichte Aberglaube verbreitet iſt, wie tief derſelbe in der Volksſeele wurzelt. Das Kind eines Beamten war von Epilepſie befallen worden und durch ärztliche Hilfe faſt hergeſtellt. Als aber zufällig Zigeuner durch das Dorf kamen, wendete ſich der Vater an einen klugen Zigeuner, der ihm auch verſprach, das Kind durch Beſprechen zu heilen. Gegen ſehr gute Belohnung nahm er nun nicht allein die Beſchwörung und Beſprechung vor, ſondern verordnete auch dem Kinde den Genuß von in Fett gebratenen Pferdehaaren, welche natürlich bei dem armen Kinde einen ſo fürchterlichen Ekel und ſo heftiges Erbrechen erzeugten, daß der Arzt geholt werden mußte, der nun erfuhr, zu welch' thörichtem Mittel der Vater ſeine Zuflucht genommen hatte.

In einem anderen Falle hielt ein Kommunalbeamter Wochen lang in ſeinem Hauſe als Gäſte einen Zigeuner und eine Zigeunerin, die ihn durch Beſprechen von einer ſchweren Krankheit heilen ſollten. Man erfuhr erſt von der Thorheit dieſes Mannes, als die beiden Zauberkünſtler eines Tages unter Mitnahme ſämmtlicher Werthgegenſtände, deren ſie ſich hatten bemächtigen können, verſchwunden waren.

Ja, wem daran liegt, Beweiſe für den Unfug des „Verſprechens" zu erhalten, dem können wir mittheilen,

Digitized by Google

daß im Juni des Jahres 1887 zu Berlin eine Gerichtsverhandlung stattgefunden hat, in welcher eine junge Dame, die sich für die Bühne vorbereitete, auf der Anklagebank erschien, weil sie einen „Kirchhofsdiebstahl" verübt hatte. Die Unglückliche wurde freigesprochen, denn sie war nicht eine Diebin, vielmehr das Opfer ihres Aberglaubens. Sie hatte nämlich sich an eine Besprechungsfrau gewendet, weil sie fürchtete, daß sich an ihrem Halse ein Kropf bilde, dessen Vergrößerung ihr die Bühnenlaufbahn vollständig unmöglich gemacht hätte. Die weise Frau gab ihr den Rath, zur Zeit des letzten Mondviertels auf einen Kirchhof zu gehen und dort von den Todtenkränzen die Bänder zu lösen, mit denen sie dreimal über die Geschwulst am Halse streichen und die Worte sprechen sollte:

„Verschwunden sei, was ich besaß,
Wie abgemähtes welkes Gras!"

Dann sollten die Bänder eine Nacht unter dem Kopfkissen der jungen Dame liegen, um dann noch vor Eintritt des ersten Mondviertels nach dem Kirchhofe zurückgebracht und an denselben Kränzen wieder befestigt zu werden. Die Dame wurde aber, als sie die Schleifen von den Kränzen löste, als Diebin ergriffen und vor Gericht gestellt, wo sie Gelegenheit genug hatte, sich ihres Aberglaubens zu schämen.

Diese Gerichtsverhandlung hat am 28. Juni 1887 in Berlin stattgefunden!

Außer der kriminalistischen hat aber das Besprechen noch zwei andere Seiten, die wir etwas näher betrachten müssen. Die eine schlimme Seite des Besprechens ist die religiöse. Jedenfalls ist es ein Vergehen für jeden

gläubigen Chriſten, ſich des Namens Gottes und jener Formeln, welche bei der Taufe und anderen heiligen Handlungen gebraucht werden, zu bedienen, um gewiſſermaßen gegen den Willen Gottes und in recht thörichter Weiſe etwas erzwingen zu wollen. Die proteſtantiſche ſowohl, als die katholiſche Kirche ſehen deshalb auch die Ausübung gerade dieſer Art von Aberglauben als eine ſchwere Sünde an. Gefährlich aber iſt dieſes Beſprechen, ſelbſt wenn es nicht von Betrügerinnen betrieben wird, ſchon deshalb, weil um des Beſprechens willen oft die Herbeiholung ärztlicher Hilfe von den Angehörigen des Kranken, oder von dieſem ſelbſt verſäumt wird. Hat man doch, wie aus Tauſenden von Beiſpielen hervorgeht, ſelbſt unter den ſogenannten gebildeten Klaſſen mehr Vertrauen zu den Segensſprüchen eines alten Weibes, als zu der Wiſſenſchaft eines erfahrenen Arztes, und pflegt man doch ſo oft erſt den kundigen Fachmann an das Krankenbett zu holen, nachdem man eingeſehen hat, daß die Zauberformeln, das Anhauchen und Kreuzemachen doch nichts helfen. In vielen Fällen kommt aber dann die ärztliche Hilfe zu ſpät.

Wir wollen uns daher gerne der Hoffnung hingeben, daß die fortſchreitende Aufklärung auch mit dieſem thörichten Aberglauben eines Tages aufräumen wird. Doch das kann noch lange währen; denn wir glauben kaum, daß die vorſtehenden Zeilen viele Derjenigen, welche heute noch von dem Aberglauben des „Beſprechens“ befangen ſind, bekehren können; iſt doch dieſer Aberglaube und der Aberglaube im Allgemeinen viel zu tief in der Seele der Menſchen begründet, und mit Recht ſagt der Grieche Plutarch ſchon

Digitized by Google

in ſeinen „vergleichenden Lebensbeſchreibungen“: „Die Leichtgläubigkeit iſt eine menſchliche Schwäche, welche keine Grenzen hat und ſich bald zum Aberglauben und zu einer ängſtlichen Furcht, bald zur Verachtung und Geringſchätzung aller Religion hinreißen läßt.“

Die Unvollkommenheit unſerer Sinne.

Phyſiologiſche Skizze.

Von

Paul Tunſch.

(Nachdruck verboten.)

Nicht mit Unrecht hat man die Sinne als die „Pforten unſerer Seele“ bezeichnet, durch welche letztere mit der Außenwelt in Verbindung tritt, indem ihr durch die Sinne unaufhörlich die verſchiedenſten Eindrücke von der uns umgebenden Erſcheinungswelt zufließen, die in unſerem Gehirn zu Vorſtellungen und Anſchauungen verarbeitet werden. Auf dieſe Weiſe hat ſich unſere Kenntniß von den Erſcheinungen der Natur entwickelt, und das äußere Mittel zu dieſer Erkenntniß ſind unſere Sinnesorgane. Doch nur einen Theil, ja wahrſcheinlich nur einen ſehr kleinen Theil des Seienden vermögen wir mit unſeren Sinnen zu erfaſſen, denn die fortſchreitende Wiſſenſchaft hat uns deren Unzulänglichkeit kennen gelehrt und gezeigt, daß dieſelben nur innerhalb eines beſtimmt begrenzten

Gebietes für die Dinge und Vorgänge in der Körperwelt empfänglich sind, während ihnen unendlich viel verborgen bleibt.

Das gewahren wir sogar bei demjenigen Sinne, welcher mit Recht als der höchste bezeichnet wird, beim Gesichtssinne.

Doch ehe wir uns der Welt des für unsere Sinne Unsichtbaren zuwenden, müssen wir uns erst klar machen, was es mit dem „Sehen" eigentlich für eine Bewandtniß hat. Das Kunststück, welches dabei unser Organismus vollbringt, ist keineswegs so einfach. Der mit dem Gehirn verbundene Sehnerv, welcher in der Netzhaut des hinteren Auges endigt, hat die eigenthümliche Gabe, das Licht zu empfinden, welches von den leuchtenden Körpern ausgeht. Dasselbe wird von dem Auge aufgefangen, und es entsteht auf der Rückseite desselben, auf der Netzhaut des Auges, ein Bild des Gesehenen, gerade so, wie beim Photographiren durch das Licht auf der mit Jodsilber präparirten Platte ein Bild erzeugt wird. Sobald nun dasselbe durch den Sehnerv in das Gehirn übertragen worden ist, wird es uns bewußt, und wir sehen das Objekt, welches wir durch Uebung gewohnt sind nach Form und Beschaffenheit sofort über seine Größe und Entfernung zu beurtheilen, und das uns durch das Doppelbild unserer beiden Augen sogleich körperlich erscheint.

Das sind die hauptsächlichsten Vorgänge beim Zustandekommen einer Gesichtswahrnehmung, und es ist zu verwundern, daß zu einer solchen nur $^1/_{30}$ Sekunde Zeit erforderlich ist, wie genaue Messungen ergeben haben. Wir

wollen hier auf die Eigenthümlichkeiten unseres Sehapparates nicht näher eingehen, wie wir z. B. nur an einer kleinen Stelle in unserem Auge ordentlich sehen können und an den anderen Stellen Alles verschwommen erblicken, wie wir in unserem Auge einen völlig blinden Bezirk haben, der durchaus nicht klein ist, und wie wir allerlei in unserem Auge sehen, was gar nicht vorhanden ist — wir wollen uns vielmehr nur darauf beschränken, zu zeigen, wie unzulänglich unser Gesichtssinn ist.

Da stellt sich zunächst heraus, daß wir gar nicht einmal im Stande sind, alle vorhandenen Lichtstrahlen wahrzunehmen. Denn, so unglaublich es auch erscheint, die Physiker haben es nachgewiesen, daß es ein für uns ganz unsichtbares Licht gibt. Dieselben behaupten nämlich, daß das Licht durch einen unendlich feinen Stoff fortgepflanzt wird, den Aether, welcher noch vielmal feiner als die Luft ist, weshalb wir ihn auch gar nicht wahrnehmen können, obgleich er die ganze Welt erfüllt. Durch das Licht jedoch geräth er in eine zitternde, wellenförmige Bewegung, ähnlich wie durch einen in's Wasser geworfenen Gegenstand sich nach allen Richtungen hin Wellenkreise verbreiten. Nur sind diese von uns als Licht empfundenen Aetherwellen außerordentlich klein und haben eine enorme Geschwindigkeit. Diejenigen von geringster Schnelligkeit, welche wir wahrnehmen, schwingen 395 billionenmal, die geschwindesten aber 757 billionenmal in einer Sekunde. Das sind die Grenzen des uns sichtbaren Lichtes, denn weniger schnelle Aetherwellen, als die 395 billionenmal schwingenden, kann unser Auge nicht mehr als Licht wahr-

Digitized by Google

nehmen, ſondern nur noch unſer Gefühl als Wärme empfinden, und ſchnellere Lichtſchwingungen, als die 759 billionenmal ſchwingenden, ſind uns ebenfalls unſichtbar, erſcheinen uns als Finſterniß, und wir wiſſen nur, daß ſie noch chemiſche Wirkungen haben.

Bei vielen Menſchen iſt die Wahrnehmung des Lichtes aber noch eine weit beſchränktere. Wer hätte nicht ſchon die prächtige Lichterſcheinung des Regenbogens bewundert mit ihren glänzenden Farben und zarten Uebergängen? Dieſer Anblick iſt einem großen Theile der Menſchen verſagt, welche bei einem ſonſt geſunden Sehvermögen an Farbenblindheit leiden. Die häufigſten Fälle dieſer Art ſind diejenigen der ſogenannten Rothgrünblindheit, bei welchen der Farbenblinde für Roth und Grün keine Empfindung beſitzt und wahrſcheinlich Alles nur gelb und blau ſieht, in den verſchiedenſten Abtönungen. Weniger häufig iſt die ſogenannte Blaugelbblindheit, bei welcher das Umgekehrte der Fall iſt: der Farbenblinde ſieht nichts von der gelben und blauen Farbe, und es erſcheint ihm wahrſcheinlich Alles roth und grün in den verſchiedenſten Abſtufungen. Noch ſeltener kommt die totale Farbenblindheit vor, in der gar keine Farbe wahrgenommen wird, ſondern Alles nur hell und dunkel erſcheint, in den allmähligen Uebergängen von Weiß zu Schwarz. Sehr mannigfaltig wird dieſe Erſcheinung noch dadurch, daß die Augen der Farbenblinden für manche Lichtarten gar nicht empfänglich ſind, und z. B. das farbige Band des Regenbogens ſchmäler erblicken, weil ſie Theile deſſelben gar nicht ſehen.

Digitized by Google

Wie weit jedoch auch das beste Auge in seinem Sehvermögen beschränkt ist, das wollen wir sogleich an den Grenzen der sichtbaren Welt nachweisen.

Ein mittleres Menschenauge unterscheidet in einer Entfernung von 250 Millimetern noch Zwischenräume von $^1/_{20}$ Millimeter, besonders scharfe Augen können noch solche von $^1/_{30}$ bis $^1/_{36}$ Millimeter, also von der Breite eines feinen Menschenhaares wahrnehmen. Vermittelst des Mikroskops vermag man noch Zwischenräume von $^1/_{10000}$ Millimeter, ja sogar noch kleinere zu erkennen. Jedoch schon die kleinsten Theilchen des gewöhnlichen Zimmerstaubes sind selbst mit den schärfsten Mikroskopen nicht mehr deutlich sichtbar.

In der organischen Welt gehören die Vibrioniden mit zu den kleinsten aller Lebewesen. Dieselben sind fast allgegenwärtig, haben eine kugelige oder eiförmige, stäbchen- oder schraubenförmige Gestalt und entstehen aus unsichtbaren Keimen, die sie auch wieder erzeugen. Unter ihnen gibt es welche, die $^1/_{500}$ Millimeter lang und $^1/_{1000}$ Millimeter dick sind. Von diesen gehen nach den Berechnungen von Cohn 633 Millionen in ein Kubikmillimeter, und 636 Milliarden sind erst 1 Gramm schwer. Unter ihnen gibt es aber noch sehr viel kleinere. Ebenso liegen auch die allerfeinsten Elemente unserer Nervensubstanz schon jenseits der Grenze des Sichtbaren.

Wie im unendlich Kleinen, so verhält es sich mit unseren Gesichtswahrnehmungen auch im unendlich Großen: auch hier ist eine unübersteigliche Grenze der Sichtbarkeit gezogen.

Digitized by Google

Es iſt ſchwierig, die Anzahl der Sterne zu beſtimmen, die noch mit freiem Auge ſichtbar ſind, weil Kurzſichtige kaum noch Sterne der 4. und 5. Größe, Weitſichtige noch ſolche der 6., höchſtens der 7. Größe ſehen; es läßt ſich die Zahl der an der geſammten Himmelskugel für ein gutes mittleres Auge wahrnehmbaren Geſtirne nach den Berechnungen des Aſtronomen Heis auf etwa 5800 annehmen. Doch ſchon in einem Fernrohre mit zehnmaliger Vergrößerung zeigen ſich am nördlichen Sternhimmel etwa 300,000 Geſtirne, und am ſüdlichen nicht viel unter einer Million. Die Geſammtzahl der durch das 20 Fuß lange Fernrohr des älteren Herſchel am nördlichen Himmelsgewölbe ſichtbaren Sterne hat aber Struwe auf etwas über 10 Millionen berechnet. Wie weit dabei unſer Auge in den unendlichen Raum hinausdringt, ergibt ſich aus den durch W. Herſchel gemachten Berechnungen. Derſelbe kam nach ſeinen Forſchungen zu der Annahme, daß das unbewaffnete Auge etwa 12mal ſo tief in den Weltraum eindringt, als die mittlere Entfernung der Fixſterne erſter Größe von uns beträgt. Dieſe Entfernung können wir am beſten beurtheilen, wenn wir uns das Längenmaß anſehen, welches die Himmelskunde auf ſolche Räume anwendet. Dieſelbe bezeichnet den Raum, welchen das Licht, das in einer Sekunde 300,000 Kilometer zurücklegt, in einem ganzen Jahre durcheilt, als ein „Lichtjahr“. Und da hat man denn ermittelt, daß die Fixſterne erſter Größe im Mittel 15,5 ſolcher Lichtjahre von uns entfernt ſind, diejenigen zweiter Größe 28 Lichtjahre, diejenigen vierter Größe 60,7, die ſechster Größe 120,1 und die Fixſterne

achter Größe 386,3 Lichtjahre. Die weitesten in unseren Riesenfernrohren noch gesehenen Sterne schätzt man aber auf über 12,000 Lichtjahre Entfernung. Größere Himmelsobjekte, wie ganze Fixsternsysteme, welche für uns nur noch als Sternhaufen oder Nebel erscheinen, werden noch auf weit größere Entfernungen gesehen, und man nimmt an, daß die weitesten von uns noch wahrgenommenen Millionen Lichtjahre von uns entfernt sind. Dagegen ist jenseits der Milchstraße, an der Grenze des uns überhaupt sichtbaren Weltbezirks, nach fast allen Richtungen ein schwacher, verworrener Lichtschimmer zu sehen, der wahrscheinlich von einer unendlichen Anzahl ungeheuer weit entfernter Sternenzonen herrührt, welche selbst durch unsere größten Riesenfernrohre nicht mehr wahrnehmbar sind.

Es ist daher auch verhältnißmäßig gering, was man bis jetzt durch direkte Wahrnehmung über andere Weltkörper zu ermitteln vermochte. So hat man noch nicht einmal die wirkliche Beschaffenheit des Sonnenkörpers erkannt. Mehr schon gelang es von unseren Nachbarplaneten zu sehen, die man in ihrer Oberflächenbeschaffenheit unserer Erde sehr ähnlich gefunden hat. Am besten sind wir über den Erdenmond unterrichtet, dessen Gebirge wir z. B. genauer kennen, als viele Erdgebirge. Dagegen hat man noch keine Spuren von den Bewohnern der anderen Planeten entdeckt, obgleich deren Vorhandensein mit hoher Wahrscheinlichkeit vorauszusetzen ist.

Wohl aber nie werden wir im Stande sein, die innerste Beschaffenheit der Naturkörper in ihren kleinsten Theilchen zu erkennen, oder die Planeten und Nebenplaneten ent-

Digitized by Google

ferner Sonnen wahrzunehmen, denn in der weiteren Vervollkommnung der Mikroskope und Fernrohre ist bei der schon erreichten hohen Vollendung dieser Instrumente nur noch ein beschränkter Fortschritt zu erwarten. —

Die Wahrnehmungen unseres Gesichtssinnes werden aber wesentlich durch diejenigen des Gehörs ergänzt. Letztere kommen dadurch zu Stande, daß die Luft in wellenartige Schwingungen geräth, wenn sie erschüttert wird. Auch hier können wir vergleichsweise das Bild eines in's Wasser geworfenen Steines gebrauchen, der nach allen Richtungen in rhythmischer Folge Wellenkreise erzeugt. Diese Wellen, welche die Luft fortpflanzt, übertragen sich auf ein zartes Häutchen, das Trommelfell unseres Ohres, hinter welchem sich der Anstoß durch die straffe Kette der feingegliederten Gehörknöchelchen nach dem Wasser im „Labyrinth" (wie man das innere Ohr bezeichnet) fortsetzt, wo er die feinsten Endausbreitungen des Gehörnerven trifft und als Ton empfunden wird, der uns, wenn er durch den Gehörnerv in's Gehirn geleitet ist, zum Bewußtsein kommt.

Wenn wir nun aber glauben, durch unseren feingebauten Gehörapparat die ganze Welt der Töne und Geräusche zu vernehmen, so befinden wir uns im Irrthum. Helmholtz, ein sehr verdienstvoller Forscher, hat durch ein sinnreiches Instrument die Geschwindigkeit der wellenförmigen Schwingungen ausgemessen, welche durch den Schall in der Luft entstehen. Hierdurch aber wissen wir, daß beim tiefsten Ton, welchen wir überhaupt noch hören können, die Luft in der Sekunde 16 Schwingungen macht, daß

aber ein sehr feines Ohr im Stande ist, noch einen außerordentlich hohen Ton zu vernehmen, wenn die Luft in der Sekunde 38,000mal erschüttert wird. Das dürften die äußersten Grenzen menschlicher Gehörfähigkeit sein, welche aber in der Musik noch bei Weitem nicht erreicht werden. Die Tonkunst benutzt vielmehr nur diejenigen Töne, welche ungefähr zwischen 40 bis zu 4000 Schwingungen in der Sekunde haben. Mehr als 38,000 Schallwellen in der Sekunde als Ton zu vernehmen, ist dem menschlichen Ohre versagt, obgleich es sicherlich über diese Grenze hinaus noch Töne gibt. Dagegen werden ohne Zweifel viele andere Wesen, z. B. kleine Insekten, Töne von so außerordentlicher Feinheit hervorzubringen und wahrzunehmen vermögen, für die weder unser Ohr noch unsere Instrumente die geringste Empfindung besitzen.

Interessant ist in dieser Beziehung das von Edison erfundene Instrument, welches er Mikrophon genannt hat, und das uns noch Töne von unendlicher Feinheit zu Gehör bringt, welche für uns längst außerhalb der Grenze der Hörbarkeit liegen, das also für unser Ohr ungefähr dasselbe darstellt, was das Mikroskop für unser Auge ist. Dieses Instrument besteht im Wesentlichen aus zwei Kohlenstückchen, welche auf einer elastischen Platte so zu einander befestigt sind, daß sie sich gegenseitig berühren, jedoch durch die geringste Erschütterung ihre Lage zu einander verändern. Wird nun durch diese Kohlenstückchen ein elektrischer Strom hindurchgeleitet, der mit einem Telephon in Verbindung steht, so ist in dem letzteren die allergeringste Erschütterung laut hörbar, welche von uns längst nicht mehr vernommen

Digitized by Google

wird, z. B. die Schritte einer Fliege, welche über den Apparat läuft. —

Vom Geſichts- und Gehörsſinn völlig verſchieden iſt ſeiner phyſiologen Natur nach der eigenthümliche, noch immer ſehr räthſelhafte Geruchsſinn.

Der Vorgang des Riechens vollzieht ſich im oberſten Theile der Naſenhöhlenauskleidung, auf der ſogenannten Riechhaut, d. h. derjenigen Fläche, auf welcher die Riechnerven ſich ausbreiten. Dieſe Nerven endigen in kleinen Organen, den ſogenannten Riechzellen, welche mehrere ſehr feine Härchen tragen, die Riechhärchen, an denen der Prozeß des Riechens ſtattfindet. Außerdem aber ſind in der Riechhaut eine große Menge mikroſkopiſch kleiner, ſackförmiger Drüſen eingebettet, welche die Riechflüſſigkeit enthalten, die beſtändig die Riechhaut benetzt. Die riechenden Stoffe dringen nun infolge der Einathmung mit einer gewiſſen Heftigkeit in die obere Naſenhöhle auf die Riechhaut ein, wo ſie mit der Riechflüſſigkeit zuſammentreffen und dieſelbe ſofort chemiſch verändern (zerſetzen). Hierdurch aber geräth wahrſcheinlich die Riechflüſſigkeit in eine heftige Bewegung ihrer kleinſten Theilchen, die ſich den zarten Riechhärchen mittheilt und durch die Riechzellen auf die Enden der Riechnerven als Geruchsempfindung überträgt.

Trotz dieſes komplizirten Vorganges geht die Geruchsempfindung ſehr ſchnell vor ſich. Man hat die Zeit gemeſſen, in der eine Geruchsempfindung zu Stande kommt, und dieſe beträgt beiſpielsweiſe bei Kampher $^1/_3$ und bei Pfefferminz $^1/_4$ Sekunde. Dagegen ſtumpft ſich der Geruchsſinn ſchon nach einigen Minuten vollſtändig ab, ſo

z. B. bei Jodtinktur in 4 Minuten, bei Schwefelammonium in 5 Minuten, und zu einer neuen Geruchsempfindung ist mindestens 1 Minute Erholung nothwendig. Wie unendlich fein aber unsere Geruchsempfindung ist, das wird uns dadurch bewiesen, daß z. B. $^1/_{10000}$ Milligramm Nelkenöl in einem Kubikcentimeter Flüssigkeit noch riechbar ist, ja, daß $^1/_{20000}$ Milligramm Rosenöl noch eine Geruchswahrnehmung erzeugt.

Trotzdem ist dieser Sinn bei vielen Thieren noch bei Weitem feiner entwickelt, wie z. B. beim Hunde, der augenscheinlich noch Gerüche wahrnimmt, die unseren Sinnen völlig verborgen sind. —

Dem Geruchssinn vom physiologischen Standpunkte sehr nahe verwandt ist der Geschmack, so daß sich beide Sinne gegenseitig ergänzen.

Der Geschmack wird durch die Geschmacksnerven vermittelt, die am hinteren Theile der Zunge und am Gaumen verlaufen, wo ihre Endorgane, die sogenannten Schmeckbecher, in der Mundhöhlenschleimhaut liegen. In derselben hinten an der Zunge und über dieser, am Gaumen, befinden sich auch die Speicheldrüsen mit ihren weiten, steifen Ausgängen. Durch die Schmeckbewegung der Zunge wird nun in einem zwischen Zunge und Gaumen entstehenden Zwischenraume Speichel gesogen, wobei wir es deutlich zischen hören. Durch den Druck der Zunge aber wird aus der Speise die Flüssigkeit ausgepreßt und nach dem hinteren Theile der Zunge gedrängt, wo eine innige Vermischung derselben mit dem Speichel stattfindet, die sofort zu einer chemischen Veränderung des letzteren führt, welche

wir durch die Schmeckbecher und die Enden der Geſchmacksnerven als einen Reiz wahrnehmen, den wir ſchmecken nennen.

Ueber die Empfindlichkeit und zugleich über die äußerſten Grenzen unſeres Geſchmacksſinnes belehren uns die angeſtellten Experimente, welche ergeben haben, daß im gelösten Zuſtande durch den Geſchmack noch wahrnehmbar ſind: $^3/_{1000}$ Gramm Zucker, $^1/_{10000}$ Gramm Salzſäure und ſogar noch $^5/_{10000000}$ Gramm Strychnin. Darüber hinaus verläßt uns unſer Schmeckvermögen. —

Noch geheimnißvoller iſt der Gefühls- oder Taſtſinn, welcher uns durch Druck- oder Temperaturempfindungen über die uns nächſtliegendſten Dinge Aufſchluß gibt. Die Empfindungsorgane deſſelben ſind die geſammte äußere Haut und noch einige Schleimhäute unſeres Körpers; vermittelt wird die Empfindung durch kleine kolbenförmige Körperchen, die in dem Gewebe der Haut liegen und die Enden der Gefühlsnerven enthalten.

Jedoch nur ein kleiner Theil unſerer Haut iſt zu feinen Taſtempfindungen befähigt, nämlich die Zungenſpitze, die Spitzen der Finger und der Zehen, während an den übrigen Stellen der Haut die Taſtempfindungen ſehr undeutlich ſind. Um die Grenzen in der Feinheit unſeres Taſtgefühls zu beſtimmen, hat ſich Dr. Weber des Zirkels bedient. Werden deſſen beide Spitzen in einer gewiſſen Entfernung von einander auf die Haut geſetzt, ſo haben wir das Gefühl einer Doppelempfindung, werden jedoch die Zirkelſpitzen nahe aneinander gebracht, ſo hört die Doppelempfindung auf und verſchmilzt zu einer einzigen. Die

kleinſte Entfernung nun, welche die Zirkelſpitzen von einander haben können, um auf den verſchiedenen Körpertheilen noch als geſonderte Taſtempfindung wahrgenommen zu werden, gibt uns über die Feinheit unſeres Taſtſinnes Aufſchluß. Dieſe Entfernung iſt am kleinſten auf der Zungenſpitze, wo ſie nur 1 Millimeter beträgt und wo unſer ſchärfſtes Taſtvermögen vorhanden iſt, und am größten auf der Haut des Rückens, wo ſie 5 Centimeter ausmacht und wo alſo die geringſte Feinheit des Gefühls vorhanden iſt.

Auch das Gefühl für Temperaturveränderungen iſt für uns eng begrenzt, denn wir können innerhalb 14 bis 29° R. nur Unterſchiede von $^1/_5$ bis $^1/_6$° wahrnehmen. —

Mit dem Gefühlsſinn in naher Beziehung ſcheint auch der ſogenannte Muskelſinn zu ſtehen, welchen viele Forſcher als ſechsten Sinn bezeichnet haben. Auf dieſem höchſt dunklen Sinnesvermögen beruht z. B. unſere Fähigkeit, die Lageveränderung unſerer Glieder auch ohne Mithilfe des Auges genau zu beſtimmen, ſowie äußerſt ſcharf die Kraft zu bemeſſen, welche wir für eine gewiſſe Bewegung brauchen.

Auch dieſe Fähigkeit unſeres Körpers iſt eine beſtimmt beſchränkte, denn wir vermögen beiſpielsweiſe im beſten Falle nur die Differenz zwiſchen zwei Gewichten im Verhältniß von 38 zu 40 zu unterſcheiden, wenn beide ſchnell hintereinander gehoben werden; liegt aber ein größerer Zeitraum zwiſchen beiden Wahrnehmungen, werden wir es nicht mehr mit Sicherheit vermögen.

Dieſes Alles aber beweist uns, wie überall und nach allen

Richtungen dem Warnehmungsvermögen unſerer Sinneswerkzeuge Grenzen gezogen ſind, über die hinaus für ſie nichts mehr vorhanden iſt und die zu erweitern dem menſchlichen Erfindungsgeiſte wahrſcheinlich nur noch in verhältnißmäßig geringem Maße gelingen wird.

Iſt es doch eine unumſtößliche Thatſache, daß wir für viele Dinge und Vorgänge in der Natur überhaupt gar keinen Sinn beſitzen. Wir ſehen die Naturkräfte in ihrem Wirken und Schaffen an der Materie, ſoweit dieſe unſeren Sinnen zugänglich iſt, aber die Kräfte ſelbſt, welche ſie beherrſchen, ſind unſerer direkten Wahrnehmung verborgen. Wir wiſſen, wie die Elektrizität viele Körper, ja uns ſelber und wahrſcheinlich alle Dinge der Welt erfüllt und durchdringt, wie ſie ſich in den Körpern fortbewegt oder „in Strömen fließt", wie wir es nennen, wie ſie ſich an einem Orte anſammelt, um an einem anderen zu verſchwinden, aber ſie ſelbſt wahrzunehmen iſt unſeren Sinnen gänzlich verſagt.

Was würde wohl der freundliche Leſer beim Anblick einer im beſten Gang befindlichen Uhr ſagen, an der kein Gewicht, keine Feder, kurz nichts zu ſehen iſt, was ſie in Bewegung erhält, und die dennoch immer weiter geht? Er würde ſicherlich erſtaunen und an einen unbegreiflichen Zauber denken. Dieſen geheimen Zauber aber ſehen wir in der Natur täglich um uns, denn die Natur iſt ſolch' ein Uhrwerk, deſſen Triebfeder uns nicht ſichtbar iſt, und das ſich dennoch immer weiter bewegt bis in alle Ewigkeit. Dieſes größte aller Naturgeheimniſſe wird uns wohl aber immer verborgen bleiben, ſo daß es ſich, trotz des

Digitized by Google

Widerſpruchs verwegener Geiſter, zu bewahrheiten ſcheint, was Albrecht v. Haller, ein naturforſchender Dichter des vorigen Jahrhunderts, behauptete, indem er reſignirt ſang:

„In's Innere der Natur
Dringt kein erſchaffener Geiſt."

Armenpflege und Bettelei.

Eine ſoziale Betrachtung

von

A. Oskar Klaußmann.

(Nachdruck verboten.)

Armuth gibt es, ſo lange es Beſitz gibt. So iſt's von jeher geweſen und ſo wird's wohl auch bleiben, ſo lange es verſchiedenartig veranlagte Menſchen gibt. Von jeher hat aber auch der Reichere den Wunſch gehegt und die Verpflichtung gefühlt, ſeinem weniger mit Glücksgütern bedachten Nächſten zu helfen. Die Armenpflege iſt daher ſchon ſehr früh geübt worden, namentlich ſeit Einführung des Chriſtenthums. Doch erſt der neueren Zeit blieb es vorbehalten, eine wirklich geordnete Armenpflege einzuführen.

Im Jahre 1843 erſchienen als bahnbrechende, grundlegende Verordnungen die preußiſchen Geſetze über die Verpflichtung zur Armenpflege, und die in dieſen Geſetzen

aufgestellten Grundsätze sind auch in die deutsche Gesetzgebung übergegangen.

Nach dem Reichsgesetz über den Unterstützungswohnsitz vom 6. Juni 1870, welches in allen Bundesstaaten, mit Ausnahme von Bayern und Elsaß-Lothringen, in Geltung steht, wird die öffentliche Unterstützung von Hilfsbedürftigen durch Orts- und Landarmenverbände geübt. Die Ortsarmenverbände können aus einer oder mehreren Gemeinden (beziehungsweise aus einem oder mehreren Gutsbezirken oder aus Gemeinden und Gutsbezirken) zusammengesetzt sein. Jeder Hilfsbedürftige muß vorläufig von demjenigen Ortsarmenverbande unterstützt werden, in dessen Bezirk er sich bei Eintritt der Bedürftigkeit befindet. Die vorläufige Unterstützung erfolgt vorbehaltlich des Anspruchs auf Erstattung der Kosten beziehungsweise auf Uebernahme des Hilfsbedürftigen gegen den hierzu verpflichteten Armenverband. Als solcher kommt zunächst derjenige Ortsarmenverband in Betracht, in dem der Hilfsbedürftige seinen Unterstützungswohnsitz hat. Letzterer wird erworben durch a) zweijährigen ununterbrochenen Aufenthalt innerhalb des Ortsarmenverbandes nach zurückgelegtem 24. Lebensjahre, b) Verehelichung, c) Abstammung; er geht verloren durch a) Erwerbung eines anderweitigen Unterstützungswohnsitzes, b) zweijährige ununterbrochene Abwesenheit nach zurückgelegtem 24. Lebensjahre. Die öffentliche Unterstützung hilfsbedürftiger Deutscher, welche endgiltig zu tragen kein Ortsarmenverband verpflichtet ist, der „Landarmen" (Hilfsbedürftigen ohne Unterstützungswohnsitz), liegt sodann den Landarmenverbänden ob. Dieselben umfassen

Digitized by Google

der Regel nach eine Mehrheit von Ortsarmenverbänden, können sich aber ausnahmsweise auf den Bezirk eines einzigen Ortsarmenverbandes beschränken, z. B. Berlin.

In Bayern liegt die öffentliche Armenpflege den politischen Gemeinden, den Distrikts- und Kreisgemeinden ob. Die örtliche Armenpflege (diejenige der Gemeinden) umschließt das gesammte Gebiet der öffentlichen Armenfürsorge, soweit solche innerhalb eines bestimmten Gemeindebezirks zu bethätigen ist. Die Distriktsarmenpflege umfaßt die Unterstützung der mit Armenlasten überbürdeten Gemeinden des Distrikts, die Kreisarmenpflege die Unterstützung der mit Armenlasten überbürdeten Distriktsgemeinden; überdies hat die Distrikts- und Kreisarmenpflege für die Unterhaltung und Begründung von Wohlthätigkeitsanstalten, Krankenhäusern, Irrenanstalten u. dergl. Sorge zu tragen.

In Elsaß-Lothringen wird die öffentliche örtliche Armenpflege theils durch besondere Ortsarmenanstalten, theils durch Gemeindespitäler und religiöse Orden, theils durch die Gemeinden selbst wahrgenommen. Daneben treten die Bezirke und das ganze Land helfend ein, die ersteren namentlich durch die Fürsorge für Geisteskranke und Kinder, das letztere theils mittelst direkter Unterstützung von Hilfsbedürftigen, theils mittelst Gewährung von Zuschüssen an Wohlthätigkeitsanstalten.

Die letzten amtlichen Nachweise über die Armenpflege beziehen sich auf das Jahr 1885, und diesen ist zu entnehmen, daß im ganzen deutschen Reiche im Ganzen 886,571 Parteien mit 1,592,386 Personen von Armen-

verbänden unterstützt wurden. Auf 100 Einwohner kamen demnach im Durchschnitt im deutschen Reiche 3,40 Unterstützte.

Diese Durchschnittszahl aber findet sich nur bei wenigen Provinzen und Städten. In Hamburg z. B. kamen auf 100 Einwohner 9,66 Unterstützte, den günstigsten Prozentsatz aber hat Schaumburg-Lippe, wo auf 100 Einwohner nur 1,77 Unterstützte kommen.

Für diese Unterstützungen wurden im Jahre 1885 aufgewendet 92,452,517 Mark oder für den Kopf der Bevölkerung im Durchschnitt 1,95 Mark, also fast 2 Mark.

Die großen Städte haben naturgemäß die meisten Armen, die unterstützt werden müssen. In Deutschland zählen Hamburg, Berlin, Breslau, Köln, Königsberg i. Pr., Bremen, Danzig, Straßburg i. E. und Elberfeld die meisten Unterstützungsbedürftigen, nämlich 6 bis 12 Prozent der Einwohner; dann folgen Dresden, Leipzig, Frankfurt a. M., Stuttgart, Düsseldorf, Magdeburg, Altona und Barmen mit 5 bis 6 Unterstützten auf das Hundert; und Hannover, Nürnberg und Chemnitz haben nur 3 bis 4 Unterstützte auf 100 Personen der Einwohnerschaft.

Von den deutschen Städten mit mehr als 100,000 Einwohnern wenden für Armenzwecke am meisten auf: Berlin, Hamburg, Dresden, Leipzig, Köln, Frankfurt a. M., Stuttgart, Bremen, Nürnberg, Danzig, Straßburg i. E., Elberfeld, Altona und Barmen, nämlich 3 bis 7 Mark auf den Kopf der Bevölkerung; Breslau, München, Königsberg i. Pr., Hannover, Düsseldorf und Chemnitz wenden nur 2,50 bis 3 Mark auf den Kopf der Bevölkerung auf, und Magdeburg gar nur 2 Mark.

Man sieht, die Kosten, welche die Armenpflege verursacht, sind ganz riesenhafte, und man vergesse nicht, daß außer dieser öffentlichen Unterstützung noch beständig Almosen gegeben werden, die von sachverständiger Seite auf ungefähr 250,000 Mark *im Tage* geschätzt worden sind, d. h., es werden mindestens 92 Millionen Mark jährlich durch Privatwohlthätigkeit und in Form von kleinen Almosen an Bettler ausgetheilt, also fast genau so viel, als in Deutschland durch die öffentliche Armenunterstützung jährlich verausgabt wird. 185 bis 190 Millionen werden darnach jährlich aufgewendet für Arme; und trotzdem diese Summe eine kolossale ist, steigt sie noch beständig.

Verpflichtet zu der Armenpflege ist der Staat ganz gewiß. Betrachtet doch die heutige Volkswirthschaftslehre die Armuth gewissermaßen als eine gesellschaftliche Krankheit, welche Gefahr für die Gesammtheit bringt, da sie die Unsittlichkeit und das Verbrechen fördert und den nationalen Wohlstand schädigt. Aus dieser praktischen Erwägung haben auch alle Kulturstaaten ihre Verpflichtung zur Armenpflege anerkannt, bis vor wenigen Jahrzehnten aber scheint man in der Praxis nicht das Richtige getroffen zu haben, und selbst heute versucht man noch immer vergeblich, das große Geheimniß zu lösen, das darin besteht, nur wirklich *Bedürftige* zu unterstützen.

Ist doch leider anzunehmen, daß von der kolossalen Summe, die allein im deutschen Reiche jährlich für Armenunterstützungen aufgewendet wird, noch nicht die Hälfte an wirkliche Arme und Bedürftige kommt, daß vielmehr ganze Familien von Bettlern erhalten werden und erhalten

werden müſſen, welche ſyſtematiſch faullenzen und ihre Armuth als einziges Gewerbe betreiben. Jeder Landarmenverband hat ſolche Familien auf dem Halſe, die immer und immer wieder betteln gehen, ſobald ſie aus dem Arbeitshauſe entlaſſen ſind, und bei denen alle Strafen nichts helfen. Dieſe Bettlerfamilien verheirathen ſich ſogar untereinander, bilden geſchloſſene Genoſſenſchaften und liefern leider die beſten Rekruten für das ſchwere Verbrecherthum.

Vielleicht wäre es durchaus angebracht, auch dieſen Schmarotzern gegenüber die Deportation, d. h. die Zwangsanſiedelung in überſeeiſchen Kolonien mit geſundem Klima anzuwenden. Es würden die Leute dort zur Arbeit gezwungen werden, ſie würden moraliſch und ſittlich gehoben und zu nützlichen Gliedern des Staates werden, anſtatt daß ſie jetzt nur Koſten verurſachen und ſchädigend für die allgemeine Sittlichkeit und Sicherheit wirken.

Aber nicht etwa auf dem Lande allein und in den kleinen Orten gibt es ſolche Bettlerfamilien und „unverſchämte Arme", welche, ohne bedürftig zu ſein, das öffentliche Mitleid in Anſpruch nehmen; gerade in den großen Städten treiben dieſelben ihr Weſen und beſonders in Berlin wurde z. B. in den erſten Monaten dieſes Jahres ermittelt, daß die Familie des arbeitsunfähigen ehemaligen Kaufmanns W. aus nicht weniger als 11 Privatſtiftungen Unterſtützungen empfing und zwar in Höhe von jährlich 5300 Mark dazu noch Holz und Kohlen. Dieſe Unterſtützung geſtattete denn auch der Familie W. ein recht angenehmes Daſein und ermöglichte es dem Manne, innerhalb weniger Jahre über 7000 Mark zu erſparen.

Die Unterstützungen wurden, wenn auch nicht ganz, so doch zum größten Theile nach diesen Ermittelungen zurückgezogen.

Dieser Fall ist jedenfalls verblüffend, aber man irrt sich, wenn man glaubt, er stehe vereinzelt da. Solcher Familien gibt es in Deutschland Hunderte, und Staat und Privatwohlthätigkeit müssen viele Tausende von arbeitsfähigen und gesunden, aber faulen und verkommenen Menschen dauernd erhalten, aus denen sich oft genug die schwersten Verbrecher und gemeingefährlichsten Strolche entwickeln.

Um das Ideal zu erreichen, welches darin besteht, nicht faule Subjekte, sondern wirklich Bedürftige zu unterstützen, hat sich seit dem Jahre 1853 in Deutschland eine Bewegung geltend gemacht, die das sogenannte „Elberfelder System" annahm und darauf ausgeht, die Armuth planmäßig zu bekämpfen und, da sie einmal als soziale Krankheit aufgefaßt wird, auch vollständig pathologisch zu behandeln.

Man hat eingesehen, daß die ungeordnete Privatwohlthätigkeit, z. B. das Almosengeben aus bestem Herzen und reinstem Mitgefühl keinen praktischen Nutzen, sondern vielmehr einen ganz kolossalen Schaden für die Allgemeinheit bringt, denn gerade durch diese von milder Hand gegebenen Gaben wird das unverschämte Bettlerthum großgezogen und erhalten, und leider ist es keine Frage, daß 90 Prozent der Almosen, die man aus Mitleid einem Bettler an der Thür spendet, in unrechte Hände fallen und viel eher dazu dienen, dem Staate Schaden zu bringen, als einem Armen zu helfen.

Einzelne Städte haben sich daher dazu aufgeschwungen,

die Hausbettelei ganz abzuschaffen. Dieselbe ist ja an und für sich durch Verfügungen untersagt, aber Jedermann weiß, daß diese polizeilichen Verfügungen sich nicht aufrecht erhalten lassen, so lange mitleidige Herzen den an ihre Thür Klopfenden Geld spenden. In einzelnen Städten hat sich nun die Einwohnerschaft dazu verpflichtet, überhaupt keine Almosen mehr zu geben, sondern jeden Bettler an eine Centralstelle zu verweisen, von der er eine Unterstützung erhält, nachdem man wenigstens oberflächlich seine Verhältnisse geprüft hat. Dafür zahlt jeder Bürger nach Selbsteinschätzung oder so weit ihn sein gutes Herz und Mitleid veranlaßt, jährlich eine gewisse Summe an die Centralstelle.

Dieses Prinzip hat sich sehr gut bewährt, und zur Zeit befindet sich das System der verständigen Bekämpfung der öffentlichen Armuth in erfreulicher Entwickelung. Durch die Errichtung von Asylen, Rettungshäusern und Arbeitskolonien wird auch viel gethan; auf diesem Gebiete bekannt ist der Pastor v. Bodelschwingh, welcher im Jahre 1881 in Wilhelmsdorf bei Bielefeld die erste „Arbeitskolonie" errichtete, d. h. eine Anstalt, in welcher arbeitswillige Bettler beschäftigt werden. Die Erfolge dieser nach sehr verständigen Prinzipien geleiteten Anstalt sind so großartige, daß man jetzt bereits in den meisten deutschen Provinzen solche Arbeitskolonien angelegt hat. Jedenfalls sind auch die Mittel, die beschafft werden, um Bettlern und Bettlerinnen Arbeit zu geben und sie, wenn sie nicht arbeiten wollen, mit aller Strenge zu verfolgen, am besten geeiguet, wenigstens dieser Art von Bettel entgegenzutreten.

Der Leſer aber möge ſich geſagt ſein laſſen, daß er am wohlthätigſten dann iſt, wenn er nicht auf das Gerathewohl Almoſen gibt, ſondern ſich die Leute ſehr wohl anſieht, denen er etwas zukommen laſſen will. Wer jungen, geſunden Burſchen, welche von Haus zu Haus ziehen, um das Geld zuſammenzufechten, das ſie in Schnaps vertrinken wollen, ein Almoſen gibt, handelt entſchieden leichtfertig. Dagegen wird es ſich natürlich empfehlen, anſtändigen Leuten, die in Noth ſind, wie z. B. einem reiſenden Handwerksburſchen, eine Gabe zu Theil werden zu laſſen, obgleich bei den heutigen Verkehrsverhältniſſen eigentlich auch kein Handwerksburſche mehr nöthig hat, zu „fechten". Wer wohlthätig ſein will, beſchränke ſich darauf, dort zu helfen, wo er von wirklicher Armuth etwas erfahren hat. Ein Vergehen am Staat und deſſen Sicherheit aber begeht Derjenige, welcher ohne zu prüfen Almoſen austheilt, mit denen er in neun unter zehn Fällen nicht eine Wohlthat erweist, ſondern Faulheit und Laſter unterſtützt und Verbrecher beſoldet.

Die Webe- und Baukunſt der Spinnen.

Nach den neueſten Beobachtungen geſchildert

von

Profeſſor Dr. W. Heß.

(Nachdruck verboten.)

Zur Zeit, als die Götter noch mit den Menſchen verkehrten, wurde Arachne, die Tochter des Purpurfärbers Idmon, von der Göttin Athene in der Kunſt des Webens unterrichtet, und die gelehrige Schülerin entwickelte bald eine für eine Sterbliche ſtaunenswerthe Kunſtfertigkeit. Als nun gar Nymphen ihre Arbeit bewunderten, forderte ſie im Uebermuthe ihre Lehrerin zu einem Wettſtreite heraus und fertigte ein Gewebe ſo zart und fein, ſo prächtig geziert mit herrlichen Scenerien, daß ſelbſt die Gegnerin im Wettſtreit keinen Fehler entdecken konnte. Aber ein Tadel mußte gefunden werden; war das Gewebe untadelhaft, ſo mußten die eingewebten Schilderungen Veranlaſſung geben; hatte doch die arme Sterbliche ſich erkühnt, die Liebesgeſchichten der unſterblichen Götter hineinzuweben. Die darob erzürnte Göttin zerriß das Gewebe und ſchlug die Künſtlerin damit, welche ſich aus Schmerz über ihre Niederlage erhing. Zwar gab ihr die Göttin das Leben zurück, aber ſie verwandelte ſie in eine Spinne. Nach

wie vor webt diese ihre zarten feinen Gewebe, aber die Liebesgeschichten der Götter webt sie nicht wieder hinein.

So erzählt die alte griechische Sage die Entstehung der Spinne. Zwar ist vielen ihrer Nachkommen im Laufe der Jahrtausende die Kunstfertigkeit ganz abhanden gekommen, andere besitzen sie nur noch in geringem Maße, aber einige haben sie noch in großer Vollkommenheit behalten. Ihr eigener Körper erzeugt den Spinnstoff, ihr eigener Körper dient ihnen als Webstuhl.

Die Spinnen haben von jeher eine besondere Anziehungskraft für den Forscher gehabt, unablässig sind sie beobachtet worden, und es wird die Leser interessiren, über die neuesten Resultate dieser Forschungen unterrichtet zu werden.

Betrachten wir z. B. eine Kreuzspinne. An dem Ende des dicken Hinterleibes finden wir sechs kegelförmige Warzen, die Spinnwarzen, welche beweglich sind, so daß sie sich dicht zusammenlegen und einen dicken, einfachen Faden, oder sich weit ausspreizen können und alsdann viele dünne Fäden hervorbringen. Auf jeder Spinnwarze stehen zahlreiche größere Spinnkegel und kleinere Spinnspulen, welche ebenfalls durch besondere Muskeln bewegt werden können. In welch' bedeutender Anzahl dieselben sich vorfinden, geht daraus hervor, daß nach Dr. Voges auf den beiden vorderen Spinnwarzen je ein Spinnkegel und etwa 70 Spulen, auf den beiden mittleren je drei Spinnkegel und etwa je 150 Spulen und auf den beiden hinteren Warzen je fünf Spinnkegel und etwa 120 Spulen stehen, so daß der ganze Webstuhl oder auch Spinnrocken mit ungefähr 700 Spulen arbeitet.

Digitized by Google

Die Spinnkegel, ſowie die Spulen ſtehen mit Drüſen in Verbindung, in denen ſich eine zähe, klebrige, an der Luft raſch erhärtende Maſſe befindet, welche durch die Thätigkeit der Leibesmuskeln in die Spinnröhren getrieben wird. Mit den kammartigen Klauen ihrer Füße zieht die Spinne den Faden aus den Spulen, und je nachdem mehr oder weniger Spulen arbeiten, iſt der Faden dicker oder dünner. Der Faden einer einzelnen Spule hat ungefähr die Dicke eines $^1/_{1000}$ Millimeters. Dieſe ungemeine Feinheit iſt die Urſache, daß die Spinnfäden induſtriell bis jetzt nicht haben Verwendung finden können, trotzdem ſie große Aehnlichkeit mit den Fäden der Seidenraupe haben. Die Länge eines Fadens, welchen eine Spinne ſpinnen kann, wird auf eine deutſche Meile geſchätzt.

Manche Spinnen benutzen ihr Spinnvermögen nur dazu, eine ſchützende Hülle für ihre Eier zu verfertigen, denn trotz ihrer Raubgier, die ſogar ſo weit geht, daß vielfach das Weibchen das kleinere Männchen tödtet und verzehrt, iſt die Mutterliebe eine hervorragende Eigenſchaft der Spinnen. In ſeiner einfachſten Geſtalt iſt dieſe Eierhülle ein meiſt kugeliger, zuweilen auch abgeplatteter einfacher Sack, welchen die Spinne an ihrem Hinterleibe befeſtigt und mit ſich herumträgt, oder an andere Gegenſtände, Blätter, Zweige, Rindenſchuppen feſtſpinnt. Zuweilen ſind dieſe Eierſäcke noch mit einem lockeren Geſpinnſt umhüllt. So baut das Weibchen der Liſtſpinne (Dolomedes mirabilis) ein durchſcheinendes, kuppenartiges, nach unten offenes Geſpinnſt, welches es zur Zeit

der Fortpflanzung bewohnt, um die Eier und später die Jungen zu bewachen. Die Hängespinnen legen ihre Eier in zwei dürre Samenkapseln, schieben dieselben ineinander, und spinnen sie fest, umhüllen sie schließlich mit einem zarten, leichten Gewebe von gelblichweißer Färbung und hängen sie an einen Zweig auf, so daß sie wie zwei große spindelförmige Beutel von diesem niederhängen.

Manche Spinnen verfertigen auf einem zierlichen Stiel aus zusammengedrehten Seidenfäden ein aufrecht stehendes becherförmiges oder ein hängendes glockenförmiges Gespinnst von rein weißer Seide, welches oben durch einen eingesenkten Deckel geschlossen ist und im Innern die Eier enthält. Wenn diese Nester den Winter überdauern sollen, so werden sie noch mit einem Stoffe, welcher die Wärme schlecht leitet, Erde oder Lehm, sorgsam überzogen.

Außer diesen Eiersäcken verfertigen zahlreiche Spinnen jedoch noch eine Wohnung für sich selbst. So vereinigen die Huschspinnen grüne Blätter durch Seidenfäden zu einer eckigen Kapsel, in welcher sie leben. Die Sackspinnen verfertigen sackartige dichte Gewebe in Mauerritzen, zwischen Steinen, unter Baumrinde u. s. w., und die Zellenspinnen an denselben Orten dichte weiße Gespinnströhren.

Doch vielen genügt eine einfache Wohnung nicht; sie verbinden dieselbe mit einem Netze, um ihre Beute zu fangen, oder legen ein solches daneben an. Die Hausspinne sucht sich dazu eine Ecke in menschlichen Wohnungen aus und befestigt an der einen Wand, einige Centimeter vom Scheitel entfernt, einen Faden, läuft durch den Winkel auf die angrenzende Wand, zieht in einer gleichen Entfernung vom

Scheitelpunkte den Faden ſtraff und befeſtigt ihn. Dieſen Hauptfaden als Brücke benützend, zieht ſie einen zweiten Faden nach der Ecke zu neben ihn und zieht ſo Faden auf Faden, bis der Raum zwiſchen dem erſten und der Ecke ausgefüllt iſt. Darauf werden von der Ecke aus Fäden ſtrahlenförmig nach dem erſten Faden, dann kreuz und quer gezogen, ſo daß ein florartiges, deckenförmig ausgebreitetes, in der Mitte etwas niederhängendes Gewebe entſteht.

Noch künſtlicher verfahren die Radſpinnen, indem ſie ein radförmiges, mehr oder weniger ſenkrechtes Netz verfertigen, von deſſen Mittelpunkt zahlreiche Fäden ſtrahlenförmig nach der Peripherie laufen und durch konzentriſche Fäden verbunden werden. Bei der Anlage des Netzes verfahren die Radſpinnen ähnlich wie die Hausſpinnen. Sie verbinden zwei gegenüberliegende Punkte durch einen Faden, indem ſie von dem einen Punkt, den Faden hinter ſich herziehend, zum andern laufen. Iſt ihnen dies jedoch nicht möglich, ſo ſuchen ſie den zweiten Punkt auf folgende ſinnreiche Weiſe zu erreichen. Die Spinne läßt ſich an einem Faden hinab und beginnt alsdann zu ſchwingen, bis ſie den erſehnten Punkt erfaſſen kann. Will ihr jedoch auch dies nicht gelingen, ſo läßt ſie ſich an zwei Fäden nieder und reißt den einen ab. Der geringſte Luftzug weht das freie Ende deſſelben an einen entfernten Punkt, wo er infolge ſeiner Klebrigkeit hängen bleibt. Vorſichtig taſtend begibt ſich die Spinne auf dieſe ſchwankende Brücke, zieht, nachdem ſie ſie überſchritten hat, den Faden ſtraff und befeſtigt ihn ſicher. Nachdem auf dieſe Weiſe

der Rahmen des Netzes vollendet ist, zieht die Spinne einen Durchmesser, indem sie von dem obersten Punkte sich an einem Faden niederläßt und diesen unten befestigt. Von der Mitte desselben aus zieht sie alsdann die Strahlen, indem sie jedesmal den letzten als Brücke benützt und den neuen seitlich befestigt. Die konzentrischen Fäden vollenden den künstlichen Bau. Schließlich wird noch in der Nähe ein Versteck angelegt, in welches die Spinne sich zurückziehen und der Ruhe pflegen kann, wohin aber vom Netze aus Fäden laufen, so daß die Spinne jede Bewegung desselben sofort wahrzunehmen vermag.

Auch der Wasserbaukunst haben sich einige Spinnen zugewandt. Die Jagdspinne (Dolomedes fimbriata L.) ballt trockene Blätter, welche auf der Oberfläche des Wassers umherschwimmen, zusammen, verbindet sie fest durch Seidenfäden und stellt so ein floßartiges Fahrzeug her, auf dem sie sich von Wind und Wellen umhertreiben läßt. Sobald sie von hier aus eine Beute erspäht hat, stürzt sie blitzschnell darauf los, ergreift sie und schleppt sie auf das Floß, um sie dort gemächlich zu verzehren.

Einen bewunderungswürdigen Kunstbau führt die Wasserspinne (Argyroneta aquatica L.) im Wasser aus. Zu diesem Zwecke kommt sie an die Oberfläche des Wassers, streckt den Hinterleib hervor, breitet die Spinnwarzen aus und schießt dann plötzlich in das Wasser hinunter. Hierdurch nimmt sie außer der den Hinterleib einhüllenden Luftschicht, welche diesen wie eine Quecksilberkugel erscheinen läßt, noch eine bald kleinere, bald größere Luftblase an der Hinterleibsspitze mit hinab. Geschäftig eilt sie dann

nach dem Orte hin, den ſie ſich zur Wohnung auserſehen hat. Dort angekommen umſpinnt ſie die Luftblaſe mit einer halbkugeligen, dichten Schicht von Seidenfäden, die ſie ſorgfältig mit Firniß überzieht, und hängt ſie dann an einem Pflanzenſtengel oder einem Blatt auf. Darauf kehrt ſie an die Oberfläche des Waſſers zurück, um ſich eine neue Luftblaſe zu holen, welche ſie mit der ſchon befeſtigten vereinigt, was durch die zweckmäßige Vergrößerung des ſie haltenden Fadennetzes ermöglicht wird. So fährt das Thierchen in ſeiner Arbeit fort, immer Luftbläschen holend und mit den vorhandenen vereinigend und ſie immer mehr mit einem feinen aber dichten Gewebe von Spinnfäden umſpinnend und durch ausgeſpannte Fäden ringsum befeſtigend, bis allmählig eine kleine Taucherglocke mit nach unten gekehrter Oeffnung und von der Größe einer Wallnuß entſtanden iſt.

Hat die Waſſerſpinne dicht ſtehende Pflanzen zur Verfügung, ſo verfährt ſie auch wohl in der Weiſe, daß ſie zwiſchen zwei Pflanzenſtengeln ein dichtes, flaches Gewebe ſpinnt, und Luft unter daſſelbe bringt. Je mehr Luft unter daſſelbe kommt, deſto mehr dehnt es ſich glockenförmig aus und die Spinne fährt mit dieſer Arbeit ſo lange fort, bis es die nöthige Größe erlangt hat. Zur Zeit der Fortpflanzung im Frühling und Herbſt baut das Männchen ſeine kleine Wohnung dicht neben diejenige des Weibchens und verbindet beide durch eine Oeffnung oder bedeckte Gallerie.

Dies iſt jetzt ihre Wohnung; hierher eilen ſie nach glücklich beendetem Jagdzuge, um der Ruhe zu pflegen;

hier suchen sie ihre Zuflucht, wenn ein stärkerer Feind sie verfolgt; hierher schleppen sie ihre Beute, wenn sie gesättigt sind, und hängen sie an Seidenfäden auf, um sie für künftige Zeiten aufzusparen; hier stellen sie ihre Netze, die allerdings nur geringe Ausbeute liefern und die Jagdzüge nicht entbehrlich machen. Indem das Thier von Zeit zu Zeit frische Luft in seine silberglänzende Wohnung bringt, ist es im Stande, lange Zeit darin zuzubringen. Auch zum Winteraufenthalte dient sie ihm, jedoch zieht das Thier hierzu eine leere Schneckenschale vor, deren Oeffnung es durch ein künstliches Gewebe verschließt.

Doch nicht nur in der Luft und im Wasser, auch in der Erde finden wir Spinnenwohnungen. Mit Hilfe ihrer Kiefernfühler und der gezähnten Füße graben die Wolfsspinnen senkrechte Röhren in die Erde. Erber beobachtete die gefürchtete Tarantel bei dieser Arbeit. Nach einigen Tagen waren die Löcher schon 10 Centimeter tief, ohne daß Erde herausgeworfen dalag. Er beobachtete nun in mondheller Nacht, daß die Spinne nach zehn Uhr ihre Arbeit begann, indem sie Erdkörnchen losbrach, die sie nach und nach in eine 1½ Klafter entfernte Vertiefung trug. Mit dieser Arbeit war die Spinne bis zwei Uhr ununterbrochen beschäftigt und legte den Weg wohl zweihundert Mal stets beladen zurück. Das Loch war dadurch 1,25 Centimeter tiefer geworden. Im Hochsommer war das Loch gegen 18 Centimeter tief, und die Spinne bedeutend größer. Die Wände des Lochs waren glatt, das Rohr gleichweit, ging unten aber rechtwinkelig abbiegend noch 7 Centimeter wagerecht weiter und endete in

einer Kammer. In dieser lag der graulichweiß übersponnene Eierstock. Nur die Weibchen vollführen diese kunstvolle und schwierige Arbeit, die kleineren Männchen machen es sich leichter. Sie benützen einen hohlliegenden Stein oder eine verlassene Röhre als Schlupfwinkel.

Aehnlich bauen die Tapezierspinnen. Ihre Röhren erreichen die gewaltige Länge von 60 Centimeter bei einer Breite von 15 bis 20 Millimeter. Sie sind mit Seidengewebe dicht austapeziert, erheben sich schlauchförmig über die Erde hervor und laufen an geschützten Stellen unter Steinen, Gras u. s. w. wagerecht auf dem Boden hin. Von einer Art berichtet Moggridge, daß ihr ziemlich tiefer, senkrechter, mit blendend weißer, dichter Seide ausgekleideter Gang sich als Schlauch 80 Millimeter über den Boden erhebt und, unterstützt von Pflanzen, in einen weiten Trichter verläuft.

Die Fallthürspinnen verschließen den Eingang zu ihrer Wohnung durch einen Deckel. Derselbe zeigt eine beträchtliche Dicke und besteht aus Erde, welche mit Seidenfäden verwebt ist. Er ist oben breiter als unten, so daß er die Oeffnung vollkommen verschließt, und wird von der einen Seite durch ein festes Seidengewebe mit dem Rande der Oeffnung, wie eine Thür durch ihre Angel verbunden. An der entgegengesetzten Seite befindet sich eine Reihe Löcher, in welche die Spinne ihre Fußkrallen einschiebt und dadurch im Stande ist, die Thür zuzuhalten. Diese Löcher fehlen übrigens häufig, und die Spinnen sichern sich alsdann dadurch, daß sie ihre Füße in den dichten, seidenartigen Ueberzug einhaken. Die Nester sind schwer

aufzufinden, da die Deckel sehr genau schließen, und ihre Oberfläche sehr oft mit Moos und anderen Pflanzen bedeckt ist.

Außer diesen einfachen Nestformen der Fallthürspinne hat man in neuerer Zeit noch künstlichere gefunden. Dieselben bestehen aus einer Hauptröhre, die gerade oder gewunden nach abwärts gerichtet ist und entweder einfach bleibt oder mit Nebenverzweigungen versehen ist, welche in einem spitzen Winkel nach oben abzweigen und meist blind endigen, zuweilen jedoch auch an der Oberfläche ausmünden. Die äußere Oeffnung der Röhre wird hier durch eine dünne oblatenartige Thür geschlossen. Wenige Centimeter tiefer befindet sich jedoch noch eine zweite, dickere und festere Thür. Bei den verzweigten Nestern hängt dieselbe an der Spitze des Winkels, welchen die beiden Zweige der Röhre mit einander bilden, und die Spinne kann sie nach beiden Seiten bewegen, so daß sie sowohl die Hauptröhre als die Nebenröhre durch diese Thür schließen kann.

Die meisten Fallthürspinnen gehen des Nachts auf Raub aus, indem sie am Eingang ihrer Wohnung den vorbeikommenden Insekten auflauern und sie durch einen geschickten Sprung erhaschen, oder Netze spinnen, in denen sie ihre Beute fangen, wie die Deckelspinne auf der griechischen Insel Tinos, welche Erber genauer beobachtete.

„Bald nach neun Uhr Abends," so erzählt Büchner dessen Beobachtungen, „öffneten sich die Thore; die Spinnen kamen heraus, befestigten die zurückgeschlagenen Thüren durch einige Fäden an umstehende Gräser oder kleine

Steine, spannen dann jede ein Netz von ungefähr 15 Centimeter Länge und 1,25 Centimeter Höhe und kehrten wieder in ihre Wohnung zurück.

Ich hatte meine Stellung so gewählt, daß ich drei dieser Spinnen zu gleicher Zeit beobachten konnte. Bald hatten sich einige Nachtkäfer in den ausgespannten Netzen gefangen, welche von den Spinnen sofort ergriffen wurden. Diese sogen ihnen die Säfte aus und schleppten die todten Körper einige Fuß weit von ihren Höhlen fort.

Anderen Tages besuchte ich den Platz wieder und bemerkte, daß die während der Nacht aufgestellten Netze vollständig entfernt worden waren. Auch stand die Thür des Nestes einer der drei beobachteten Spinnen, welche ich während der Nacht eingefangen hatte, offen, und ich konnte deutlich die mit Thautropfen verzierten Spinnfäden erkennen, mit welchen dieselbe befestigt war."

So zeigen selbst die verachteten und von den meisten Menschen gehaßten Spinnen eine erstaunliche Kunstfertigkeit und eine entschiedene Ueberlegung in Verfolgung ihrer Zwecke, und lehren uns, daß wir in den Werken der Natur auf Schritt und Tritt eine Fülle der bewunderungswürdigsten Thatsachen wahrnehmen können, wenn wir nur die Augen offen halten und sie aufzufinden verstehen.

Digitized by Google

Historische Grobheiten.

Eine Plauderei

von

Richard March.

(Nachdruck verboten.)

Die Grobheit ist so alt wie die Welt, aber erst an Bord des berühmten „Narrenschiffes", welches der ehrsame Herr Sebastian Brant, einer der Räthe Ihrer kaiserlich deutschen Majestät Maximilian I., gegen Ende des 15. Jahrhunderts zu Straßburg in Gestalt eines Buches vom Stapel ließ, finden wir unter anderem Ballast auch den wunderlichen Gesellen Sankt Grobian.

Obwohl von der Wahrheit abstammend und in deren Dienste seit jeher wirkend, wird Sankt Grobian von Brant doch ausdrücklich als ein neuer Patron bezeichnet. Es muß somit angenommen werden, daß man ihn, der später, in dem sattsam bekannten „Bengel", einem noch 1592 im Wiener Prater wirksam gewesenen, durch besonders eifrige Verehrung Grobian's hervorragenden kaiserlichen Forstaufseher, sowie dem „Flegel", „Lippel" und „Lümmel" würdige Genossen finden sollte, erst im Zeitalter der Entdeckung Amerika's aus dem Dunkel des Begriffes erhob, aus einer blos juristischen zu einer moralischen Person,

Digitized by Google

zum Ideal Derjenigen machte, welche die Zunge als Wehr und Fuchtel weiblich nützen.

Dies iſt, wie ſchon geſagt, zu allen Zeiten geſchehen. Kain wagte es, dem Schöpfer, der ihn nach Abel's Verbleib fragte, grob zu erwiedern — der gewaltige Zeus wurde ebenſogut wie die geſammten olympiſchen Götter unzählige Male mit Grobheiten aller Art überſchüttet, kurz, nichts war gefeit vor dem Stachel der Rede, und ſo arg trieben es die Sterblichen, daß ſich einer der ſieben Weiſen Griechenlands, Chilo von Sparta, bemüßigt ſah, ihnen den Rath zu ertheilen, Beleidigungen gelaſſen zu ertragen.

Aber gute Rathſchläge haben meiſt das Schickſal, nicht befolgt zu werden, und Grobheiten die Eigenſchaft der böſen That, nämlich fortzeugend zu wirken.

So war König Philipp von Makedonien außer ſich, als ihn Demoſthenes, ſeiner Trunkſucht wegen, mit einem Schwamme verglich. Er ſchimpfte, hielt dem berühmten Redner ſelbſt körperliche Gebrechen vor. Dieſer antwortete ſcharf und ſchärfer in einer als „Philippika" typiſch gewordenen geharniſchten Weiſe. Alexander der Große wieder ſchleuderte einem Höflinge, der ſeinem Vater, dem eben genannten Philipp, gelegentlich deſſen zweiter Vermählung einen rechtmäßigen Thronerben wünſchte, einen Becher an den Kopf, worauf der König ſogleich das Schwert zog, um den Sohn zu züchtigen. Allein des Weines voll, fiel er unter den Tiſch, und das war's, was Alexander zu der höhniſchen Bemerkung veranlaßte: „Da ſeht den Mann! Aſien will er erobern und kann nicht einmal von einem Tiſche zum anderen gelangen."

Auch Peter der Große war dem Weine und noch mehr dem Branntweine hold, und schritt unter dessen Einflusse gar oft zu Thaten, die er später aufrichtig bereute. Und als er einmal im Rausche seinen Freund und Liebling Lefort am Leben bedrohte, und dieser ihm das Schwert entwand, that sich der Zar selbst eine Grobheit an, indem er ausrief: „Rußland kann ich beherrschen, mich nicht!"

Sully wieder zerriß das Heirathsversprechen, welches der nachmals von Ravaillac ermordete König Heinrich IV. seiner Geliebten, dem Fräulein Henriette d'Entragues, ertheilte, und antwortete auf des Herrschers Frage: „Bist Du ein Narr?" mit den Worten: „Ja, und wollte Gott, daß ich der einzige in Frankreich wäre." — Ein anderer Minister, Graf Rostoptschin, sagte Aehnliches dem Zaren Paul, als es sich um den Abschluß einer von diesem gewünschten Allianz mit Napoleon I. handelte, möglicher Weise sogar daran erinnernd, daß Friedrich der Große einmal, als gelegentlich einer Balletvorstellung im königlichen Schauspielhause zu Berlin der Vorhang nicht tief genug sank, um die Beine der auf der Bühne befindlichen Personen den Blicken der Anwesenden zu entziehen, dem englischen Gesandten bemerkte, das Bild, das man soeben gesehen, mahne an die französische Regierung unter dem unfähigen Ludwig XV.: lauter Beine und kein einziger Kopf.

Dem Engländer, dessen Vaterland damals mit Frankreich im Kriege lag, war dies recht, und dem Gesandten Frankreichs hätte es ebenfalls recht sein müssen, wenn er der Angesprochene gewesen wäre, denn die Stellung eines Gesandten war auch in der zweiten Hälfte des 18. Jahr-

Digitized by Google

hunderts noch eine ſehr ſchwierige. Meiſt als Kundſchafter betrachtet, mußte er froh ſein, wenn man ſich ihm gegenüber blos mit groben Worten begnügte, denn ſo mancher Berufsgenoſſe war ſchon mit Schimpf und Schande über die Grenze gebracht oder gar in den Kerker geworfen worden, weil er den Willen ſeines Herrn nachdrücklich vertrat.

„Geſandte aus dem Chriſtenhundeſtalle" nannte Sultan Soliman die Geſandten der abendländiſchen Mächte, und: „Du elender Hund", ſchrie Zar Iwan der Schreckliche (1534—1584) von Rußland den Freiherrn Hans v. Cobenzl an, der 1576 in wichtiger Miſſion am Moskauer Hofe erſchien, „ſeit wann ſpricht man mit mir bedeckten Hauptes? Weißt Du nicht, daß ich vor wenigen Wochen dem polniſchen Geſandten, der ſich die gleiche Frechheit erlaubte, das Barett an den Kopf nageln ließ?"

Aber der wackere Deutſche fürchtete ſich nicht, ſondern erwiederte ruhig, für's Erſte ſei er kein Hund, für's Zweite jedoch der Geſandte des mächtigen deutſchen Kaiſers Maximilian II., daher der Zar annehmen müſſe, ſein Herr ſelbſt ſpräche mit ihm, ein Herr, der den Hut erſt dann abnehmen würde, wenn man ihm mit gutem Beiſpiele vorangegangen wäre. Und was den Polen betreffe, ſo ſei deſſen Schickſal ihm — dem Freiherrn — genau bekannt. Doch ſtimme es ihn weder mitleidig noch furchtſam, ſondern verächtlich, denn der Mann müſſe kein Schwert an der Seite getragen haben, ſo wie er, der Freiherr Hans v. Cobenzl. Dabei ſchlug er kräftig an ſein Wehrgehänge und zeigte im Verlaufe der Unterredung ſo viel Muth und

Selbstbewußtsein, daß ihn der Zar voll Hochachtung entließ. —

Ein deutscher Kaiser, Karl IV., ließ sich gelegentlich eines Empfanges der wegen einer Grenzverletzung Beschwerde führenden Gesandten des Ungarkönigs Ludwig des Großen in der Hitze sogar einige des Königs Mutter treffende Grobheiten zu Schulden kommen, Grobheiten, die alsbald mit einer Kriegserklärung beantwortet, und erst nach dem für den Beleidiger unglücklich geendeten Kampfe auf dem Fürstenkongresse zu Brünn unter Ausdrücken des Bedauerns zurückgenommen wurden. Dies in Betracht gezogen, muß man König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen bewundern, denn als er in den fünfziger Jahren hörte, Zar Nikolaus habe mit Bezug auf ihn dem Gesandten Vitzthum gegenüber geäußert: „Der weiß nicht, was er will, das ist kein König, der verpfuscht unser Handwerk," da schritt er nicht zum Kriege, sondern ertrug diese Grobheit ebenso ruhig, wie Kaiser Rudolf I. den Beinamen eines „Bettelkönigs". Auch Karl V. blieb, im Kloster San-Juste lebend, gelassen, als ihn ein Ordensbruder einmal anschrie: „Kannst Du nicht damit zufrieden sein, die Welt auf den Kopf gestellt zu haben, mußt Du auch noch die Ruhe des armen Klosters stören?"

Daß Grobheiten auch sinnreich sein können, hat ein Wiener Bürger im Jahre 1809 während der französischen Invasion bewiesen, indem er gelegentlich der aus Anlaß des Geburtstages Napoleon's I. anbefohlenen Illumination an seinem Hause ein Transparent anbrachte, aus dessen: „Zur Weihe An Napoleon's Geburtstag" lautenden In-

ſchrift ſich bei Zuſammenſtellung der auffallend großen Anfangsbuchſtaben das Wort: „Zwang“ — ergab.

Uebrigens kann auch der ſüßeſte Geſang eine Grobheit ſein. Zar Alexander I. hat es erfahren, als er, 1822 zum Fürſtenkongreſſe nach Verona gekommen, die berühmte Sängerin Catalani zur Verherrlichung einer von ihm veranſtalteten Soirée auserkor. Die Diva ließ wegen Heiſerkeit im letzten Momente abſagen, ſang aber aus Rache dafür, daß ſie einige Monate früher am Hofe von Petersburg angeblich grob behandelt worden war, mehrere Lieder zum offenen Fenſter ihrer Wohnung hinaus. Die glockenhelle Stimme der Nachtigall lockte viel Volk herbei, und dieſes genoß umſonſt, was zwei Kaiſern und einigen Königen verſagt wurde. Doch die Strafe folgte auf dem Fuße. Die Sängerin wurde ausgewieſen. Einem Sänger wäre es höchſtwahrſcheinlich noch ſchlechter, vielleicht ſo wie dem Tenor Guadagni ergangen, der einer ähnlichen Grobheit wegen zu Parma in den Kerker geworfen wurde und dort dem Henker ein Konzert geben mußte. Dem berühmten Sopraniſten Caffarelli erging es zu Rom noch ſchlimmer; er wurde von den Dienern des Kardinals Albani, deſſen Geſellſchaft er aus bloßer Laune um den verheißenen Ohrenſchmaus bringen wollte, im Schlafrock in den Konzertſaal gebracht, zum Singen gezwungen und ſodann für ſeine Kunſt mit Gold belohnt, für ſeine Grobheit jedoch mit Peitſchenhieben gezüchtigt.

Hiermit wären wir bei den „ſchlagenden Beweiſen“ der Grobheit angelangt und müſſen vor Allem des Herzogs Ulrich von Württemberg erwähnen, der ſeine Gemahlin

deshalb, weil sie sogleich nach seiner fingirten Abreise einen Ball veranstaltete, auf demselben während des Tanzens „die Sporen fühlen ließ". — Ist es nun möglich, daß der Biograph, welcher dieses Vorfalles erwähnt, dem in mancher Beziehung unglücklichen und wiederholt grob behandelten Fürsten Unrecht thut, so hallt dagegen die kräftige Ohrfeige durch die Geschichte, welche der unglückliche Don Carlos, Infant von Spanien, dem Don Juan d'Austria, dem natürlichen Sohne Karl's V., aus dem Grunde applicirte, weil derselbe behauptet hatte, einen besseren Vater zu haben, als Jener.

Die nächsten zwei Ohrfeigen-Geschichten spielen in Schweden. Gustav Adolph gab dem Obersten eines Reiterregimentes, Skaton, gelegentlich einer Parade vor der Front eine „Maulschelle", woraufhin der also Behandelte sein Pferd herumwarf und nach der norwegischen Grenze jagte. Der alsbald zur Einsicht seines Fehlers gelangte König folgte ihm. Nahe der Grenze wurde der Flüchtling, ein tapferer Soldat, eingeholt. „Ich weiß," sprach Gustav Adolph, „daß ich Euch tödtlich verletzt habe und Genugthuung schuldig bin." Und er schlug dem Obersten einen Zweikampf vor. Gerührt weigerte sich Skaton auf den Handel einzugehen und kehrte, mit seinem Könige versöhnt, nach Stockholm zurück.

Karl XII. dagegen erhielt eine Ohrfeige von schöner Hand, nämlich von einem Hoffräulein, dem er einen Kuß rauben wollte. An der mehrfach aufgestellten Behauptung, daß die Abneigung, welche dieser König dem weiblichen Geschlechte entgegenbrachte, auf diesen Umstand zurückzu-

Digitized by Google

führen ſei, wollen wir nicht rütteln, wohl aber anführen, daß Karl's Gegner und Beſieger, Peter der Große, weniger empfindlich war. Er heirathete das Mädchen von Marienburg, Katharina, trotzdem deſſen Hand mit ſeiner Backe in unſanfte Berührung gekommen war. Ganz in dieſelbe Lage kam Viktor Emanuel einem „Mädchen aus dem Volke", der nachmaligen Gräfin Mirafiori gegenüber, und ſein Geſandter am franzöſiſchen Hofe, Nigra, verſetzte am 3. September 1870 jenem Gamin eine derbe Ohrfeige, welcher in der dichtvermummten, von ihm aus den Tuilerien geleiteten Dame die Kaiſerin Eugenie erkennen wollte.

Wie oft die Ohrfeige in der Geſchichte noch vorkommt, läßt ſich leider nicht konſtatiren, denn Viele ſteckten ſie ſchweigend ein. Und ſo wiſſen wir nur, daß ſie öfter, als man glauben ſollte, den letzten Ausdruck der Grobheit gebildet und in neueſter Zeit durch verſchiedene franzöſiſche Deputirte ſogar die Parlamentsfähigkeit erlangt hat. Warum auch nicht? In Lithauen iſt ſie ja ſogar ein unerläßlicher Hochzeitsbrauch.

Knapp vor der Trauung nähert ſich dort die Mutter der Braut, um ihr vor allen Leuten einen tüchtigen Backenſtreich deshalb zu geben, damit ſie ſpäter, falls die Ehe nicht glücklich ausfällt, als Scheidungsgrund geltend machen kann, daß ſie durch Mißhandlungen gezwungen worden ſei, die Ehe einzugehen. Welch' löbliche Vorſicht! Wir wollen hoffen, daß ſie meiſt übertrieben iſt und kommen nun auf den Mann zu ſprechen, deſſen Namen man in dieſer Skizze bereits vermißt haben wird, auf den berühmten Reformator Martin Luther, der nicht nur ein ſehr be-

Digitized by Google

rühmter Mann, sondern auch einer der gröbsten Menschen aller Zeiten gewesen ist. Was er zumal in dem öffentlich und mit dem Aufwande kolossalster Grobheit geführten Streite zwischen dem Herzoge Heinrich II. von Braunschweig-Wolfenbüttel und den beiden Häuptern des schmalkaldischen Bundes, Philipp von Hessen und Johann Friedrich von Sachsen, als Sekundant der Letzteren, an urwüchsiger Derbheit geleistet hat, das zu erörtern ist hier nicht der Platz, denn es steht in seinem Buche „Wider Hans Wurst" verzeichnet, wohl aber muß daran erinnert werden, daß er sich nicht scheute, selbst dem Teufel das Tintenfaß an den Kopf zu werfen. — Etwa 120 Jahre später flog ein gleiches Ding zu Frankfurt a. M. bei den Verhandlungen über die Kaiserwahl dem bayerischen Gesandten an den Kopf. Der Schleuderer war diesmal der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz, der Sohn des Winterkönigs, und er selbst schreibt über diesen Vorfall seiner zur Linken angetrauten, von der rechtsseitigen Gemahlin einmal sogar mit der Pistole bedrohten, Frau Luise v. Degenfeld, es habe den Gesandten die Tinte zwar etwas beschmutzt, aber nicht so, wie er es seiner Grobheit wegen verdiente. Die Sendboten von Trier, die neben dem Bayern saßen, wurden unschuldigerweise auch einigermaßen „beschmutzt", aber der Kurfürst beeilte sich, die Tinte mit dem beliebten Bacheracher Weine abzuwaschen, d. h. er lud die Herren zu einem Zechgelage ein, wobei es sehr lustig zugegangen sein soll. Nicht so lustig war das Nachspiel dieser Angelegenheit, denn es kostete Mühe genug, Bayerns kriegerischen Muth zu dämpfen.

Digitized by Google

Ganz abgeſehen davon, daß Kaiſerin Maria Thereſia eine Urkunde, die ſie nicht unterſchreiben wollte, mit Tinte begoß, finden wir des „Tintenfaſſes“ in der Weltgeſchichte noch einmal Erwähnung gethan. Und zwar ſpielt es diesmal eine ziemlich paſſive Rolle, denn es tanzte blos und ſpritzte ein wenig auf, als der öſterreichiſche Feldzeugmeiſter Duka während eines 1813 zu Freiburg im Breisgau in Gegenwart des Kaiſers Franz abgehaltenen Kriegsrathes, nicht mehr im Stande, den für das Ueberſchreiten des Rheines vorgebrachten Gründen des nachmaligen Feldmarſchalls Grafen Radetzky etwas entgegen zu ſetzen, auf's Höchſte ergrimmt mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug, ſchreiend: „In drei Teufels Namen, wollen Sie geſcheidter ſein, als der Prinz Eugen?“

„Nein, denn dieſer wäre ſchon längſt über den Rhein!“ erwiederte Radetzky, und der Kaiſer war mit ihm ſo ſehr einverſtanden, daß der Vormarſch der Verbündeten noch am ſelben Tage begann.

Feldzeugmeiſter Duka aber fiel wegen jenes Schlages auf den Tiſch nicht in Ungnade, ein Beweis, daß auch gekrönte Häupter eine kräftige Meinungsäußerung gelten laſſen.

Das wußte unter anderen Diplomaten auch der engliſche Premier Lord Palmerſton und deshalb beobachtete er immer dann, wenn er mit ſeinem Freunde Napoleon III. unzufrieden war, folgendes Verfahren. Dem Geſandten des Letzteren gegenüber äußerte er ſeine Anſichten über dieſen rein menſchlich, mit den ärgſten Schimpfwörtern, kurz mit Majeſtätsbeleidigungen förmlich geſpickt; in den

Digitized by Google

Noten an den Machthaber an der Seine aber ſagte er ganz daſſelbe in jener feinen Weiſe, deren ſich, um ein volksthümliches Beiſpiel zu wählen, der Mann bediente, welcher den ihm auf der Seele brennenden, ſeinen Nächſten zugedachten, aber aus Furcht vor der unausbleiblichen Geldbuße lange unterdrückten „Eſel“ endlich als „geöhrten“ Herrn losließ.

Es wäre noch gar viel von der Grobheit zu ſagen, allein da wir durchaus keinen Leitfaden für Grobiane ſchreiben wollen, ſo ſchließen wir, unſere verehrten Leſer auf die Werke Pater Abraham's a Santa Clara verweiſend. In denſelben werden ſie wahre Perlen der Grobheit finden und zu der Einſicht gelangen, auch ſie ſei eine „gute Gabe Gottes“.

Mannigfaltiges.

Ein Schiller Naheſtehender. — Der alte königliche Theaterdiener Seeger, das Faktotum der Regie, der unentbehrliche Vermittler zwiſchen der Berliner Intendanz und dem leicht erregbaren Theatervölkchen, hat länger als 25 Jahre ſeinem Poſten vorgeſtanden, den er unter dem berühmten Iffland angetreten. Urſprünglich war er Barbier und ſpäter Kammerdiener des bekannten Geheimraths Hufeland geweſen, durch deſſen Empfehlung er ſeine Stelle am Theater erhalten hatte. Mit einem früheren Herrn war Seeger aus Weimar nach Berlin gekommen, er kannte daher alle Koryphäen der deutſchen Literatur, auch Goethe und Schiller, beſonders den Letzteren, mit dem er, wie wir ſpäter erſehen werden, ſogar in naher Berührung geſtanden hat. Durch die lange Dienſtzeit am Berliner Hoftheater war er in den innerſten Geſchäftsgang deſſelben eingeweiht und mit allen Verhältniſſen vertraut. Er kannte ſowohl die kleinen Schwächen der Direktion, wie auch der Künſtler. Sein Alter und ſeine Erfahrungen gaben ihm ein gewiſſes Anſehen in der Theaterwelt, weshalb die Anſicht des alten Theaterdieners mehr als einmal befragt und ſein praktiſches Urtheil häufig berückſichtigt wurde. Beſſer als der Theaterarzt verſtand er die verſchiedenen Krankheiten der Schauſpieler und Schauſpielerinnen zu behandeln, und die im vertraulichen Tone mitgetheilte Nachricht, daß er beauftragt ſei, die Rolle, welche der Patient oder die Patientin nicht konnte, oder aus Neid nicht ſpielen wollte, ſeinem Rivalen

Digitized by Google

reſpektive ihrer Rivalin zu überbringen, heilte die gefährlichſten Leiden in wenigen Augenblicken. — Gern erzählte der alte Theaterdiener ſeine verſchiedenen intereſſanten Erlebniſſe und Abenteuer mit berühmten Künſtlern und großen Männern.

Eines Tages, als gerade in ſeiner Geſellſchaft von Schiller die Rede war, lächelte er in ſeiner eigenthümlichen Weiſe, worauf er, wie gewöhnlich, aufgefordert wurde, ſeine Erinnerungen zum Beſten zu geben.

„Sie haben Schiller perſönlich gekannt?“ fragte ihn einer der Anweſenden.

„Das will ich meinen,“ entgegnete der alte Seeger in ſeiner ſtotternden Weiſe. „Ich habe ihn faſt täglich geſehen und geſprochen.“

„Da hat er Ihnen gewiß viel Intereſſantes mitgetheilt,“ bemerkte ein Schauſpieler ironiſch.

„Je nachdem er aufgelegt war. Er war ein ſehr guter Herr und gar nicht ſtolz, wenn man nur den rechten Ton zu treffen wußte. Wir haben immer gut miteinander geſtanden, und als ich fortging, da hat er mir noch zwei Thaler geſchenkt und geſagt: ‚Seeger! Es thut mir ſehr leid, daß ich Ihn verliere. So gut wie Er verſteht es Keiner.‘“

„Und erinnern Sie ſich gar nicht mehr, was er ſonſt in Ihrer Gegenwart geſprochen hat?“

„Doch! Einmal hielt er die Zeitung gerade in der Hand, als ich zu ihm kam. Da ſtand die Nachricht, daß der Herzog von Württemberg geſtorben ſei. Er ſchien gerührt und erzählte von dem ſtrengen Herrn, der ihm verboten hatte, Theaterſtücke zu ſchreiben, und wie er (Schiller) deshalb fortgelaufen ſei. ‚Nun liegt der Herzog,‘ ſagte der Herr v. Schiller zu mir, ‚in ſeinem Grabe und ich bin doch ein Dichter geworden, obgleich er durchaus einen Regimentschirurgen aus mir machen wollte.‘ — Auch von ſeinen Eltern ſprach er bei dieſer Gelegenheit mit mir und

von dem Leben in Schwaben, wie das doch ganz anders sei, als bei uns in Sachsen. So redete er vielerlei, aber von der Hauptsache, die ich am liebsten gehört hätte, kein Sterbenswort."

„Was für eine Hauptsache?"

„Na!" entgegnete der alte Seger mit einem schelmischen Lächeln. „Ich meine die Laura; von der Laura hat er mir nichts gesagt, obschon er sie so viel besungen hat."

Als Alle lachten, lachte der gutmüthige Theaterdiener am lautesten mit, erfreut über seinen halb einfältigen, halb schalkhaften Witz.

„Aber wie kamen Sie denn," fragte wieder der Schauspieler nach einer Pause, „so häufig mit Schiller zusammen? Nach Ihren Aeußerungen müssen Sie ihm doch sehr nahe gestanden haben."

„So nahe, wie Sie sich kaum denken können," scherzte der alte Seeger. „Ich durfte mir die größten Freiheiten mit ihm erlauben. Mehr als hundertmal habe ich ihm an die Nase gefaßt."

„Ach! Sie wollen sich über uns lustig machen und sind auf Ihre alten Tage ein Aufschneider geworden," entgegnete man ihm.

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort," erwiederte der Theaterdiener, „daß ich Schiller's Nase in meiner Hand gehabt habe, und es war noch dazu eine respektable Nase."

„Machen Sie keinen Unsinn!"

„Und doch rede ich nur die Wahrheit und ich kann jeden Tag darauf einen Eid ablegen."

„Aber wie ist denn das möglich?"

„Ganz einfach. Ich habe Schiller rasirt, als ich noch in Weimar sein Barbier war." —dn—

Brandbriefe. — Die deutsche Schrift- und Umgangssprache kennt heute noch den Ausdruck „einen Brandbrief schreiben".

Man bezeichnet damit einen Brief, der eine dringende Mahnung, vor Allem eine Bitte um Geld enthält, und der Student z. B., der von seinem Vater dringend eine ausnahmsweise Sendung von Geld verlangt, spricht von dem „Brandbrief", den er nach Hause geschrieben. So harmlos wie heute war indeß die Bedeutung des Wortes früher nicht, es knüpft sich vielmehr ein Stück Kultur- und Kriminalgeschichte an dasselbe.

Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Brandbrief bezeichnete einen Brief, welcher an Abgebrannte gegeben wurde, und auf Grund dessen sie, milde Gaben heischend, durch das Land zogen. Schon das Mittelalter kennt diesen Gebrauch, und es wurden „Brandbriefe" nicht nur an einzelne Individuen, sondern auch an ganze Gemeinden und Körperschaften ausgetheilt, und ein ganz besonders schönes Beispiel von einem solchen Brandbriefe liefern uns die folgenden Zeilen, welche der Chronik der Stadt Lübbenau in der Niederlausitz entnommen sind, und deren Inhalt für sich selbst spricht. Der Brief lautet, wie folgt:

„Durchlauchtigste, Durchlauchtige, Hoch undt wohlgeborne, Gestrenge, veste, Hochgelarte, Hoch und Wohlweise Herren! Mittels anerbietung meiner Respective unterthänigsten, unterthänigen, gehorsamen, auch stets willigen und gefließenen Diensten an alle fromme christliche Herzen, weß Standes undt Würdens Sie seien, Ich erheischtermaßen nicht verhalten, Welcher gestaldt der allerhöchste Gott mei Städtlein Lübbenav an der Sprev in Markgrafenthumb Niederlausitz gelegen, mit seinen unerforschlichen Gerichtenn, der Feverbrunst, unterschiedlich heimgesuchet hat, In dem vor Jahren nicht allein des hiesigen damaligen Diaconi wohnhaus, sondern auch die Pfarrei und Schulle, sambt vielen Bürgerhäusern im Fever aufgegangen sindt. Alß nun diese Häuser kaum wieder durch Vorschub des Kirchenspiels, auch Kirchen-Aerary seint aufgerichtet worden, ist wieder ein Fever außgebrochen, dadurch dann abermal die Pfarrei, Diaconey und

Schulle in die Aſche verfallen iſt. Hierauf, alß dieſe noch alſo liegen, ſchlägt der Donner mit einem erſchrecklichen, und dieſerorts unerhörtenn ungewitter in den wohlerbauten Glocken Thurm, dadurch er und die gutte Glocken gänzlich ſeint zerſtäubert worden, alſo, daß man von der in der Erde verfloßenen Glockenſpeiſe gar ein weniges herausbekommen hatt: Ob nun woll hierauff gedacht worden, wie der Geiſtlichen Häuſer ſambt dem Thurm und Glocken wieder möchten aufgerichtet werden, ſo iſt doch bald darauf der große undt weltkundiger Kriegsunruhe eingefallenn, dadurch daß Kirchenſpiel durch ſtete und viele Plünderung und auch daß Städtlein durch ſchwere einquartirung auch dermaßen enerviret und erſchöpfet worden, daß keine möglichkeit ſich faſt bisher hatt wollenn finden, alle die gefallenen Häuſer der Geiſtlichen undt den Glockenthurm wieder zu ſchaffenn.

Gelanget demnach an jede, weß Standes, Ehren ſie ſindt, mein Respective unterthänigſtes, unterthäniges, dienſt- auch freundliches undt geneigtes Bitten, Sie wollen ſolchen meinen wahren gezeugniß Glauben zuſtellen undt zu baldiger Erbavung der Pfarrei, Diaconey und Schulle, wie auch des gänzlich niederliegenden Thurmes und erneuerung der Glocken vor der Kirchen, wo ſonſt ein chriſtliches Almoſen zu erhalten iſt, ſammeln zu laſſen; vorgenannter Maßen ich dann zu dem Ende zwei auß meinem Städtlein Lübbenav geſchworene, und zu dieſer Beyſteuer außerſandte Bürger abgefertigt habe, mit der Freywilligkeit, gläubigen Chriſten geträulich anzugehen und dieſelben die bekommenden Almoſen auch verzeichnen zu laſſen: — Was nun ein Jeder zur Ehre Gottes anwenden wirdt, daß wirdt Chriſtuß als ein Vergälter alles Guthen, der auch ein Trank kaltes Waßers, ſo in ſeinem Nahmen und ihm zu lieb dargereichet wirdt, nicht will unbelohnet laſſen, mit zeitlichen Segens undt ewiger Seligkeit in Gnaden erſetzen. — Und ich bin es gegen einen Jeden in alle Begebenheit zu erwiedern jederzeit erböthig.

Gegeben Lübbenav am Tage Philippi Jacobi. Anno Tausend Sechs Hundert sechs undt funffzigt.

Churfürstl. Durchlauchtigt zu Sachsen verordneter Landrichter des Markgrafenthumb Niederlausitz, Johann Siegesmundt Graff zu Lynar."

Da es im Mittelalter eine außerordentliche Anzahl von Bettlern, und zwar betrügerischen Bettlern gab, so ist es ganz selbstverständlich, daß auch die „Brandbriefe" von den Vaganten ausgenutzt wurden, und insbesondere nach dem dreißigjährigen Kriege zogen Tausende von Bettlern in Deutschland und den Nachbarländern umher, welche gefälschte „Brandbriefe" aufwiesen und um Unterstützungen zur Wiederbeschaffung ihres angeblich im Kriege verloren gegangenen Eigenthums baten. Ja, dieser Betrug hat sich durch die Jahrhunderte noch bis heute erhalten. Noch heute kommen betrügerische Bettler, welche uns „Brandbriefe" vorzeigen, d. h. Bescheinigungen ihrer Ortsbehörden, nach denen sie berechtigt seien, für ganze Gemeinden und für sich selbst persönlich zu sammeln, und wenn auch die deutschen Behörden nicht mehr solche Brandbriefe ausstellen, so thun dies doch noch die ungarischen, die polnischen u. s. w., so daß durch diese schwindelhaften Bettler das Wort „Brandbrief" in einigen Mißkredit gekommen ist.

Eine andere, fürchterliche Bedeutung bekam aber das Wort „Brandbrief" vor einigen Jahrhunderten dadurch, daß einzelne Verbrecher oder ganze Banden Briefe an Privatpersonen oder Ortschaften schrieben, in denen sie drohten, Häuser oder ganze Dorfschaften und Städte anzustecken, wenn ihnen nicht eine bestimmte Geldsumme gezahlt würde. Man kann annehmen, daß diese Art Brandbriefe ebenfalls bis auf die Zeit des dreißigjährigen Krieges zurückzuführen ist, daß in ihnen sich noch ein Stück von dem Fehderecht des Mittelalters findet, indem der Verbrecher gewissermaßen seinem Gegner Feindschaft und Zerstörung ansagt, sich aber nicht abgeneigt zeigt, gegen eine Ent-

ſchädigung von ſeinem verbrecheriſchen Vorhaben zu laſſen. Nicht nur die Bauart der Dörfer, ſondern auch der Städte in Deutſchland war noch vor hundert Jahren ſo feuergefährlich, daß eine Feuersbrunſt jedesmal unendliches Unglück für die Bewohner brachte, um ſo mehr, als man einestheils noch keine ordentlichen Feuerverſicherungsanſtalten hatte, anderntheils die Bewohnerſchaft von dieſem wohlthätigen Inſtitut noch keinen Gebrauch machte. So verfehlte denn nicht die Drohung, „Einem den rothen Hahn auf's Dach zu ſetzen", zu den fürchterlichſten zu gehören, die es gab, und willig zahlten ganze Städte und Dörfer an kühne Verbrecher Abſtandsgelder, welche ſie in Brandbriefen gefordert hatten. Gewöhnlich wurden dieſe Brandbriefe bei Nacht vor dem Rathhauſe oder vor dem Hauſe einer Standesperſon niedergelegt und in denſelben gedroht, innerhalb 24 oder 48 Stunden die Stadt — wie es zumeiſt hieß — an allen vier Ecken anzuzünden, wenn nicht eine beſtimmte Summe Geldes bis zu einer beſtimmten Stunde an einem beſtimmten Orte niedergelegt würde. Gewöhnlich ſchloß der Brief mit der Drohung, daß, wenn das Geld nicht gezahlt oder ein Verſuch gemacht würde, den Abſender des Briefes zu ermitteln und feſtzunehmen, die Brandſtiftung dennoch ausgeführt werden würde. Die Chroniken der meiſten Städte erzählen uns von ſolchen Briefen, erzählen uns auch, daß gewöhnlich die Bürger ſeufzend aus dem Stadtſäckel das Geld nahmen und durch eine Vertrauensperſon an den von dem Mordbrenner gewünſchten Ort niederlegten, und daß es kaum Jemand wagte, den Mordbrennern zu Leibe zu gehen, die wahrſcheinlich oft nur aus einem einzigen unverſchämten Subjekt beſtanden, welches ſich durch dieſen Brandbrief einen Vortheil verſchaffte.

Geradezu unglaublich war die Frechheit einer Mordbrennerbande, welche ſich am Ende des vorigen Jahrhunderts am Rhein zeigte und durch ihre gewaltthätigen Angriffe und Brandſtiftungen

ſo koloſſales Entſetzen in jenen Gegenden erregte, daß ſie es wagen durfte, Abgeordnete in Perſon in einzelne Städte, wie z. B. Mülheim an der Ruhr, zu ſenden, in denen dieſelben mit dem Bürgermeiſter und den Stadträthen wegen der Abfindungsſumme zu berathen hatten, die gezahlt werden mußte, um die Stadt vor der Brandſtiftung zu bewahren. Die Furcht vor dieſen Räuberbanden, welche ſich in den franzöſiſchen Revolutionskriegen gebildet hatten, war ſo groß, daß man es nicht wagte, dieſe Abgeſandten feſtzuhalten oder einzuſperren, ſondern ſie wie geheiligte Perſonen behandelte. Erſt die Einführung der Gendarmerie unter der Napoleon'ſchen Herrſchaft machte dieſen Mordbrennerbanden ein Ende, welche aber ſofort wieder auftauchten, als nach der Beſiegung der Franzoſen und deren Vertreibung für einige Zeit wenigſtens ungeordnete Zuſtände eintraten.

Noch eine dritte Bedeutung hat der „Brandbrief", und zwar wiederum eine kriminaliſtiſche, indem er ſo viel wie „Erpreſſungsbrief" bedeutet, den ein Verbrecher dem anderen ſchreibt. Es herrſcht im Verbrecherthum die Sitte, daß derjenige Verbrecher, der von einem Verbrechen Kunde bekommt, von dem, der das Verbrechen verübt hat, einen gewiſſen Antheil an der Beute verlangt. Dieſer Antheil wird ſtets unter Drohungen gefordert, und in der Verbrecherwelt nennt man dieſes Drohen mit der Anzeige bei der Polizei oder dem Strafrichter „brennen". Ein „Brandbrief" iſt alſo derjenige, in welchem ein Verbrecher von dem anderen einen Beuteantheil heiſcht, obgleich er einen ſolchen gar nicht zu fordern hat. A. O. Kl.

Friedrich der Große und die Erben des Prokonſuls Lietzmann. — Friedrich der Große reſidirte als Kronprinz in Rheinsberg. Sein königlicher Vater, ſparſam und genau wie er war, hielt ihn äußerſt knapp, und dem Erben der Krone Preußen fehlten wiederholt die Mittel, um die Koſten ſeiner Haushaltung beſtreiten zu können. In ſeiner finanziellen Ver-

legenheit ließ er am 8. Juni 1738 durch einen Vertrauten von dem Prokonsul Lietzmann in Neu-Ruppin tausend Thaler leihweise aufnehmen. Von diesem Darlehen wurden im November 472 Thaler zurückbezahlt.

Bald darauf bestieg Friedrich den Thron und sah sich sofort gezwungen, das Schwert zu ziehen. Unter den Sorgen der Regierung und der Anstrengung des Krieges vergaß der König, den Rest der erwähnten Schuld zu tilgen. Der Pronkonsul Lietzmann, welcher im Jahre 1752 starb, wagte es nicht, seinen königlichen Schuldner zu mahnen. Auch die Erben schwiegen anfangs, als aber später arge pekuniäre Bedrängniß eintrat, da sahen sie sich gezwungen, den König an die alte Schuld zu erinnern. Auf das unter dem 10. Juni 1782 eingereichte Bittgesuch, welchem die Schuldverschreibung beigeschlossen war, entgegnete der König bereits nach vier Tagen, wie folgt:

„So ganz glar justificiret das Eurer Vorstellung vom 10. beigefügte und hierbei zurückgesandte Document den Rest der Schuldforderung Eures Erblassers, des gewesenen Proconsuls Lietzmann in Neu-Ruppin, eben nicht, und er hätte solchen billig vor 44 Jahren zurückfordern sollen. Indessen, wenn Ihr dessen Richtigkeit auf eine gesetzmäßige Art mir näher darthun werdet, so bin ich gern bereit, diese Schuldsache noch abzumachen als Euer und Eurer Miterben gnädigster König Friedrich."

Die Erben ließen jetzt durch einen Juristen ihre Ansprüche gesetzlich begründen, und reichten am 3. August eine neue Eingabe ein; in dieser war besonders darauf hingewiesen, daß eine Tilgung der Schuld nach den Landesgesetzen durch vorzulegende Quittung zu dokumentiren sei. Nach sechs Tagen erhielten die Erben folgendes Kabinetschreiben:

„Seine Königliche Majestät von Preußen, unser Allergnädigster Herr, sind mit der von den Kindern und Erben des Prokonsuls Lietzmann in Neu-Ruppin eingereichten näheren Bescheinigung

Ihres Schuldreſtes von 527 Thlr. 17 Gr. 6 Pf. zufrieden und werden Ihnen ſolche nach der Retour aus Schleſien nebſt fälligen Zinſen von 1738 an mit 1682 Thlr. 17 Gr. 7 Pf. gegen Quittung auszahlen laſſen."

Als die Zahlung trotzdem ausblieb, wandten ſich die Erben nochmals an den König. Am 19. September empfingen ſie das Antwortſchreiben Friedrich's:

„Es iſt wohl Eure und Eurer Miterben eigene Schuld, daß der Reſt Eurer Forderung aus Eures Erblaſſers Verlaſſenſchaft nicht ſchon längſt bezahlt worden iſt. Hätte ich nicht ſo ſtarke Ausgaben machen müſſen, ſo würde ich den Euch geſetzten Zahlungsterminum nach meiner Retour aus Schleſien eingehalten und befriedigt haben. Auf die Zahlung könnt Ihr aber mit der größten Zuverſicht rechnen. Sie erfolgt gewiß, und ich fordere Euch und Eure Miterben noch zu einiger Geduld auf als Euer gnädiger König Friedrich."

Ungefähr einen Monat ſpäter empfingen die Erben ihr Geld auch wirklich. E. K.

Eine wohlthätige Eigenſchaft des Waſſers. — Alle Körper ziehen ſich bei fortſchreitender Erkaltung zuſammen, d. h. ſie nehmen einen kleineren Raum ein als zuvor. Man ſehe nur, wie der Schmied eilt, wenn er einen glühenden Reifen um ein Rad legen will, denn er weiß, daß der abgekühlte Reif enger wird und nicht mehr um das Rad paßt. Aehnliche Erſcheinungen können wir im Alltagsleben in Menge beobachten, auch bei dem Thermometer, denn beim Sinken der Temperatur zieht ſich das Queckſilber in demſelben zuſammen, und die Queckſilberſäule ſtellt ſich deshalb niedriger.

Von dieſem Naturgeſetz macht das Waſſer eine wohlthätige Ausnahme. Bei fortſchreitender Abkühlung zieht es ſich zuſammen; nehmen wir als Beiſpiel an, von 10 Grad Wärme auf 8 Grad. Was geſchieht nun? Das obere, von 10 auf

8 Grad abgekühlte Waſſer hat ſich zuſammengezogen und iſt ſchwerer geworden, deshalb ſinkt es zu Boden, und das wärmere, deshalb leichtere Waſſer ſteigt an die Oberfläche. Nun kühlt ſich dieſes ab, ſinkt zu Boden, um wieder wärmeres, leichteres Waſſer nach oben zu laſſen. Würde die Abkühlung nun in dieſer Weiſe fortgehen, ſo würde bald alles Waſſer auf Null Grad abgekühlt ſein, und das Gefrieren würde beginnen. Dies würde zunächſt an der Oberfläche geſchehen. Wenn nun aber eine abermalige Zuſammenziehung einträte, oder anders ausgedrückt, wenn das Eis ſchwerer wäre wie das Waſſer, ſo würde nun das Eis zu Boden ſinken, und bald würde die ganze Waſſermaſſe durch die Winterluft in Eis verwandelt ſein. Waſſerpflanzen und Waſſerthiere könnte es nicht mehr geben; der Frühling fände eine Eismaſſe vor, die er nicht zu ſchmelzen vermöchte, und es träte eine Erniedrigung der Temperatur ein, welche eine ewige Eiszeit brächte.

Daß es nun nicht ſo iſt, liegt an einer wohlthätigen Eigenſchaft des Waſſers, vermöge deren es ſich nur auf 4 Grad Wärme zuſammenzieht. Wird es weiter abgekühlt, ſo dehnt es ſich, dem allgemeinen Naturgeſetz entgegen, wieder aus, es wird alſo leichter. Die Folge davon iſt, daß das 4 Grad warme Waſſer das dichteſte und ſchwerſte iſt, und bei weiterer oberflächlicher Abkühlung nicht mehr unterſinkt, denn das 3, 2 und 1 Grad warme Waſſer wird ja ſtets leichter und ſchwimmt alſo obenauf. Und ſo kommt es endlich dazu, daß die oberſte Waſſerſchicht auf den Gefrierpunkt, d. h. auf 0 Grad abgekühlt iſt, während ſich am Grunde immer noch das ſchwerſte, 4 Grad warme Waſſer befindet. Jetzt kommt es an der Oberfläche zum Gefrieren. Merkwürdiger Weiſe dehnt ſich das zu Eis erſtarrende Waſſer ganz bedeutend aus, nämlich um 10 Prozent. Daher kommt die Erſcheinung, daß das auf dieſe Weiſe leichter gewordene Eis auf dem Waſſer ſchwimmt. Die oberflächliche Eiskruſte bildet,

Digitized by Google

wie die Schneedecke der Erde, einen schlechten Wärmeleiter, d. h. sie läßt die unten befindliche Wärme nicht nach oben entweichen. Wohl verdickt sich diese Eiskruste bei andauernder, strenger Kälte, aber zum Gefrieren bis auf den Grund kommt es nicht; dies könnte nur bei ganz seichtem Wasser geschehen. Ohne diese wohlthätige Eigenschaft des Wassers würde, wie gesagt, alles Leben in ihm ersterben müssen. C. T.

Zur Geschichte des „Kölnischen Wassers". — Der Erfinder des Kölnischen Wassers ist bekanntlich der italienische Händler Giovanni Maria Farina, der sich im Jahre 1709 in Deutschland niederließ. Wie so viele Produkte, die heute auf dem Weltmarkte eine große Rolle spielen, so nahm auch die Bereitung des Kölnischen Wassers einen sehr bescheidenen Anfang. Fünfundzwanzig Jahre alt, verließ der genannte Kleinhändler sein Vaterstädtchen Domo d'Ossola, um sein Glück am Rhein zu versuchen. Er hausirte mit Toilettegegenständen, Seife, Parfümerien, die er aus seiner Heimath bezog. In Köln ließ er sich nieder, am Jülichplatze befand sich sein bescheidenes Geschäftslokal, in dem er auch ein Parfüm fabrizirte, dessen Bereitung des Italieners alleiniges Geheimniß war. Er gab diesem Parfüm den Namen der Stadt Köln, die ihm eine zweite Heimath werden sollte.

Lange Jahre drang der Ruf des Kölnischen Wassers kaum über die rheinische Provinz hinaus; erst der siebenjährige Krieg und der Durchzug der französischen Heere brachte ihm den Weltruf. Durch die Offiziere des Richelieu und Soubise fand es Eingang in die Salons von Versailles, und damit waren ihm die Wege in die Welt erschlossen und das Kölnische Wasser ward zur Weltmode. Sein Erfinder starb im Jahre 1766, nachdem er den Triumph seiner Erfindung erlebt hatte, und er hinterließ sein Geheimniß seinem Neffen als ein unschätzbares Erbe. Dieser leitete die Fabrik am Jülichplatze bis zum Jahre 1792 und hinterließ sie dann seinen drei Söhnen: Johann Baptist, Johann

Maria und Karl Anton. Der gegenwärtige Chef der Firma Johann Maria Farina ist der Enkel von Karl Anton, und sein Theilhaber ist Johann Maria Hermann, welcher die Enkelin von Johann Baptist geheirathet hat. Nie ist ein Staatsgeheimniß sorglicher gehütet worden, als das Geheimniß der Fabrikation des Kölnischen Wassers, denn seit 1709 sind nur zehn Personen in dieses Geheimniß eingeweiht worden. Das erste, vom Erfinder selbst geschriebene Rezept, wird in der Fabrik in einem besonderen Raum, in einem Krystallbecher, der von einer dreifach verschlossenen Truhe umschlossen ist, aufbewahrt. In dem Zimmer, welches dem Erfinder als Laboratorium diente, sieht man noch die Maschine, in welcher die Oele mit Hilfe einer Kurbel gemischt wurden, und deren Mechanismus einer Buttermaschine ähnlich sieht. In demselben Raume befindet sich auch eine Truhe aus geschnitztem Holz, mit Hähnen versehen, die ehedem zur Füllung der Flaschen diente, und in ihren kleinen Dimensionen an den bescheidenen Anfang der Firma erinnert. Die Keller der Fabrik bestehen aus kleineren Abtheilungen, die alle durch dicke Mauern von einander getrennt sind; jede Zelle ist in sich abgeschlossen und man gelangt auf dem Hauptwege zu ihr. Durch diese Einrichtung bleibt bei Ausbruch eines Feuers dieses auf den Kellerraum, in dem es entstand, beschränkt. In mächtigen Fässern lagert hier das Kölnische Wasser. Die Tonnen sind aus Libanon-Cedern verfertigt, deren Holz nicht allein ungemein widerstandsfähig ist, sondern auch keinen Geruch auf die Flüssigkeit überträgt. Die Cedern werden nach Marseille verschifft, dort zu Fässern verarbeitet und mit französischem Weingeist gefüllt; so treten sie dann ihre Reise nach Köln an. Der Alkohol wird aus Trauben, die in der Nähe von Narbonne wachsen, gewonnen; dort befindet sich auch eine Filiale der Firma Farina.

Die Keller der Fabrik am Jülichplatze bedürfen einer unausgesetzten Ueberwachung, da öfters Fässer bersten. Die Verwand-

lung des Alkohol in Kölniſches Waſſer vollzieht ſich in der folgenden einfachen Weiſe: man füllt die Fäſſer bis zur Hälfte mit Alkohol, gießt dann die Oeleſſenz hinzu und füllt ſie nun ganz mit Alkohol. Nach vierzehntägiger Lagerung hat ſich die Miſchung vollends vollzogen und dieſelbe kann jetzt abgelaſſen werden. Der Bodenſatz des Faſſes bildet eine grünliche Hefe, die als vorzügliches Mittel gegen Rheumatismus empfohlen wird. Die geheimnißvollen Oeleſſenzen werden in kleinen runden Gefäßen von verzinntem Blech aufbewahrt, deren jedes eine Holzumhüllung hat. Durch langes Lagern ſoll das Kölniſche Waſſer an Güte gewinnen; in den Kellern am Jülichplatze werden Flaſchen aus dem Jahre 1750 aufbewahrt; gewöhnlich erfolgt die Verſendung nach einer ſechsmonatlichen Lagerung. C. T.

Deutſch-amerikaniſche Paſtoren. — Unter den deutſchen Paſtoren Amerika's hat es viele tüchtige Männer gegeben, von denen Manche ihren Beitrag zum Humor lieferten, dabei aber das Herz auf dem rechten Flecke hatten. Der Pfarrer Peter Nikolaus Sommer wirkte lange Jahre im Schohariethale. Häufig predigte und taufte er im Walde. Als er einſt auf einer Amtsreiſe von ſeinem ſcheuenden Pferde abgeworfen wurde, heftete er, ehe er weiter ging, ein Blatt Papier mit der Nachricht davon an einen Baum, damit ſeine Gemeindemitglieder ſofort beruhigt würden, wenn ſie das herrenloſe Pferd zurückkommen ſähen und, ein Unglück fürchtend, ihn ſuchen gingen. Was er vorausgeſehen, traf auch ein. Kaum war das Pferd zu Hauſe angelangt, als ſich verſchiedene Bewohner aufmachten, ihren Paſtor zu ſuchen, den ſie von Indianern ermordet glaubten. Mitten im Walde fanden ſie die Stelle, wo er abgeworfen war, und gleich daneben die Aufklärung über ſein Verbleiben. Als Sommer 1781 in Neu-Durlach predigte, fand im Ort ein heftiges Gefecht ſtatt. „Laßt euch nicht irren," ſo beſchwichtigte der Pfarrer die durch Kugeln, welche in nächſter Nähe einſchlugen, unruhig gewordenen

Zuhörer, „die Sache, für die eure Freunde draußen kämpfen, ist eine gute und gerechte, man wird euch nichts anhaben.“ Die Gemeinde hielt wirklich bis zum Amen des tapferen Pastors aus. —

Pastor Quitman, der Vater des bekannten Generals und Gouverneurs, war ein starker, entschlossener, streng auf seine Würde haltender Geistlicher. Als ihm einst auf dem Wege zu einer benachbarten Gemeinde ein Amerikaner nicht ausweichen wollte, eilte er — es war im Winter — aus seinem Schlitten auf den Mann zu, hob ihn am Kragen in die Höhe und prügelte ihn auf offener Landstraße erbärmlich durch, damit er für die Zukunft bessere Lebensart und den Pfarrer ehren lerne. —

Der Pastor Peter Mühlenberg war persönlich mit Washington bekannt und hatte im Beginne des Unabhängigkeits- oder Revolutionskrieges als Pastor der deutschen Gemeinde zu Woodstock im Staate New-York das Kommando des achten Regiments erhalten. Die Nachricht, daß er in der Mitte des Januar 1776 seine letzte Predigt halten werde, hatte eine ungewöhnliche Menge Zuhörer herbeigelockt; nicht allein die Kirche, sondern auch der Friedhof, von dem sie umgeben war, füllte sich mit Menschen an. In eindringlicher Weise wies der Redner auf die Pflichten hin, welche das Vaterland und die gute Sache Allen auferlege, und schloß mit den klangvoll und kräftig gesprochenen Worten, es gebe eine Zeit zum Predigen und zum Beten, aber auch eine Zeit zum Kämpfen, und diese letztere sei nun gekommen. Dann sprach er den Segen. Seine Laufbahn als Prediger war abgeschlossen. Es folgte darauf eine Scene, die wohl einzig in ihrer Art dasteht. Er warf den Chorrock, der ihn einhüllte, ab, und stand im vollen Schmuck des Kriegers da. Nun stieg er von der Kanzel herab und ließ die Trommeln rühren. Da loderte die Begeisterung in hellen Flammen auf. Viele seiner Zuhörer ließen sich in sein Regiment aufnehmen, Greise brachten ihm ihre Söhne, Frauen ihre Männer als Mitkämpfer. Nahezu

dreihundert Mann aus dem Dorfe und der Umgebung ſtellten ſich an jenem Tage unter Mühlenberg's Fahne. Zwei andere deutſche Prediger, Peter Helfenſtein und Abraham Baumann, dienten unter ihm als Major und Oberſtlieutenant. Der Prediger Mühlenberg ward einer der hervorragendſten Generäle der Amerikaner im ſogenannten „Freiheitskampf".

Auch im großen amerikaniſchen Bürgerkrieg (1861—1865) gab es einen hervorragenden General, der ſonſt das Gewand eines Geiſtlichen trug. Es war der General Polk, früher Biſchof der proteſtantiſchen Episkopalkirche Louiſiana's, der für die Sache des Südens in einer blutigen Schlacht das Leben ließ. E. O. H.

Die Berliner Küche von ehemals. — Im Jahre 1507 hat der gelehrte Arzt Ludovicus de Aula, der in Frankfurt a. M. wohnte, im Hinblick auf die damals in Deutſchland herrſchende und Tauſende von Menſchen hinwürgende Peſt ein Kochbuch verfaßt, das auch in Berlin ſtark verbreitet war. Im Mittelalter haben ſich eben auch die „gelahrten Herren" eingehend mit der Küche beſchäftigt. Das ergötzliche und lehrreiche Kochbuch führt den langen Titel: „Das geſunde Leibes-Regiment, von Eigenſchaft, Nutz und Schädlichkeit u. ſ. w., ſo zu menſchlicher Speiſe und Trank von Nöten ſeynd." Es gibt zunächſt für die Einnahme von Mahlzeiten einige humorvoll-ſittliche Regeln, welche die geſellſchaftlichen Gewohnheiten jener Zeit nicht eben in günſtige Beleuchtung bringen und von denen einige zur Bearbeitung für den Struwelpeter recht geeignet erſcheinen. So heißt es u. A.: „Schlürfe die Suppe nicht wie ein Schwein, blaſe die Koſt nicht, daß ſie allenthalben herumſpritzt. Schnaub nicht beim Eſſen wie ein Igel und trinke nicht, weilend Du die Speis im Mund haſt. So Du getrunken, ſäubre die Lippen nicht mit der Hand, kraze die Haare nicht und ſege während des Eſſens nicht an der Naſe. Du ſollſt auch nicht zugleich eſſen und reden, denn das iſt bäuriſch. Mache keine Schütte aus Knochenreſten, Brodkrumen um

den Teller herum wie ein Schanzgräber" u. ſ. w. Nachdem der gelehrte Koch über die Küche im deutſchen Reiche Revue gehalten, erzählt er, daß man in Berlin Roſenſuppe mit Vorliebe eſſe. Sie wird aus breiten Blättern der Roſe, Milch, Eierdotter und Vanillezucker bereitet. Eine andere Lieblingsſpeiſe in Berlin war nach de Aula „die Hühnerbruſt, in Zucker und Roſenwaſſer gedämpft." Als Salat aß man damals Weinranke, Kornblumen und vor Allem Boreth, Gurkenkraut. „Es vertreibt die Melancholie und ſtärkt die Glieder." Als ſicherſte Schutzmittel gegen Epidemien empfiehlt unſer Arzt Zwiebelſalat; Zwiebelſcheiben werden gebraten und in Wein, Baumöl, Zucker und Korinthen, ſo lange wie Eier, gekocht. Zum Schluß mahnt de Aula: „Meſſigkeit iſt die beſte Artzeney im eſſen und trinken, dadurch wir die Peſt vertreiben und lang mögen leben." H. Th.

Der verzollte Pharao. — Der berühmte Egyptologe Maſpero brachte einſt eine werthvolle Mumie nach Frankreich für die Sammlungen des Staats, und hoffte in Anbetracht des wiſſenſchaftlichen Zweckes von Zollplackereien verſchont zu bleiben. Aber der Zollbeamte, mit dem er zu thun hatte, dachte anders darüber. Als er den Kaſten öffnete, fragte er: „Was iſt denn das?"

Maſpero erläuterte, das ſei ein Pharao der ſechsten Dynaſtie.

„Ein Pharao?" ſagte der verblüffte Beamte. „Ich weiß wirklich nicht, welcher Zoll auf Pharaonen liegt." — Er durchblätterte ſeinen Tarif von vorn nach hinten, aber nirgends war eine ſolche Tarifpoſition zu finden. „Dieſer Einfuhrartikel," ſagte er ſchließlich zu Maſpero, „iſt im Tarif nicht vorgeſehen. Ich werde daher nach der in ſolchen Fällen üblichen Regel verfahren und den Pharao wie den höchſt beſteuerten Artikel der Gattung, die ihm am nächſten zu kommen ſcheint, einſchätzen — und das ſind getrocknete Fiſche."

Der Gelehrte fügte ſich ſchweigend und verzollte ſeinen Pharao als getrockneten Fiſch. Mn.

Digitized by Google

Mutterliebe. — Eine rührende Geſchichte wird von der taubſtummen Gräfin v. Orkney erzählt, die ſich im Jahre 1753 vermählte. Nicht lange nach der Geburt ihres erſten Kindes erſchien ſie zum großen Erſtaunen der Amme eines Nachts an der Wiege des ſchlafenden Säuglings. Hier nahm ſie einen großen Stein, den ſie unter ihrem Shawl verborgen hatte, hervor und erhob den Arm, um den Stein, wie die beſtürzte Amme glaubte, auf den Kopf des Kindes zu ſchleudern. Aber ſtatt deſſen warf ſie ihn mit aller Gewalt zu Boden, das Kind erwachte und fing an zu ſchreien; die Gräfin aber, die es angſtvoll beobachtet hatte, fiel mit einem Ausdruck unſäglichen Glückgefühls auf die Kniee, ſie hatte ſich überzeugt, daß ihr Kleines den Sinn hatte, der ihr ſelbſt fehlte. Mn.

Kurioſe Geographie. — In der Univerſalgeſchichte des Perſers Raſchid Eddin (angefangen 1314) lieſt man folgende Stelle: „Irlanda (Irland) iſt eine Inſel mitten im Ocean. Sie hat einen ſo vortrefflichen Boden, daß es da weder Ratten noch giftiges Gewürm gibt. Die Bewohner erreichen ein hohes Alter, ſie ſind rothhaarig, groß, ſtark und tapfer. Auf dieſer Inſel gibt es eine Quelle, die ein hineingeworfenes Stück Holz binnen einer Woche in Stein verwandelt. — Neben Irland liegt eine größere Inſel, Namens Inglitora (England), auf derſelben befindet ſich ein Berg mit zahlreichen Gold-, Silber-, Kupfer-, Blei- und Eiſengruben. Fruchtbäume gibt es im Ueberfluß. Zu den Wundern dieſes Landes gehört ein Baum, welcher Vögel erzeugt. Dies geſchieht in folgender Art: In der Blüthezeit ſieht man eine Art von Säckchen an dem Baume und in dieſem Säckchen ſteckt der Vogel mit ſeinem Schnabel. Iſt die Frucht reif, ſo pickt der Vogel ſelbſt ſie auf und kommt heraus. Man füttert ihn zwei Jahre, binnen welcher Zeit er die Größe einer Gans oder Ente erreicht. Er iſt die gewöhnliche Speiſe der Bewohner jenes Landes. Auf beiden Inſeln gibt es Schafe, aus deren

Wolle man Flor und Scharlachtücher bereitet. Der König beider Inseln heißt Schottland. Th.

Seltene Beharrlichkeit. — Auf Grund einer anonymen Denunziation wurde ein Minister Ludwig's XIV., der Marquis v. Chateauneuf, verhaftet und in die Bastille gebracht. Dasselbe Schicksal traf seinen vertrautesten Freund, den Chevalier du Jars, den man zwingen wollte, über seinen Freund belastend auszusagen. Jars erwiederte: „Chateauneuf ist ein ehrlicher Mann." Man drohte ihm mit der Tortur, der Chevalier blieb bei seinem Ausspruch: „Chateauneuf ist ein ehrlicher Mann." Man sprach das Todesurtheil über ihn und führte ihn scheinbar zum Tode, er veränderte die Worte nicht. „Gnade! Gnade!" tönte es plötzlich, er erhob sich. „Wie werden Sie dem Könige danken?" fragte der Oberrichter. — „Sagen Sie Seiner Majestät, Chateauneuf sei ein ehrlicher Mann, auf dessen Freundschaft ich stolz bin," erwiederte Jars. W. G.

Herausgeholfen. — Die Zarin Marie, die Gemahlin Kaiser Alexander's II., erschien einst auf einem Balle in einer neuen Robe, einer maisfarbenen Sommertoilette, die unter den Hofdamen wegen ihrer reizenden Façon allgemeine Bewunderung erregte. Da kam die Gräfin Feodorowna Ghika einherstolzirt, eine sehr eitle Hofdame, und zwar trug sie zum Entsetzen der Ballgäste und zum sichtlichen Aerger der Kaiserin ein Kleid, das jenem der Letzteren auf's Haar glich. Sofort eilte die Zarin zum Kaiser, um sich über die Taktlosigkeit der Gräfin zu beschweren, doch der Zar, welcher sich mit einem Scherzworte über die peinliche Angelegenheit hinweghalf, sagte: „Laß nur gut sein; ich und meine Lieutenants tragen ja auch die gleiche Uniform." —dn—

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönleins Buchdruckerei in Stuttgart.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
JUL 13 1912
Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 0681

Filmed by Preservation 1992